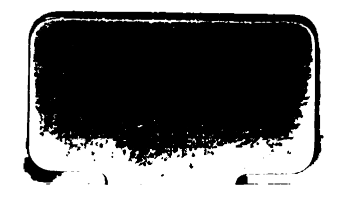




Böhmens heidnische Opferplätze, Gräber und Alterthümer.

Von

Dr. Mathias Kalina v. Jäthenstein,

beeidetem Landes-Advokaten, Budweiser bischöflichem Konsistorialrathe, Sekretär der k. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften und des Privat-Humanitätsvereins, der k. k. patr. ökonomischen, der pomologischen, der k. k. mährisch-schlesischen Gesellschaft für Ackerbau, Natur- und Landeskunde, des vaterländischen Museum, des Vereins der Kunstfreunde für Kirchenmusik, der k. preussisch-schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur, der oberlausitzer Gesellschaft der Wissenschaften, der Provinzial-Handlungskommission in Böhmen Mitglied, Herr auf Zwikowetz und Chlum.

Mit 35 Steindrucktafeln.

Aus den Abhandlungen der königl. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften.



Prag, 1836.

Druck und Papier von Gottlieb Haase Söhne.

Es ist oft schwieriger, das Vergangene zu errathen, zu erklären, als das Künftige vorherzusagen.



Einleitung.

Bevor ich jene Ausgrabungen heidnischer Ueberreste beschreibe, welche ich selbst durch eine Reihe von Jahren in Böhmen veranlaßt, oder welche ich in verschiedenen gedruckten Werken aufgezeichnet gefunden habe, oder endlich von welchen mir theils mündliche theils schriftliche Nachrichten mitgetheilt wurden, fordert es die Vollständigkeit, auch dasjenige anzuführen, was über das Vorfinden der Urnen in Böhmen, und in einigen, von slawischen Völkern wenigstens zur Zeit des Heidenthums bewohnten nachbarlichen Ländern in frühern Jahrhunderten geschrieben wurde.

Die erste Nachricht, daß in Böhmen Urnen, und bei diesen oft verschiedene andere, — vermuthlich metallene Sachen — gefunden wurden, gibt der im J. 1568 verstorbene Joachimsthaler Prediger Johann Mathesius in der 15. Predigt seiner im J. 1571 zu Nürnberg gedruckten Bergpostille. Leider gibt er die Fundorte nicht an. Er sagt unter andern: Mit den ausgegrabenen

Töpfen in der Oberlausitz und Böhme
ist es immer ein wunderlich Ding, weil s
mancherlei Formen an diesen Töpfe
seyen, daß auch keiner dem andern glei
ist, und daß sie unter der Erde weich sin
wie die Korallen im Wasser, und an de
Luft hart werden. Item daß in jede
Topf was Sonderbarliches liegt. Ich hab
an einer Gräfin ein Ringlein gesehe
von Gold, Silber und Kupfer sehr arti
gewunden, das hat man in einem solche
Erdtopf gefunden. Man disputirt woh
es sey an dem Orte etwa ein Begräbni
gewesen, darin man todter Leut Asche wi
in die alten Urnen, oder Thränentöpflei
darin man der Weinenden Thräne
aufgefaßt habe. Aber weil man die Töpf
nur im Mayen grabet, da sie sich selbe
verrathen, und als wäre die Erde schwa
ger einen Hübel machen, darnach sich di
so ihnen nachgehen, richten, laß ich's na
türliche ungemachte, und von Gott un
der Natur gewirkte Töpfe seyn.

Diese Stelle gibt uns die Gewißheit, da
schon damaliger Zeit heidnische Urnen und dari
aufbewahrte metallene Sachen ausgegraben wurde
ferner daß es Leute gab, die solche Nachgrabunge
vermuthlich in der Absicht, Gold, Silber oder Me
tall zu finden, geflissentlich vorgenommen habe

daß es in dieser Zeit in Böhmen viele solche Orte gab, welche durch ihre Hügelartige Erhöhungen erkannt wurden. Wie viele und bedeutende unterirdische heidnische Denkmähler mögen bei diesen habsüchtigen Nachgrabungen zerstört worden seyn, ohne daß eine Kunde zu uns kam — was sie enthielten — wo sie waren!

Diese Todtengräber behandelten ihre Ausgrabungen einzig aus Habsucht. Irdene, steinerne Sachen waren ihnen, so wie noch heutigen Tages dem auf solche Alterthümer bei seinem Graben oft stossenden gemeinen Manne gleichgültig; sie werden zerschlagen, verworfen, ohne daß eine Kunde uns zukömmt. Auch die metallenen Funde werden geschmolzen, ohne daß Alterthumsforscher etwas davon erfahren, und Belehrungen über die heidnische Vorzeit daraus schöpfen können.

In diesen von profanen Händen bloß aus geldgierigen Absichten bereits in frühern Zeiten vorgenommenen Ausgrabungen gründet es sich, daß man heutigen Tages gerade in den größten, ausgedehntesten heidnischen Begräbniß- oder Opferplätzen keine ganze Urnen, wenige Beilagen, wohl aber Urnentrümmer, Asche, Kohlen, Beine in Menge findet, daß die ursprüngliche Anlage, welche die Heiden ihren Opferheerden und Beerdigungsplätzen gaben, von diesen unberufenen Durchwühlern oft ganz zerstört wurde. Gerade die wichtigsten, größten Opfer- oder Begräbnißplätze hatten eine ge-

rundete erhabene äußere Gestalt, und verriethen sich am ersten diesen Schatzgräbern. Daher kömmt es, daß heut zu Tage ganze Urnen weit eher, da gefunden werden, wo sie einzeln an abgesonderten Orten beigesetzt wurden.

Petrus Albinus, der im J. 1590 seine Meißner Berg-Chronik schrieb, erzählt auf der 177. Seite gleichfalls von dem Vorkommen dieser Urnen. Da er in dem an Böhmen so nahe gelegenen und ursprünglich von Slawen bewohnten Meissen lebte, so sind seine gegebene Nachrichten auch für uns zum slawischen Volksstamm gehörigen Czechen von Wichtigkeit, und verdienen hier mitgetheilt zu werden. Er sagt: daß Erdtöpfe bei Schmiedeberg bei Clöden in Meissen, dann in Thüringen — ebenfalls ein alter Wendischer Wohnsitz — ferner auf dem Seeberg bei Schloßstein, in der Lausitz — abermals ein Wohnsitz der Wenden — in Kassenberg bei der Stadt Senftenberg, dann bei Guben und Lobesberg, — beide sind heutigen Tages böhmische Lehen — bei Lübben, zwei Meilen von Lukau, bei Triebel am Buchholzberg, am Guklberg unfern Sagan, bei Bergsdorf in Schlesien, gefunden werden, daß man sie in Thüringen Zwergtöpfe in dem Sinne nenne, als ob die Zwerge — eine Art Gespenster — sich ihrer bedienten; daß die Thüringer Urnen meistens einen engen Hals und weiten Bauch mit 1. 2. 3. Henkeln haben, die Lubenischen mit

Becken, Kacheln, Kreslein vermengt liegen, daß einige ein Nösel, andere 5 Stübchen fassen, und daß sie meist mit Steinen zugedeckt seyen.

Er sagt ferner, daß sie auch im Hessischen bei Giesa, im Dorfe Ouderhofen, bei Rheinkirch-Zabern und zwar theils roth, theils grau, bei Ferteleben, unweit dem Schloße Schwitz gelb gefunden werden.

Auch habe man im Thüringischen nicht fern von Nordhausen — steinerne Töpfe gegraben, in welchen die Asche fast zu Stein verwandelt war.

Er habe im Herbste des J. 1587 solche Todtenhügel nicht ferne von Janow beim Dorfe Wergzanau ausgraben lassen, und gefunden, daß um die meisten Reihen oder Zirkel von großen Feldsteinen waren, in deren Mittelpunkte die Urnen meistens zerbrochen lagen. In einigen wäre Asche, Kohlen und Beine gewesen. Auch bemerkte er kleine Näpflein, wie man die Käsenäpflein macht, grau und gesprengelt, welche er, und M. Vogl für die Urnulas angesehen, darein man die Thränen der Weinenden gesammelt hat. Im größten Hügel fand man in der Tiefe einer Klafter einen Leichnam, an welchem das Schienbein von großer Länge und die Kinnbacken voll frischer weißer Zähne waren. Darunter waren mehrere Feldwacken, und dazwischen ein großer Haufe wie graulicher Asche die fett anzufühlen war. Im übrigen bemerke man dreierlei

Hügeln, solche, die hoch und rund, nicht weit von den Ortschaften entfernt sind, diese seyen heidnische Begräbnißplätze; solche, die breit und minder hoch im flachen Felde sind, dieß seyen Schlachtfelder gewesen, wo man die Erschlagenen auf Haufen zusammengetragen, und mit Sand bedeckt hat; die dritten seyen auf Höhen, kegelförmig und bedeutend größer, worauf man Feuer gebrannt habe, um die Ankunft der Hunnen oder Wenden schleunigst dem Lande bekannt zu machen. Albinus urtheilt über diese Urnen schon richtiger als Mathesius, da er sagt: daß sie zur Beisetzung der Asche der verbrannten Leichname bestimmt waren.

Derselben Meinung ist Agricola, der in seinem schon in den Jahren 1528 und 1556 herausgekommenen Werke: de vet. et nov. metallis et de re metallica anführt, daß zu Schmideberg, zu Glöden und im Thüringer Walde solche Erdtöpfe ausgegraben werden.

Georg Fabricius, Rector scolae Misnensis, sagt über die Erdtöpfe, in seinen 1569 zu Leipzig erschienenen Rebus Misnic. fast wörtlich dasselbe, was der frühere Petrus Albinus anführt, nur mit dem Unterschiede, daß Fabricius die Töpfe für Geschirre der Zwerge hält, die einst diese Gegend nach seiner Meinung bewohnt haben.

Walwasor, in seiner historisch-topographischen Beschreibung des Herzogthums Krain vom J. 1680 — Krain ein uralter Sla-

wischen Schrifft, sagt im 4. Buch cap. 22, daß auf dem Berge Brusseza, die Scheidung zwischen Krain und Kärnthen, eines der heidnischen Begräbnisse, deren sich wohl über dreihundert befanden, und von welchen einige mit Leichensteinen, worauf große Charaktere geschrieben seyen, versehen wären, vom D. J. B. Petermann geöffnet worden sey, worauf aber sogleich bei heiterem Himmel Donner, Hagel und Sturm entstanden sey, was er den bösen Geistern zuschrieb, welche diese Gräber gegen Zerstörung bewachen.

Aus D. J. L. Hanemann Observat, führt Walwoson l. c. an, daß in einem Walde zwischen Kiel und Ellenförde, welchen man den Schnellmarkt nenne, solche Riesenhügel und Riesenbetten in großer Menge gefunden werden, in welchen ein Schatz deponirt geglaubt werde. Einstens habe man in einem solchen Grabe einen Topf voll Asche, ein altes Messer, und neun polirte Donnerkeile gefunden. Der im J. 1523 verstorbene polnische Geschichtschreiber, Arzt und Domherr in Krakau, Math. Miechow, schreibt lib. 1. cap. 3. seiner im J. 1523 erschienenen Annal. Polon. et utriusque Sarmatiae, daß in Polen öfter Urnen mit Asche ausgegraben werden.

Mart. Cromerus beschreibt in seinem Werke de situ Poloniae die in einem Hügel bei Srenam ausgegrabenen Urnen, Krüge und andere Gefäße.

Über die ältesten Schlesischen Ausgrabungen verdient nachgeschlagen zu werden: Georgi Uberi epistola de urnis Trebnicianis 1544 — G. A. Volkmann, de urnis sepulchralibus, quales varii generis in Silesia magno numero effodiuntur, dann das 14. und 15. Kapitel seiner Silesia subterranea Lips. 1720 — ferner L. D. Herrman Maslographia, oder Beschreibung des Schlesischen Massel im Oels-Bernstädtischen Fürstenthume Brieg 1711 und M. C. Stieff de urnis in Silesia 1704 J. C.

Die zahlreichen gediegenen Werke, welche in neuerer Zeit über die Ausgrabungen heidnischer Alterthümer in den verschiedenen Gegenden Deutschlands, Pommerns, Schlesiens, Mährens und der Lausitz erschienen sind, hat höchst verdienstlich Hr. D. G. Klemm in s. Handbuch der Germanischen Alterthumskunde S. 381 — 435 zusammengestellt, dabei auch die ältern Werke über diesen Gegenstand keineswegs mit Stillschweigen übergangen.

Was nun aber Böhmen, und die da aufgefundenen heidnischen Alterthümer betrifft, so handelt hierüber von den ältern Schriftstellern außer dem bereits erwähnten J. Mathesius nur noch Balbin Miscel. decas I. lib. I. cap. 49. Er sagt daselbst, daß solche Töpfe bei dem Kunětitzer Berg, welcher im Chrudimer Kreise, nicht weit von dem Orte, wo das reiche Opatowitzer Kloster gestanden haben soll, liegt, von Hirtenknaben öfter ausgegraben werden. Er hält diese Töpfe nicht für

Aschenkrüge der Verstorbenen, sondern für Naturprodukte, weil er in denselben niemals Asche gefunden zu haben behauptet. Schade, daß er uns die Beschreibung dieser Urnen, ihre Lage und allenfallsigen Beisachen nicht näher beschrieb, ein Beweis — daß er sie nicht selbst gesehen, sondern, was er uns hierüber erzählt, nur vom Hörensagen hatte; denn zu verschweigen, was er wußte, oder selbst gesehen oder beobachtet hat — war Balbins Fehler gar nicht.

Im achtzehnten Jahrhunderte hat K. J. von Bienenberg im 2. u. 3. B. seiner Alterthümer Böhmens, Königgrätz 1779, Prag 1785 mehrere Fundorte Böhmens behandelt, und in seiner Geschichte der Stadt Königgrätz, Prag 1780 hat er die, bei Gelegenheit der Befestigung dieser Stadt ausgegrabenen heidnischen Alterthümer umständlich als Augenzeuge beschrieben.

Im 9. Heft der Materialien zur alten und neuen Statistik Böhmens — Prag 1789 im 1. B. des Archivs der Geschichte und Statistik, insbesondere von Böhmen, S. 99 und 662. Dresden 1792, in den Abhandlungen der böhm Ges. der Wissensch. vom J. 1786 S. 333, vom J. 1787 S. 156, von den J. 1802 — 1804 2. Abth. im litterärischen Magazin für Böhmen und Mähren von J. Dobrowsky, II. H. S. 155, in den seit dem Bestande des böhmischen Musäums — 1823 — alljähr-

lich über diese vaterländische Anstalt erscheinenden, bis zum J. 1831 in der deutschen Zeitschrift dieses Museums, später besonders abgedruckten Jahresberichten werden einzelne Ausgrabungen in Böhmen beschrieben, welche ich, so wie die Bienenbergischen, wegen der Vollständigkeit, mit Angabe dieser Quellen im Verlaufe dieses Werkes anführe.

Diese Uibersicht der bisher über Ausgrabungen heidnischer Uiberreste in Böhmen in Druck erschienenen einheimischen Schriften zeigt wohl deutlich, daß dieser Zweig der vaterländischen Alterthumsforschung noch wenig bearbeitet sey, und ich glaube in der gegenwärtigen Zeit, wo die Theilnahme an diesen unterirdischen Quellen der Geschichte, besonders in Deutschland so allgemein ist, keine unnütze Arbeit unternommen zu haben, wenn ich alle sowohl von mir selbst, als auch von andern in Böhmen vorgenommenen Ausgrabungen in einem eigenen Werke zusammenstelle, und mit meinen Bemerkungen begleite. Obschon ich über einen Gegenstand schreibe, mit welchem ich mich bereits 18 Jahre beschäftige, *) so muß ich doch bekennen, daß ich selbst mit dieser meiner vieljährigen Arbeit

*) Man lese im 6. B. der Abh. der k. böhm. Ges. der Wissensch. vom J. 1820 die Geschichte derselben, wo angeführt ist, daß ich dieser verehrten Gesellschaft als Mitglied am 28. Juni 1818 und am 24. Jänner 1819 die bei Drahobus nebst fossilen Knochen ausgegrabenen Urnen bei einem abgehaltenen Vortrag übergab, in welchem ich die Slowenität der heidnischen Grabhügel in Böhmen zu beweisen bemüht war.

nicht ganz zufrieden bin. Wie kann man dieses auch so leicht bei einem Gegenstand werden, der in der Zeit so gar weit von uns entfernt ist, bei dessen Bearbeitung die Fackel der Geschichte uns gar nicht leuchtet. Wie läßt sich so leicht etwas Vollständiges liefern, wenn man so wenig vorgearbeitet findet, und so zu sagen, die Bahn brechen muß? Mein vorgerücktes Alter von 64 Jahren, welches mir keine lange Lebensdauer mehr verspricht, und die Aufforderungen mehrerer Vaterlandsfreunde mögen mich entschuldigen, daß ich auch eine, noch der Verbesserung und Vervollständigung bedürfende Arbeit einzig aus dem Grunde bekannt mache, damit durch mein Absterben die mit so vieler Mühe auf mehreren kostspieligen Reisen gesammelten Materialien für das Vaterland nicht verloren gehen, sondern vielmehr künftigen Forschern manche Erleichterung gewähren, und es ihnen möglicher, als mir selbst machen mögen, sich über das Gebieth der Muthmassungen hinaus zu wagen. Vielleicht werden meine Nachfolger in diesem Forschen manche von mir aufgestellte Hypothese in die Reihe der Irrthümer verweisen; sie mögen aber dabei nicht vergessen, daß ich nur auf die vor mir liegenden Materialien, nicht auf ihre vollständigeren Erhebungen meine Schlüße bauen konnte, und daß gerade das Irregehen oft das Mittel sey, im unerforschten Lande den wahren Weg zu finden.

„Es ist vielfach wohlthuend, wenn Orte, Plätze „und Gebäude, wenn Berge, Hügel, Felder und „Gewässer, auf welchen, und an welchen wir hei„mathlich verkehren, nicht ganz stumm gegen uns „bleiben, sondern von Menschen und Thaten der „Vergangenheit zu uns reden, und in lebendige „vertrauliche Wechselwirkung mit uns treten", sagt der ungenannte Verfasser der Belagerungen Stettins seit Anfang des zwölften Jahrhundertes." Durch mein gegenwärtiges Werk hoffe ich mancher stummen Flur, manchem Berge und Flusse unseres geliebten Vaterlandes die Sprache gegeben zu haben! Wenn sie mit meinen geliebten Landsleuten über die heidnische Vorzeit sprechen, so möge eine freundliche Erinnerung an mich der Lohn für den Sprachlehrer seyn.

Inhalt.

Inhalt.

Ausgrabungen bei Schlan.

Es war im Sommer des Jahres 1831, wo Herr Franz Karl Miltner, Oberamtmann und Justiziär der gräflich Klam-Martinitzischen Herrschaft Smetschna, Rakonitzer Kreises — ein Freund und Forscher im Gebiethe der vaterländischen Geschichte, Alterthümer und Sprache, in dem Rande des von der Stadt Schlan nach dem Dorfe Nettowitz führenden Hohlweges mehrere Scherben und eine feine Staub-Erde bemerkte. Nach seinen Vorkenntnissen hielt er erstere für Trümmer von heidnischen Graburnen, letztere für tausendjährige Asche. Eine unbedeutende horizontale Nachgrabung zeigte zwischen dieser Asche auch Kohlenreste und bestätigte seine Muthmassung.

Schon früher entdeckte Er auch auf dem Schlaner Berge, besonders an den hie und da senkrechten Abhängen desselben ähnliche Urnenscherben von verschiedener Farbe, Dicke und Größe, Knochen verschiedener Thiere, und die Erzählungen der Eigenthümer, der an dem Bergabhang gelegenen Felder, daß sie nämlich schon öfter bei ihren Feldarbeiten große Scherben, ja manchmal auch ganze von den itzigen in Form und Stoff ganz abweichende Töpfe (so wie sie sich ausdrückten) ausgegraben haben, leiteten ihn zu dem Schluß: daß auch auf dem

Schlaner Berge unsere heidnischen Vorfahren gewirkt haben.

Hr. Miltner theilte mir seine Entdeckungen und Vermuthungen mit, und wir beschlossen an beiden Orten ernste Nachgrabungen vorzunehmen, sobald die Feldfrüchte abgeräumt seyn werden. Denn sowohl die beiderseitigen Fluren an dem Nettowitzer Hohlwege, als auch der Schlaner Berg, mit Ausnahme seiner Kuppe und der gegen die Stadt zu gelegenen merkwürdigen Basaltfelsengruppen, besteht aus fruchtbaren Feldern, welche die sorgfältige Industrie der Schlaner Bürger nur selten Brache liegen läßt.

Am 14. Oktober des J. 1831 reiste ich von Prag nach Schlan, am 15. begannen die Nachgrabungen, die wir nicht nur in den folgenden Tagen, sondern auch am 19. April 1832, und in den darauf folgenden Tagen sowohl auf dem Schlaner Berge als auch auf den zu beiden Seiten des Nettowitzer Hohlweges gelegenen Feldern, und in deren Umgegend fortsetzten.

Die Resultate derselben sind für die Geschichte der grauen Vorzeit, insbesondere für jene unseres Vaterlandes höchst interessant.

Vor allem muß ich mir eine Beschreibung der äußern Lage des Schlaner Berges und der an dem Nettowitzer Hohlwege gelegenen Felder erlauben.

Der Schlaner Berg — auch unter dem Namen Kreuzberg, wegen der auf dessen der Stadt Schlan zugekehrten Spitze bestehenden drei hölzernen Kreuze, und Salzberg, wegen der an seinem nordwestlichen Fuße befindlichen sogenannten Salzquelle — eigentlich Sauerbrunn — bekannt, liegt unfern der Stadt Schlan an der rechten Seite der von Prag dahin führenden Kunststraße. Dieser, den Geognosten besonders ansprechende, fast

24 Klafter hohe Basaltberg, hat mehrere abgesonderte, aus dem Innern der Erde hervorgetriebene Basalt-Säulen-Gruppen.

An der Süd- und Ostseite verflacht er sich sanft in die Ebene, und ist an diesen Seiten fast bis auf seinen Rücken zu Feld aufgearbeitet. Selbst der westsüdliche Theil der Kuppe besteht aus Feldern, doch sind auch zwischen diesen Feldern bedeutende Gruben zu finden, auf welchen Basaltschutter für die nahe Kunststraße gegraben wird. Der nordwestliche Theil des Berges ist mit dichten Haufen von, aus der Erde gleich Holzstössen hervorragenden Basaltsäulen besetzt, und selbst jener mehr westliche Theil der Kuppe, der der Stadt zugekehrt, und mit den Kreuzen geziert ist, hat einen nur seicht mit Erde bedeckten Felsengrund. In diesem felsigten Theile des Berges würde man vergebens nach Alterthümern graben, da es bekannt ist, daß die heidnischen Vorfahren zu ihren Begräbnißplätzen tiefere Erdschichten, sey es aus Bequemlichkeit, oder aus Mangel oder Kostbarkeit eiserner Werkzeuge wählten. Der Bergrücken bildet im Ganzen eine fast ebene Fläche von 1600 n. ö. Quadratklaftern.

Wo der Berg gegen Nord, Ost und Süden in mehr oder weniger abhängigen Feldern sich allmählig verflacht, bestehen zwischen den Feldern der verschiedenen Besitzer fast paralell mit der Bergkuppe laufende erhöhte Rasenränder, welche in spätern Zeiten, wo diese Felder entstanden sind, künstlich gemacht seyn mögen, um die Abschüssigkeit der Felder zur Verhinderung der Abschwemmung bei Regengüssen zu vermindern. Die Bergkuppe selbst aber, in so fern sie nicht wie an der nordwestlichen Seite mit Basaltfelsen eingeschlossen ist, wird von einem senkrechten bis 8 Schuh hohen Rand eingefaßt, dessen Höhe in eben dem Verhältnisse gegen O S abnimmt,

als gegen diese Weltgegenden der Berg sich sanfter verflachet.

Diese Terrassen waren einst mit Steinen belegt, und bildeten senkrechte Mauern, die aber nicht auf Kalk, sondern nur auf Erde angelegt waren. Gegenwärtig bestehen nur wenige von diesen Mauersteinen; dennoch aber erhalten sich die Terrassen in ihrer senkrechten Stellung.

Die Häuser der zu Schlan gehörigen Prager Vorstadt haben Gärten, welche sich in die untersten sanften Anhöhen der S und W Seite des Schlaner Berges ausdehnen, und den Anblick dieses kahlen, theilweise mit Basaltgruppen besetzten, ganz isolirten Berges verschönern.

Nordwestlich am Fuße des Berges befindet sich der Schlaner Säuerling in einem etwa 7 Fuß tiefen, 4 Fuß weiten ausgemauerten gedeckten Brunnen.

Die Quelle ist stark; der ausgeschöpfte Brunnen füllt sich in 15 Minuten. Das Wasser ist hell, frisch, friert auch bei der strengsten Kälte nicht; es mousirt, wenn man es in ein Glas gießt, und gehört nicht zu den unbedeutenden Säuerlingen unsers an Mineralwässern so reichen Vaterlandes. Die Einwohner benützen es zum Kochen der Speisen mit Ersparung von Salz, zum Brodbacken, dessen Gährung die Kohlensäure dieses Wassers befördert, als Getränk mit und auch ohne Wein, endlich als Arzneimittel in verschiedenen Krankheiten. Zu bedauern ist, daß diese Quelle nicht zu einer Badeanstalt, wenigstens für die über 3000 Seelen zählende Stadt Schlan benützt wird.

Die Bestandtheile dieses Wassers haben der Bergrath von **Dejean** in Auftrag der Regierung, *)

---

*) S. Materialien zur alten und neuen Statistik IV. Heft S. 834.

Dr. Mayer, *) und in neuesten Zeiten Dr. Duras **) untersucht.

100 Pf. Wasser gaben nach Dejean 1140, nach Mayer 1250, nach Duras 1466 Gran Kochsalz. Dieser geringe Salzgehalt erregte bei den neuern Schriftstellern den Zweifel, ob jemals aus dieser Quelle Salz gekocht wurde. Letzteres behaupten unsere Geschichtschreiber, nemlich Hajek bei dem J. 750. Dubravius lib. II. p. 76. Balbin Miscell. hist. regni Bohemiae Dec. I. Lib. I. p. 33. Zacharias Theobaldus erwähnt in seinem Werke: Arcana naturae p. 59, daß im Jahre 1607, wo er Schlan besuchte und diese Salzquelle untersuchte, keine Spur und kein Gedenksmann über Salzsieden vorhanden war. Dessenungeachtet dürften folgende Umstände beweisen, daß im 8ten oder in den nächstfolgenden Jahrhunderten noch ein Salz aus der Schlaner Quelle gewonnen wurde. Der ursprüngliche böhmische Name der Stadt Schlan — Slany stammt von Salz — Sůl, Slany — gesalzen — ab. Es ist wohl möglich und wahrscheinlich, daß in Schlan einst eine Art Salz erzeugt wurde, indem man keine Ursache hatte, die übermäßigen und werthlosen Waldungen zu schonen, wenn es sich darum handelte, ein Produkt zu gewinnen, das außerdem für baares Geld aus dem Auslande geholt werden mußte; auch kann in den ältesten Zeiten die Quelle salzreicher als itzt gewesen seyn.

Aber so viel glaube ich behaupten zu dürfen: daß aus der Schlaner Salzquelle nie ein reines

---

*) Mayers Abhandl. Woher hat Böhmen in ältern Zeiten sein Kochsalz genommen u. s. w. in den Abhandl. der böhm. Gesellschaft d. Wiss. 4. Band Pr. 1789. S. 249.

**) S. dessen chemisch medicinische Beschreibung der Stahlwässer zu Sternberg in Böhmen. Prag, 1820. S. 16.

ächtes Kochsalz, sondern mehr eine Art bittern Mittelsalzes gewonnen worden sey, mit welchem sich besonders die gemeinere Volksklasse in so lange begnügt haben mag, als der Unwerth des Holzes es viel wohlfeiler als ächtes Kochsalz machte. Ich begründe meine Meinung auf die Thatsache, daß die Böhmen in den ältesten Zeiten Hall in Sachsen — woher sie ihren Salzbedarf bis zur Vereinigung unter den Oesterreichischen Scepter meistens holten, immer Dobro-Sål, gutes Salz nannten. Wäre dieß wohl gedenkbar, wenn sie im Vaterlande nun eben so gutes, das ist ächtes Kochsalz gehabt hätten?

Schlan gehört übrigens zu den ältesten Städten Böhmens, hatte in mehreren Perioden eine politische Bedeutenheit, und besitzt viele Inschriften und Steinskulpturen auf den Stadt- und andern Mauern, deren baldige öffentliche Mittheilung von ihrem eben so fleißigen als sachkundigen Sammler Herrn Oberamtmann Miltner zu wünschen und zu erbitten ist.

Ich will hier eines einzigen runden Steines erwähnen, der in dem Gemäuer des Prager Thors an der rechten Seite, wenn man von Prag in die Stadt Schlan fährt, eingemauert ist. Man nennt ihn in Schlan das Wahrzeichen. Die I. Tafel f. 1. liefert eine ganz treue Abbildung desselben im verjüngten Maßstabe. Es wurde von Mehreren versucht, die Schrift dieses Steines zu lesen. Insbesondere kömmt in der Zeitschrift Hesperus XXII. Band, 3. Heft ein Aufsatz vor, nach welchem zu lesen wäre: **Mundus gyrus est.** Bei dieser Leseart wird bei dem Zeichen × angefangen, von da zur Rechten gelesen. Der mittlere Buchstabe 𝔄 oder B, — je nachdem man den runden Stein dreht, wird für das est angenommen.

Jedem wird es auffallen, daß die in den Worten **Mundus gyrus** doppelt und dreifach vorkommen-

den Buchstaben, nemlich das s und u jedesmal ganz anders, ja untereinander ganz unähnlich sind. Dieß, und das Vermissen eines zureichenden Grundes: warum man einen so bekannten auf die Stadt, die Stadtmauern, das Thor oder irgend eine Begebenheit gar keinen Bezug habenden platten Spruch hieher gesetzt hätte, haben dieser Leseart wenige Anhänger gewonnen.

Andere lesen in dieser Umschrift: **Surge, Regnum, Bohemiae.** Hiebei wird bei dem Zeichen ✕ ✕ angefangen, links gelesen, und das Wort Bohemiae unter dem mittlern Buchstaben B verstanden. Auch diese Leseart stellte mich nicht zufrieden, obschon mir das Wort: Regnum und die Erklärung des mittlern Buchstaben B für Bohemia weniger gezwungen schien, als die erstere Leseart. Nachdem die Stadt Schlan in dem Hussitenkriege im J. 1425 zerstört wurde, hat man nach dem Wiederaufbaue im J. 1461 angefangen sie zu befestigen, und insbesondere das Prager Thor mit seinen Befestigungsmauern unter dem böhmischen König Wladislaw II. im J. 1472 gebaut. Es ist eine Thatsache, daß unter der Regierung dieses Königs zwischen den Katholiken und Utraquisten — die Schlaner gehörten zu den eifrigsten Anhängern des Kelches — bedeutende Fehden waren, daß ferner wegen der schlechten, auf dringendes Verlangen der Stände im J. 1485 auf dem Landtag zu Kuttenberg regulirten Münze, der Friede des Landes öfter gestört wurde, und daß während dieser Regierung zwischen dem höhern Adel und dem Bürgerstande wegen des Bräu- und Schankrechtes langwierige, öfter zu Thätigkeiten ausgebrochene Streitigkeiten obwalteten, so daß im J. 1502 die Stadt Prag, alle königl. Städte — zu welchen damals auch Schlan gehörte, eingeladen hat, mit ihr gemein-

schaftliche Sache gegen den Adel zu machen; die zweite Leseart würde daher mit diesen Zeitverhältnissen nicht ganz im Widerspruche stehen. Allein es soll sich zeigen, daß beide Lesearten die Wahrheit nicht entziffert haben.

In dem Archive des Smetschner Schlosses habe ich nämlich ein bei dem Schlaner Magistrate am 6. Juni 1679 aufgenommenes Protokoll gelesen, in welchem die Aussage der ältesten über 70, ja zum Theil über 90 Jahre alten 7 Zeugen rücksichtlich dieses Steines und seiner Bedeutung enthalten ist. Alle sagen einstimmig, mit dem Anerbiethen ihre Aussage zu beschwören, aus, daß dieser Stein eine Plechacz — eine Dünnmünze, Dünngroschen, welche K. Wladislaw II. münzen ließ — vorstelle, welchen ein an dieser Seite des Stadtthors aufgemalen gewesener Jude in der Hand hielt, und wodurch den, des Lesens der böhmischen oder deutschen Schrift unkündigen Juden verlautbart wurde, daß in Folge der Berechtigung der Stadt Schlan, jeder die Stadt betretende Jude einen Groschen als Zoll bezahlen müsse.

Unter den einvernommenen Zeugen war die 90jährige Bürgerin Katharina Kratochwil, welche aussagt, daß sie als Kind diesen Zoll von den Juden öfter statt ihres, als Thorwächter angestellt gewesenen Vaters eingehoben habe; der Zeuge Johann Stehlik, dessen Vater ebenfalls zur Einhebung dieses Zolles angestellt war, bestätiget: von seinem Vater gehört zu haben, daß er jenen Juden, die sich zur Bezahlung des Zolles nicht bequemen wollten, das Bild des, den steinernen Plechacz in der Hand haltenden gemalenen Juden, als Beweis dieser gesetzlich bestehenden Abgabe, gezeigt habe.

Wenn man durch diese Urkunde aufmerksam gemacht, die Umgebung des Steins an der Stadt-

mauer aufmerksam betrachtet, so sieht man noch heutiges Tages nicht undeutlich die gemalene Hand, welche den Stein hielt, oder auf ihn zeigte, so wie auch den theilweisen Umriß der Körperfigur des Juden; und somit dürfte es durch dieses Dokument wohl sichergestellt seyn, daß der Stein nicht eine Aufschrift enthalte, sondern einen böhmischen Groschen vorstellen soll, bei dessen Verfertigung der Steinmetz willkührlich gewählte Buchstaben des im 15ten Jahrhundert bestandenen Alphabets, statt einer bestimmten Groschenumschrift wählte. Den mittlern Buchstaben B mag er aus Bequemlichkeit, oder wegen zu geringen Arbeitslohnes statt des böhmischen Löwen oder statt der böhmischen Krone gewählt haben, welchen die böhmischen Groschen wenigstens im 15ten Jahrhunderte hatten.

Folgende am Schlaner Berg eingetretene Naturerscheinung dürfte einer Erwähnung um so würdiger seyn, da sie meines Wissens blos in dem handschriftlichen Gedenkbuch des Schlaner Piaristen Kollegiums sich aufgezeichnet befindet:

Am 8. Hornung des J. 1726 hörte man ein starkes Getöse im Innern dieses Berges, und an 4 Punkten desselben stieg Rauch auf.

Wenn ich bei der Beschreibung des Schlaner Berges auch über die Salzquelle und über die Stadt Schlan einiges zu berichten mir erlaubt habe, so glaube ich mich von dem Hauptzwecke meiner Abhandlung nicht zu sehr entfernt zu haben, da Quellen, Bäche, Teiche, Seen bei den Opferplätzen unserer heidnischen Vorfahren eine wichtige Rolle spielten, und die heidnischen Bewohner der uralten Stadt Schlan mit den auf dem Schlaner Berge ausgegrabenen Alterthümern wohl in genauer Verbindung gestanden seyn mögen.

Ich schreite nun zur Beschreibung der äußern

Lage der heidnischen Begräbnißplätze am Nettowitzer Hohlwege.

Seit dem Jahre 1822 verbindet eine herrlich gebaute Kunststraße die Stadt Schlan mit dem stattlich, nach alter Art festgebauten Schlosse Smetschna und dem zwar kleinen, aber an landesfürstlichen Privilegien mancher größern Stadt nicht nachstehenden Städtchen Muncifay. Die Herrschaft Smetschna ist seit einigen Jahrhunderten im Besitze der uralten Martinitzischen, vom Kaiser Ferdinand II. in den Grafenstand erhobenen Familie. Ihre Besitzer schrieben sich Regierer des Hauses Martinitz. Der letzte männliche Sprosse, dieser um das Vaterland und den Landesfürsten durch treue Anhänglichkeit und vielfältige Dienstleistungen ausgezeichneten Familie war Franz Karl Graf von Martinitz. Nach dessen Absterben erbte die Herrschaft Schlan und Smetschna als Allod dessen Tochter Anna Gräfin Martinitz, die den Hrn. Karl Grafen von Klam, damaligen k. k. Gubernial-Rath in Prag, heirathete, welcher mit landesfürstlicher Bewilligung mit seinem Familien-Namen, den Namen Martinitz vereinigte, um das Andenken an diese uralte, in der männlichen Linie ausgestorbene, böhmische Familie zu erhalten. Nach Absterben der Frau Anna Gräfin Klam-Martinitz überging der Besitz der Herrschaft Smetschna und Schlan an ihren ältesten Sohn, Se. Excellenz den Herrn Karl Grafen Klam-Martinitz, k. k. General-Major, General-Adjutanten Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich.

Wenn man diese von Schlan nach Smetschna führende Kunststraße von dem Launer Thor der Stadt Schlan, durch die im Thale Auwolka gelegene Vorstadt verfolgt, so kömmt man auf einen Punkt, wo von der rechts fortziehenden Smetschner

Straße ein Landweg links sich absondert, welcher bald zum Hohlwege durch die höhere Lage der zu beiden Seiten angränzenden Felder wird, und zu dem ½ Stunde von Schlan entfernten Dorfe Nettowitz führt. Die an dem Nettowitzer Wege rechts und links gelegenen Fluren bestehen aus Feldern, welche Schlaner Bürgern gehören. Die rechts gelegene Flur bildet eine Anhöhe, die durch mehrere Grasskarpen durchschnitten ist.

Auf der, eine reizende Umsicht in die Gegend gewährenden Kuppe dieser Anhöhe wurde im J. 1664 von Bernhard Grafen Martinitz nach der Form und Dimension des Jerusalemischen, ein Grab Christi von Stein sammt einer Wohnung für den zum Dienste des heil. Grabes von ihm gestifteten Eremiten erbaut.

Die Ausdehnung dieser, an dem Nettowitzer Wege gelegenen, heidnischen Grabstätte ist bedeutend; die Lage derselben an einem Scheideweg, an einer Anhöhe stimmt ganz mit der Schilderung überein, welche uns die ältesten Geschichtschreiber von den Lokalitätenverhältnissen der heidnischen Grabstätten machen; wir dürfen uns nur noch dazu denken, daß in der heidnischen Vorzeit diese Gräber mit Wäldern und Hügeln bedeckt waren, welche die Kultur der christlichen Nachkommen ausgerodet und geebnet hat, um diese der alten schon in frühen Zeiten betriebsamen und volkreichen Stadt Schlan nahe gelegenen Fluren für den Ackerbau zu gewinnen. *)

---

*) Das Alterthum der Stadt Schlan bewährt folgende Stelle aus dem Stiftungsbriefe, den Herzog Boleslaw II. im J. 995 dem Březnower Benediktinerstifte bei Prag ausausfertigte:

Super haec apposui decimum forum decimumque denarium de omni judicio in his civitatibus; sicilicet: na Zlanem

Eben diese Ebnung und Umstaltung der Oberfläche in fruchtbare Felder, sowohl auf dem Schlaner Berge, als bei dem Nettowitzer Hohlwege ist eine Hauptursache, daß nur äußerst selten ganze Urnen und Gefäße der heidnischen Vorzeit ausgegraben werden konnten, daß man keine Steinbedeckungen der Gräber, und an manchen Orten nur Schichten von allerlei Trümmern, trotz der bei der Ausgrabung beobachteten größten Sorgfalt fand.

Noch muß ich, bevor ich die vorgenommenen Ausgrabungen, und die bei denselben gewonnene Ausbeute beschreibe, darauf aufmerksam machen, daß, wie ich bereits erwähnte, der Schlaner Berg mit drei hölzernen Kreuzen, die Feldflur am Nettowitzer Hohlweg, mit einem steinernen Säulenkreuze geziert sey. Solche christlich-religiöse Sinnbilder sind, so wie isolirte christliche Kapellen und Kirchen in vielen Fällen eine Andeutung, daß hier

---

(d. i. Schlan), Plizeni (Pilsen), Lutomericicz (Leutmeritz), Churimi (Kaurim), Chrudimij (Chrudim).

Die Aechtheit dieser Urkunde vertheidiget gegen die von Franz Pubitschka im 3. Th. seiner Chronologischen Geschichte Böhmens S. 373 aufgeworfene Zweifel Gelas Dobner im 4. B. S. 374 seines berichtigten und ergänzten Hajeks und vorzüglich in seinem über die Aechtheit dieser Urkunde geschriebenen, im 1. Band der Abhandlungen einer Privatgesellschaft in Böhmen S. 359 abgedruckten Aufsatz. Lesenswerth über die Aechtheit dieses Stiftsbriefes ist der in den Abhandl. der böhm. Gesellschaft der Wissenschaften auf das J. 1785 II. Th. S. 178—200 von Jos. Dobrowsky geschriebene Aufsatz: Wie man die alten Urkunden in Rücksicht auf verschiedene Zweige der vaterländischen Geschichte benützen soll.

Die frühzeitige Betriebsamkeit und Volksmenge dieser Stadt kann schon aus der von gleichzeitigen Historikern verbürgten Thatsache als erwiesen angenommen werden: daß bei der am Tag des h. Pankraz (12. Mai) des J. 1371 während dem in Schlan abgehaltenen Jahrmarkte ausgebrochenen Feuersbrunst über 2000 Menschen, die bei dem Volksgedränge aus der Stadt nicht flüchten konnten, verbrannt sind. S. Chronicon Beness. de Waitmühl p. 86. edit Dobner. in Monument. hist. Boh. P. IV. ferner bei Contin. Pulkavae ibid. p. 138.

heidnische Opfer- oder Begräbnißplätze waren. Es war bei der Bekehrung der Heiden zum Christenthum, und selbst in den nächst gefolgten Jahrhunderten nicht so leicht die Bekehrten und ihre Nachkommen von den ererbten heidnischen Gebräuchen und Opfern abzubringen, und dem reinen christlichen Kultus zuzuführen. Der 5. Canon der im J. 742 auf Veranlassung des damaligen fränkischen Herzogs Karoloman mit Zuziehung aller Bischöfe abgehaltenen Synode, bewährt, wie sehr noch damals die religiösen Gebräuche des Heidenthums, Thieropfer beim Gottesdienst und bei Begräbnissen, Wahrsagereien, Zauberanhängsel u. dgl. unter den fränkischen Christen herrschten. *) Zur Zeit der Capitularen Karl des Großen hat der heidnische Gebrauch des Verbrennens der Leichen noch nicht aufgehört, und Karl verpönte um es zu unterdrücken im 6. Kapitel es mit der Todesstrafe. Obschon das Christenthum seit der im J. 845 zu Regensburg vor sich gegangenen Taufe von 14 böhmischen Fürsten oder Edelleuten, und besonders seit der beiläufig im J. 894 erfolgten Taufe des böhmischen Herzogs Bořiwoy sich in Böhmen stark ausgebreitet hat, so beklagt sich doch der im J. 1125 verstorbene erste Geschichtsschreiber Böhmens Cosmas (Lib. I. p. 10. edit Pelzel et Dobrowsky)

---

*) Ut secundum canones (heißt es in diesem 5ten Canon) unusquisque episcopus in sua parochia solicitudinem gerat, adjuvante grafione sive comite, qui defensor ejus est, ut populus dei, paganias non faciat, sed omnes Spurcities gentilitatis abjiciat, et respuat, sive profana sacrificia mortuorum, sive sortilegos vel divinos, sive philacteria et auguria, sive incantationes, sive hostias immolatitias, quas stulti homines juxta ecclesias ritu pagano faciunt, sub nomine sanctorum martyrum vel confessorum deum et sanctos suos ad iracundiam provocantes, sive illos Sacrilegos ignes quos Nodfyr vocant, sive omnes quaecunque sunt paganorum observationes, diligenter prohibeant.

daß noch zu seiner Zeit viele Landleute Wasser und Feuer verehren, Haine, Bäume und Steine anbeten, auf Bergen und Hügeln opfern, selbst geschnitzte Götzenbilder verehren; und Herzog Bretislaw nahm auf Veranlassung des zugleich anwesenden Prager Bischofs Severus im J. 1039 bei der Erhebung der Leiche des h. Adalbert zu Gnesen von seinem Heere das Versprechen ab, daß sie ihre Verstorbenen nicht mehr in Wäldern oder Feldern, sondern auf den geweihten Kirchhöfen zur Erde bestatten wollen. *)

Daß die christlichen Priester durch kirchliche und landesfürstliche Anordnungen verpflichtet, eifrigst bemüht waren, solche heidnische Gebräuche und Aberglauben in ihrer Christengemeinde auszurotten, ist gewiß, und wenn es ihnen nicht gelingen konnte, den heidnischen Religionskultus zu verhindern, so waren sie wenigstens bemüht, ihm eine dem Christenthum nicht widersprechende Richtung zu geben. Man befestigte auf Bäume, die ihres Alters wegen im Heidenthum und bei den jungen Christengemeinden eine vorzügliche Verehrung genossen haben, Bilder von Heiligen und Märtyrern, man weihte auf christliche Art Quellen und Brunnen, widmete und benannte sie nach einem Heiligen, dessen Abbildung an der Quelle befestigt wurde, man baute auf den Bergen und Hügeln, die dem heidnischen Gottesdienste und den bei selben üblichen Opfern gewidmet oder zu Begräbnißplätzen bestimmt waren, Kapellen, Kirchen, oder Kreuze und sogenannte Martersäulen (kleine Säulen mit dem Bildnisse eines h. Märtyrers), man setzte am Durchschnittspunkte zweier Straßen, welche den Heiden besonders heilig und wichtig waren, eben solche christliche Bilder

*) Cosmas Prag. Lib. II. p. 112. ejusd. edit.

oder Kreuze, und erzielte dabei, daß allmählig die heidnische Bestimmung dieser Gegenstände und Orte vergessen wurde, und an die Stelle der Verehrung des Baumes, der Quelle, der heidnischen Gottheit, die Verehrung des Heiligen, die Anbetung des wahren Gottes getreten ist. Pabst Gregor III., er regierte die christliche Kirche beiläufig im J. 731, befahl die heidnischen Tempel der Anglsachsen zu schonen, und in christliche Kirchen umzuwandeln; darum finden wir in der Umgebung alter Kirchen, wenn bei derselben kein christlicher Leichenhof besteht, bei dessen Umgrabung der frühere Stand sich geändert hat, oft unterirdische, heidnische Alterthümer. Selbst der kirchliche Gebrauch, daß das Hauptaltar, wenn es nach den Ortsverhältnissen nur immer möglich ist, besonders bei den ältesten Kirchen an der Ostseite angebracht wurde, *) dürfte eine unschädliche Nachgiebigkeit gegen den heidnischen Gebrauch, ihre Opfer und Gebete in einer gegen Aufgang gerichteten Stellung zu verrichten, seyn. Die auf dem Schlaner Berge bis heute erhaltenen Kreuze, und die allenfalls an die Stelle eines früher bestandenen hölzernen Kreuzes gebaute Kreuzsäule am Rettowitzer Wege, da sie an dem Orte früherer heidnischen religiösen Plätze stehen, sind ein abermaliger Beleg für diese kluge Ableitung der Neubekehrten und ihrer nächsten Generationen von den heidnischen zu den christlichen Religionsgebräuchen.

Ausgrabungen am Schlaner Berge.

Das dermal dem Schlaner Bürger Johann Hajek gehörige, auf dem Plateau des Schlaner Berges gelegene Feld, welches in den Grundver-

---

*) Adamus Bremens. Lib. I.

messungsbüchern die Topographische Zahl 1233 führt, wurde an 4 Punkten durch Nachgrabungen untersucht. Vom mittleren Kreuze 28 Klafter entfernt, und in der Mitte der Breite des Feldes fand man 10 Zoll tief eine gute durch den verwitterten Basalt geschwärzte Erde mit Kieselgeröll vermischt, dann 6″ tief einen gelben mit Thon vermischten Sand, endlich Naturfelsen. Es fand sich somit hier gar keine alterthümliche Ausbeute, welche doch die auf der Feldoberfläche zerstreuten Urnenscherben und Knochen hätten erwarten lassen. Man muß annehmen, daß letztere durch die Ackerwerkzeuge von den östlichen und südlichen Feldtheilen hieher gebracht wurden.

Näher zu den Kreuzen ist die Felsenunterlage noch seichter, nämlich bis auf 10″, und es ergaben sich ebenfalls keine Spuren von unterirdischen Alterthümern.

Von den Kreuzen, 52 Klafter östlich, in einer Tiefe von 2′ wurde eine graue, jedoch berits zerfallene Urne mit Henkeln gefunden, deren obere Oeffnung (T. II. I.) 9″ im Durchmesser hat; sie enthielt Asche, Menschenzähne, mehrere sogenannte Beinwellen (Osteocolla), welche die Gestalt verkalkter menschlicher Gelenkknochen haben *), ein abgebrochener länglichter, wahrscheinlich künstlich abgeschliffener $1\frac{1}{2}$ Zoll langer, $\frac{3}{4}$″ dicker, reinster Kieselstein lag bei. Nach einer etwa 1′ mächtigen, mit Asche gemischten Erdschichte, kam abermals eine, in der Masse $\frac{3}{4}$″ dicke, graue, äusserlich rohe, innerlich glatte Urne, jedoch ebenfalls zertrümmert, zum Vorschein, unter welcher bis zu einer Tiefe von 5′ von

*) Von diesen hier und an so vielen heidnischen Begräbnißorten vorkommenden, höchst wichtigen Beinwellen wird zum Schluße abgesondert gehandelt werden.

der Oberfläche gerechnet, Erde und Asche, dann aber der Felsengrund war.

In einer Entfernung von 40 Klaftern vom mittleren Kreuze östlich, ganz nahe der Skarpenwand, wurde ebenfalls eine Schacht gegraben; die Skarpenwand zeigt an ihrer, gegen die Mittagsseite befindlichen senkrechten Wand, unzählige verschiedenartige Thierknochen und kleine Scherben. Bis 18'' Tiefe war ein schwarzer Basaltboden, dann eine 10zollige Schichte von rothgebranntem Thon, sonach eine, in der Masse ³/₄'' dicke, äusserlich rauhe, innerlich glatte, röthlichte zertrümmerte Urne, in selber Beinwellen, aschenhaltige Erde, Kohlenreste und 2 Schweinszähne; nun folgte abermals eine Lage roth-gebrannter Thonerde, und wieder eine graue eben so rohe Urne, welche mit einem durch Fingereindrücke gebildeten Rand versehen war. Es kömmt also hier ein doppeltes, mit einer gebrannten Thonschichte abgetheiltes Urnenlager vor.

Westlich von diesem Punkte, gleichfalls nahe an der erwähnten Skarpe, wurde bis in die Tiefe von 2' 9'' — ebenso hoch ist an diesem Punkte die Skarpe — gegraben. Nach einer achtzehnzolligen Erdschichte grub man immerfort in Asche, unter welcher allerlei Knochen, alterthümliche kleine Scherben, und Kohlen vorkamen.

Da an der Ostseite der obersten Bergfläche von Süd gegen Nord sich gleichfalls die theilweise, bis 8' hohe senkrechte, Skarpe bis an die ausbeissenden nördlichen Basaltfelsen zieht, da auch in dieser Skarpe horizontale Schichten von allerlei Thierknochen, Scherben und Kohlen, mit Erdschichten zweimal wechseln, so war es wichtig, auch diese Gegend sowohl oberhalb als unterhalb der Skarpe zu untersuchen. Es wurde unterhalb der Skarpe ein horizontaler Stollen in dieselbe 5' weit getrieben;

anfangs zeigten sich viele, theils röthliche, theils schwarze, roh gearbeitete Urnenscherben, welche man unmöglich zusammenpassen konnte, deren Gestalt sich daher weder beiläufig bestimmen läßt; nur ist bemerkenswerth, daß jeder Scherbenhaufen mit Steinen gleichsam eingefaßt war; dann aber grub man blos in Asche, zwischen welcher Thier- und Menschenknochen, insbesondere das Hirschgeweih (T. I. F. 2), mehrere Rindhörner und Theile von Menschenschädeln waren. Man war nach einer Weite von 5' noch nicht am Ende dieses Aschenlagers, mußte aber den weiteren Stollenbau aus Besorgniß des Einsturzes aufgeben. Jedoch grub man an der Grundfläche dieser Skarpe am Rande des an diese Skarpe anstoßenden Feldes, und neben den Stollen in die Tiefe; auch hier grub man bis 3' in Asche, unter welcher bis 1 Kubikzoll große Kohlen von hartem Holze und mehrere röthliche, in der Masse 1/2" dicke, rohgearbeitete alterthümliche Scherben in der Größe von 2 bis 5" waren, die sich gleichfalls zu einem ganzen Gefäß nicht vereinigen ließen. In der Tiefe von 3' zeigte sich ein Lehmgrund, der an der obern Seite geflissentlich planirt schien. Der ganze von SO. gegen NW. streichende Rand des untern Feldes zeigte bei einer oberflächlichen Untersuchung ein gleiches Resultat, nemlich: Asche, Knochen, Scherben.

Merkwürdig waren die bei der letzteren senkrechten Grabung in der Tiefe von 2' gefundenen drei Stücke geschärfte Feuersteine, jedes über 3" lang, 1 1/2" breit; sie schienen geflissentlich an diesen Ort gelegt, da sie auf diesem Berge als Gebirgsart durchaus nicht vorkommen. Auch 2 1/2" dicke, geflissentlich geformte platte, kreisrunde Sandsteine, deren Durchmesser 1 1/2" beträgt, wurden da ausgegraben.

Oberhalb dieser senkrechten Skarpe führt ein eingleisiger Feldweg zu den Feldern der Bergkuppe.

Um sich von dem unterirdischen Inhalte der Feldfläche zu überzeugen, welcher nach der senkrechten Oberfläche der Skarpe, so viel verspricht, wurde in diesem Feldwege an drei Punkten, östlich von dem erwähnten Stollenbau, in die Tiefe senkrecht gegraben. Man grub theils 4′ 4″, theils 1° tief immer in Asche. Auf allen diesen drei Punkten zeigten sich kleinere Thierknochen, Zähne, Kohlen, und nur bis 2′ Tiefe wenige alterthümliche Scherben. Eben in der Tiefe von 2′ wurden hier Bruchstücke von bronzenen, mit dem edlen Rost gezierten Nadeln ausgegraben. Das eine ist 2½″ lang, 1½‴ dick, etwas in die Rundung gebogen, in der Mitte am dicksten, an beiden Enden abgebrochen. Es scheint die Nadl einer Fiebl gewesen zu seyn. Ein zweites bildet die Hälfte eines Kreises, dessen Durchmesser ¾″ beträgt. Die Masse ist 2‴ dick. Dieses Stück scheint nur an einer Seite abgebrochen, somit die Hälfte eines Ringes zu seyn, dessen Enden sich berührten, ohne zusammengeschmolzen zu seyn. Zwei nur 1‴ dicke, rein polirte, ¾″ lange Stücke sind ebenfalls halb kreisförmig gebogen, das eine, weniger kreisförmig, endet in eine Spitze, und ist das Endstück einer Nadel.

An der östlichen Seite dieser Skarpe fand Hr. Oberamtmann Miltner noch vor meiner Ankunft das T. I. F. 3 abgezeichnete irdene Gefäß, welches, da noch kein gleichartiges meines Wissens gefunden wurde, eine nähere Beschreibung verdient: Es ist 3¼″ hoch, in der größten Ausbauchung 3¼″ breit. An der Spitze ist eine 1¼″ breite, am Boden eine 1¾″ breite runde Oeffnung. Die ganze Oberfläche ist mit Löchern von außen nach innen durchstochen, ohne aller symmetrischer Ordnung. Von aussen ist das Gefäß glatt, von innen, da die Löcher in den weichen Thon gemacht wurden, ganz rauh. Der

Thon ist schwarzgrau, die Masse $^1/_4$'' dick, rein ausgearbeitet. Das Gefäß hat weder Glanz noch Anstrich, weder von innen noch von außen ist es berußt. Dessenungeachtet glaube ich, daß es zur Räucherung bestimmt, wenn gleich noch nicht gebraucht war. Wozu wären sonst die vielen kleinen Löcher, die obere und untere Oeffnung, als um mittelst der letzteren es auf ein Rauchwerk zu stellen, dessen Wohlgeruch durch die obere Oeffnung und durch die vielen Seitenlöcher sich nach allen Seiten verbreitet. Nach meinen vielfältig gemachten Beobachtungen glaube ich, daß unsere heidnischen Vorfahren alle irdene Gefäße, die sie bei ihren Opfern, Leichenmahlen u. s. w. gebrauchten, jedesmal nach vollbrachtem Götterdienst zerbrochen, und zu jeder religiösen Feier neue Geschirre gebracht haben. Nur jene Urnen, in welchen sie die Uiberreste der verbrannten Leichen sammelten, setzten sie unverletzt in den Schooß der Erde. Daher mag es auch kommen, daß man fast überall mehr bunt unter einander gemischte, als zu einem und demselben Gefäß gehörige Scherben auf einem Platz findet, daß die Summe solcher ungleichartiger Scherben in der Regel größer ist als ganze Urnen, oder zusammenpassende Bruchstücke einer Urne, daß man wenigstens nach meinen Erfahrungen in Böhmen weit eher größere, zur Aufnahme der verbrannten menschlichen Uiberreste bestimmte Urnen, als kleinere Gefäße, die eine andere Bestimmung hatten, ganz findet. Letztere haben sich wohl manchmal erhalten, weil man auch von diesen dem Verstorbenen Ganze mitgegeben hat, in der Meinung, daß er sich derselben in der andern Welt bedienen möchte, oder weil manche fester Gearbeitete, wenn sie nach beendeter Feierlichkeit in die Grube oder in das Feuer geworfen wurden, sich doch ganz erhalten haben. Unser Rauchgefäß mag daher noch

nicht gebraucht worden seyn, deswegen mag es sich ganz erhalten haben, und wer weiß, ob es nicht als Attribut des Standes der bestatteten Asche eines Priesters mitgegeben wurde.

Der Eigenthümer des Feldes N. T. 1232 übergab mir das Bruchstück eines auf demselben gefundenen grünen Serpentinsteins, welcher an der untern scharf auslaufenden Seite 2″ breit, bis zu dem abgebrochenen obern Ende 2 1/2″ lang, an dieser abgebrochenen Seite 1 1/4″ breit, 1/2″ dick ist. S. T. I. f. 4. Er ist rein geglättet und an beiden Seitenwänden in scharfe Kanten abgeschliffen. Er wiegt 7 Loth Oester. Gewichtes. Daß dieser Stein von ganz anderer Art ist, als die sogenannten Donnerkeule oder Streithammer, zeigt der Augenschein. Er ist viel zu schwach, zu leicht, zu dünn um als Waffe oder Gewerbswerkzeug zu dienen. Er scheint mir vielmehr ein Werkzeug zu seyn, welches bei den religiösen Opfern und Gebräuchen angewandt wurde.

Auch ein sogenannter Streithammer, Thorstein, Donnerkeule, aus grünem Serpentinstein mit einem sehr rein durchbohrten 1″ dicken, dem Kopfe der Keule näher als der Schneide stehenden Loch, wurde ausgegraben. Er ist 25 Loth schwer, 5″ lang, 2 1/2″ in der Mitte breit, gegen das längere Ende 2seitig scharf, der entgegengesetzte Kopf ist 1″ breit, der Obertheil ist gerundet, der untere flach. Die 3 Seiten, nämlich mit Ausnahme der Grundfläche hatten 10 glatt polirte Streifen (Fasceten). Über diese so häufig vorkommenden und bereits in vielen Werken abgebildeten Steine werde ich später im Zusammenhang sprechen.

Unter die seltner vorfindigen unterirdischen Alterthümer gehört auch das ebenfalls auf dem Schlaner Berge ausgegrabene T. I. f. 5. in natürlicher Größe abgezeichnete Bein, welches unten in die schärfste, dabei

sehr feste Spitze ausläuft, 2″ lang, oben kaum 1″ breit ist; dasselbe ist mit einem glänzenden, sehr glatten und äußerst fest haltenden gelben Anstrich überzogen, um es durch diese Glätte für den Gebrauch geschickter zu machen. Höchst wahrscheinlich ist es dazu bestimmt, um mit demselben ½ Zoll tiefe Löcher zu stechen, denn bis zu dieser Dimension ist es von der Spitze an ganz rund, weiter hinauf aber von beiden Seiten flach. Ob es nun bei religiösen Gebräuchen, oder auch im gemeinen Leben gebraucht wurde? wer kann das entscheiden? der Fundort würde ersteres wahrscheinlicher machen.

Der kalte, tief gefurchte Stumpfen eines Hirschgeweihes (T. III. f. 4.), welcher unter der Asche hier ausgegraben wurde, verdient gleichfalls noch erwähnt zu werden. Unstrittig gehörte diese Kopfzierde einem sehr alten Hirschen an, und beweiset, daß diese Thiere damals länger als heutiges Tages geschont wurden.

Die vollständigsten auf diesem Schlaner Berge ausgegrabenen Urnen sind T. I. f. 6. 7. abgezeichnet. Sie sind niedlich geformt, kaum ¼″ in der Masse dick, ohne alle Verzierungen, innerlich und äußerlich mit einem glänzenden dauerhaften Anstrich überzohen, der sich nicht wegwaschen läßt. Sie haben weder Ruß- noch Brandflecke, und mögen daher nicht für die Aufbewahrung der Asche der Verstorbenen, sondern zu Opfer- oder Gastmahl-Geschirren bestimmt gewesen seyn. Auch mehrere nicht zu einander passende Scherben von derselben Materie und Glanz waren vorfindig; doch stammten auch diese von keinen großen Geschirren. Die größern Geschirre, deren obere Oeffnung 12 bis 15″ im Durchmesser hatte, und von welchen die zusammengestellten Obertheile T. I. f. 8. 9. 10. 11. vorgestellt sind, sind in der Masse viel dicker, nämlich ½″ nur an der innern Wand glatt, von außen aber sehr rauh, gelblich,

ohne aller Verzierung, theilweise sowohl äußerlich als innerlich durch Brand geschwärzt, und unvollkommen ausgebrannt. Nur der f. 12. gezeichnete Obertheil einer größern Urne ist äußerlich glatt, glänzend, bis zum Klang ausgebrannt, von gelber Farbe, und hat an beiden Seiten einen hohlen Hänkl.

Was sollen wir nun diesem in alterthümlicher Hinsicht, nach der beschriebenen Ausbeute so wichtigen Schlaner Berg für eine Bestimmung in der heidnischen Zeitperiode zuweisen?

Der Schlaner Berg ist östlich an der uralten, gleichnamigen Stadt gelegen. Er ist ein ganz isolirter, nach allen Seiten eine freie, besonders aber gegen Aufgang eine weite Aussicht gewährender bedeutender Berg. An der West- und Nordseite zieren ihn Gruppen der schönsten in die Höhe stehenden Basaltsäulen, welche auch einer schwächern Phantasie wie erkaltete, aus dem Orkus ausströmende Feuersäulen erscheinen. Diese physikalischen Eigenheiten des Schlaner Berges können den umwohnenden Heiden nicht unbekannt gewesen seyn. Bei dem religiösen Gefühl, welches auch die Brust des Heiden erglühte, und in der Ahnung des Unendlichen sich für das Daseyn einer schaffenden und erhaltenden Gottheit unter mancherlei sinnlichen Vorstellungen aussprach, ist nichts natürlicher, als daß auch der Heide das Bedürfniß eines Umganges mit der Gottheit durch Beobachtung religiöser Gebräuche kannte, und Berge allen andern Lokalitäten vorzog, wenn er durch Opfer, Gebete und Seufzer sich der Gottheit nähern wollte.

Schon in den Büchern des alten Testamentes lesen wir 1. Buch Moses XII. 8. XXII. 2. II. B. III. 1. XVII. 10. XVIII. 5. XIX. 3., daß Abraham, Moses, Josua, Jethro u. s. w. Berge

bestiegen haben, wenn sie sich der Gottheit nähern wollten, und wir lesen im I. B. d. Könige XIII. 20. 2. B. XII. 3. XV. 4., daß die das jüdische Volk und ihr Reich umgebenden Heiden auf den Höhen ihren Göttern geopfert haben. Einen gleichen Gebrauch hatten die heidnischen Deutschen und die in Religionsbegriffen ihnen ganz nahe stehenden Slawen. Insbesondere sagt Cosmas lib. I. p. 10. edit. dobr., daß noch zu seiner Zeit — 1125 — viele aus den Böhmen auf Bergen geopfert haben.

Schon diese Verhältnisse des Schläner Berges bestimmen mich anzunehmen, daß derselbe der Versammlungsort der in der Umgegend wohnenden Heiden war, wo sie nach ihren Grundsätzen nicht in Tempeln von Menschenhänden gebaut, sondern gleich den Persern und Deutschen in der freien Natur ihren Göttern opferten, sie um ihren Beistand angerufen, über die Zukunft befragt, durch Tänze, Gesänge und Mahlzeiten die Freude über ihre vermeinte Nähe und Schutz, den Dank für vermeintlich von ihnen ausgegangene Wohlthaten geäußert haben. Nach dem Zeugniß A. Miechows de Sarmat. Europ. Lib. II. c. 2. unterhielten die slawischen Priester an einigen Orten zu Ehren ihres obersten Gottes Peron — ein immerwährendes Feuer. Auch Radegast — eine der höhern slawischen Gottheiten, wurde auf Bergen durch Opfer und Feuer verehrt; und bekannt ist es, daß das heutige Jütterbok im ehemaligen Wendenland gelegen, seinen Namen von dem slawischen Jüterbog — Gitrnj Būh — Gott des Morgens, der Morgenröthe erhalten habe, indem auf dem Golm-Berge — Golm mag von Kulm, und dieses von Chlum abgeleitet seyn, was im Slawischen einen Berg bedeutet — diese mit dem Bielbog, Weißer- oder Tagesgott, analoge heidnische Gottheit, durch Opfer und Gast-

mahle bis zu den Zeiten Karl des Großen verehrt wurde. *) Erwägen wir ferner die Einfassung der obersten bedeutenden Bergfläche theils mit steilen Basaltfelsen, theils und zwar wo diese aufhören, oder mehr abwärts des Berges zu Tage ausbrechen, mit einer senkrechten ziemlich hohen Skarpe, deren Steine wohl erst in spätern Zeiten ausgebrochen worden seyn mögen, so ist dies abermals ein Kennzeichen, daß der eingeschlossene Berggipfel das Lokal der heidnischen Gottesverehrung war; denn in vielen andern, von slawischen Völkern bewohnten Gegenden, z. B. an der schwarzen Elster **) bewährt es sich, daß sie ihre unter dem freien Himmel gewählten Tempel mit Wällen und Gräben eingefaßt haben, um sie gegen Entheiligung und gewaltsame Angriffe zu schützen. Auch die am Fuße dieses Berges mächtig ausfließende sogenannte Salzquelle paßt für die religiöse Bestimmung dieses Berges; denn Quell- oder Teichwasser durfte nicht fehlen, wo unsere heidnischen Vorfahren einen Platz für ihre religiösen Opfer wählten, da sie dieses nicht allein zur Reinigung des Platzes, der Gefäße und Werkzeuge, welche mit dem Blute der Opferthiere befleckt wurden, sondern auch zu ihren religiösen Mahlzeiten, endlich zur Besprengung der Opferthiere nothwendig brauchten. Ist gleich diese Quelle am Fuße des Berges, so ist sie doch bei dem Mangel eines Quellwassers auf dem Berge selbst, immer die nächste am Opferplatze gewesen.

Woher ließe sich endlich die unglaubliche Menge Asche, die theilweise 2 Klafter tief liegt — woher die Menge der Schweins-, Schaaf-, Rinds- und

*) Dieß bestätiget die alte in Hainsbach aufbewahrte handschriftliche Chronik.

**) S. D. F. A. Wagners Aegypten in Deutschland. Leipzig. 1833. S. 47. 50. 51.

anderer, auch kleiner Thierknochen bei einer unverhältnißmäßig geringen Anzahl von Urnenscherben, und gar wenigen Menschenknochen erklären, wenn man nicht annimmt, daß hier, wo das Walten unserer heidnischen Voreltern doch unbestreitbar vor unsern Augen liegt — kein Begräbniß- sondern ein religiöser Versammlungsort war, wo vielleicht dem Gotte Peron, oder nach der östlichen Lage der großen Aschenmasse der Gottheit der Morgenröthe — Sitnj Büh ein ewiges Feuer brannte, dabei oder auch ohne diesen beständigen Feuer zu bestimmten Zeiten Opfer gebracht, religiöse Mahlzeiten und Feste begangen wurden. Diese Hypothese wird dadurch nicht entkräftet, daß man hier auch einige Graburnen mit Asche und kalcinirten Knochen *), mit Attributen von Nadeln und Werkzeugen gefunden hat. Denn so wie die Christen in der nächsten Umgebung ihrer Kirchen die Verstorbenen begraben, die Vornehmern und Priester in den Kirchen selbst bestattet haben, eben so ist es gedenkbar, daß auch unsere heidnischen Vorfahren ihre Vornehmsten und ihre Priester in der nächsten Umgebung ihres vermeinten Heiligthums verbrannt, und ihre Asche in dem Schooß dieser geweihten Erde beigesetzt haben. Aber eben deswegen, daß nur wenige Spuren beigesetzter Leichen, und diese nur an der westlichen Bergseite, oder unter dem eingeschlossenen Berggipfel zu finden sind, daß gerade an der Ostseite in dem größten Aschenhaufen nur wenige Geschirrtrümmer zu finden sind, ist es höchst wahrscheinlich, daß dieser ausgedehnte Platz eine andere Bestimmung als jene eines Beerdigungsplatzes hatte.

Ich muß meine Leser auf die, an diesen Opferplatz vorgefundenen, wiewohl wenigen, unverbrann-

*) Oder Beinwellen, osteocolla.

ten, Menschenknochen aufmerksam machen. Es waren dieß Theile von Hirnschädeln, und Hälften von Kinnladen, die mit vollkommen ausgewachsenen gesunden Backenzähnen besetzt waren. Sollten dieß wirklich Uiberreste der hier gefallenen Menschenopfer seyn? Hr. D. F. A. Wagner in seinem Werke: Aegypten in Deutschland, stellt, nach genauer Beschreibung der an der schwarzen Elster vorgenommenen Ausgrabungen S. 56, die Behauptung auf, daß die vorchristlichen Bewohner Germaniens auch Menschen, und besonders jugendliche Körper, ja sogar Kinder, jedoch selten geopfert haben, da er in den bei Schlieben entdeckten Opferplätzen unverbrannte Knochen und insbesondere Kinnladen entdeckte, welche nach der Struktur der Zähne jugendlichen Körpern angehörten. Allein es ist wohl zu erwägen, daß Julius Cäsar den Germanischen Völkern keine Menschenopfer zumuthe, daß Tacit. de mor. Germ. c. 39 nur von den Semnonen behaupte, sie haben in dem heiligen Haine ihren Gottesdienst mit dem Opfer eines Menschen begonnen. Wenn die durch Jagd und Kriege mehr abgehärteten Germanen nie, oder nur selten Menschen opferten, so kann man Menschenopfer bei Völkern slawischen Ursprungs noch weniger voraussetzen, da letztere nach ihrem friedlichen Sinn für Ackerbau, Viehzucht, Gewerbe und Handel weniger dazu geneigt gewesen seyn mögen. Wenn sich daher auf den heidnischen Opferplätzen, an der schwarzen Elster und am Schlaner Berge, einige Menschenknochen finden, die, so wie die Knochen verschiedener Opferthiere, nicht verbrannt sind, so läßt sich meines Erachtens daraus noch nicht der Schluß ziehen, daß hier nebst den Thieren auch Menschen-Opfer gefallen sind; es läßt sich das Vorkommen unverbrannter Menschenknochen neben den Verbrannten auf andere Art,

und schon daraus erklären; weil das Verbrennen der Leichen nicht die einzige Bestattungsart der heidnischen Vorfahrer war, sondern auch manche Leichen, und vielleicht gerade die jüngern, unverbrannt beerdiget wurden.

Dieser Opferplatz am Schlaner Berge muß aber in dem grauesten Alterthum begründet worden seyn. Wenn gleich die heidnischen Gebräuche bei den Böhmen bis in das zwölfte Jahrhundert unter dem Volke sich erhalten haben, so wurden sie doch mit dem Heidenthum von der Zeit an verpönt und verfolgt, als die böhmischen Herzoge sich zum Christenthum bekannten, und die christliche Religion im Lande eifrigst beförderten. In dieser Periode konnten die heidnischen Böhmen ihrem Kultus nur im Geheim, also nicht auf einem Berge obliegen, wo sie der Beobachtung von allen Seiten ausgesetzt, ihre Opferfeuer von weiten zu sehen gewesen wären. Die heidnischen Feuer auf dem Schlaner Berge sind somit mit der Einführung des Christenthums erloschen. Welch eine lange Zeitperiode brauchte es aber, um solche Aschenhaufen, wie sie besonders an der östlichen Bergseite gefunden werden, anzuhäufen; um so viele Thiere zu opfern, die aus den unzähligen vorhandenen Thierknochen vorauszusetzen sind?

Der offene Tempel des Schlaner Berges mag daher nicht bloß Jahrhunderte, vielleicht ein Jahrtausend der Einführung des Christenthums vorgegangen seyn.

Dieß bewährt auch zum Theil die höchst verschiedene Art der daselbst ausgegrabenen Urnen und Scherben. Während einige aus dem reinsten Thon gearbeitet, geglättet, oder mit einem glänzenden festhaltenden Anstrich überzogen, und in gefälligen Formen hergestellt sind, ist der Stoff zu andern, weder

von groben Quarztheilen gereiniget, an der Oberfläche äusserst rauh, und die Gefäße in der Form ganz einfach und geschmacklos. Indem man an einem Orte broncene Nadeln ausgräbt, findet man an andern Orten Werkzeuge aus Stein und Bein, welche metallene nur nothdürftig ersetzen. Dieß beweiset offenbar, daß in verschiedenen, und von einander weit entfernten Epochen, in Zeiten sehr verschiedener Kultur und Kenntnisse hier geopfert wurde.

Unter den vielen hier ausgegrabenen Beinwellen, welche Hr. D. Wagner und andere Schriftsteller in ihren Werken über heidnische Grabstätten kalcinirte Knochen nennen, fand ich auch einige, in welchen Urnenscherben konglomerirt sind. Dieß beweist doch offenbar, daß der Scherbe, oder das Gefäß, dem er angehörte, früher verfertigt war, als die Beinwelle sich bildete, die ihn umgibt! Mögen Naturforscher entscheiden, welch ein langer Zeitraum dazu gehöre, bis sich unter der Erde jenes Produkt erzeugt, welches ein fast allgemeines Attribut der Lagerstätte verbrannter heidnischer Leichen ist, welches in seinem Inhalte keine Spur von der Natur und Struktur, sondern nur in der äußern Form eine Aehnlichkeit mit einem Knochen hat. Ich will dieses Exemplar der Beinwelle, in welchem der Urnenscherbe konglomerirt ist, nur als einen weitern Beweis für das hohe Alterthum der religiösen Bestimmung des Schlaner Berges angeführt haben.

Diese unglaublichen Aschenmassen des Berges berechtigen uns auch zu dem Schlusse, daß die Umgegend des Schlaner Berges in dieser frühzeitigen Periode nicht unbedeutend, und von standhaft feßhaften Bewohnern bevölkert war. Die beträchtliche Ausdehnung, welche das zum religiösen Kultus bestimmte Bergplateau hat, deutet auf viele Men-

schen, welche demselben beiwohnten. Die zwei bis dreifachen Schichten, von Asche, Kohlen, Knochen und Scherben, welche mit einer 2 bis 3" mächtigen horizontalen Lage gelber Erde in den senkrechten Skarpen, besonders auf der nordöstlichen Seite abwechseln, beweisen, wie oft dieses Plateau mit den Uiberresten der gottesdienstlichen Opfer aufgeschüttet, und wieder mit Erde bedeckt wurde, und somit eine lange Periode, binnen welcher dieser Ort der religiösen Bestimmung geweiht war.

Einen ferneren augenscheinlichen Beweis für die bedeutende Bevölkerung der Schlaner Gegend zur Zeit des Heidenthums liefern aber auch die Ausgrabungen auf den, am Nettowitzer Hohlwege gelegenen Feldern, zu deren Beschreibung ich nun schreite.

Ausgrabungen zwischen Schlan und Nettowitz.

Die ersten Nachgrabungen wurden auf dem Felde N. T. 883, nämlich rechts von dem aus Schlan nach Nettowitz führenden Hohlweg an sieben Punkten unternommen, weil eben in der rechten Wand dieses Hohlweges Asche, Kohlentrümmer und einige Urnenscherben die Andeutung gaben, daß in den Tiefen dieses Feldes Alterthümer verborgen seyn mögen. Auf dem unterhalb dieses Feldes, gegen die Smetschner Kunststrasse gelegenen Felde N. T. 878 wurde an 5, und in den der linken Wand des Hohlweges anliegenden Feldern, N. T. 942, 3, 4, an vier Orten gegraben. Es ist merkwürdig, daß nur in den, dem Hohlwege nächst anliegenden Feldertheilen die Nachgrabungen in einer

bedeutenden Länge längst dem Wege lohnend wären, daß man an mehreren, von dem Hohlwege entfernteren Punkten, derselben Felder vergeblich gesucht habe. Auf dem links vom Hohlwege gelegenen Felde N. T. 944, und zwar an dessen Westseite, wurden Ausnamsweise ganz kleine Urnenscherben, einige Holzkohlen, und eine 3'' lange broncene Nadel in der Tiefe von 2' gefunden.

Am reichlichsten war die Ausgrabung auf dem Felde F. N. T. 878, an dessen Spitze die Wege nach Smetschna und Nettowitz sich theilen, und welches der heutigen Stadt Schlan und dem Dorfe Kwic am nächsten liegt. Vielleicht dürfte dieser Dorfsname aus Kwiliti — heulen, jammern abgeleitet seyn, wenigstens fehlt es in Böhmen nicht an Beispielen, daß in der Nähe der ehemaligen heidnischen Begräbnißplätze die Ortsnamen von žel Trauer, Křič, hořitj brennen, duſſe Seele, Kwiliti heulen u. s. w. abgeleitet sind. An allen diesen Punkten zeigten sich, nachdem man 2' tief in einem lockern, guten schwarzen Boden gegraben hatte, eine große Menge Urnenscherben, nebst Kohlentrümmern, vieler Holzasche und Menschenknochen. Unter andern fand sich auch ein menschlicher unterer Kinnbacken mit mehreren gesunden Zähnen, welche ein mittleres Lebensalter anzeigten. Es waren auch mehrere, gleichsam hartgebrannte, an der Oberfläche sehr rauhe und gespitzte, einem Kalkmörtl nicht ungleiche, Massen vorhanden, welche man zu den kalktufartigen Beinwellen (Osteocolla), jedoch mit dem Unterschiede zählen kann, daß sie sich nicht weich, nicht thonartig, sondern sehr scharf anfühlen, und wie ein gebrannter Körper klingen. Von diesem sonderbaren Gebilde werde ich später handeln.

Dieses Gemenge von Urnenscherben, Asche, Kohlen, Knochen und Beinwellen hielt 2' in die

Tiefe an, hierauf zeigte sich der gewachsene Boden, der, somit in einer Tiefe von 4' von der Oberfläche sich befindet. Indeß kamen diese aus der heidnischen Vorzeit abstammende Uiberreste nicht ununterbrochen, sondern vielmehr nur Nesterweise vor. Mancher in einer Länge von 6' gegrabene Schacht hatte zur Hälfte oder zu einem Drittheil einen solchen alterthümlichen Inhalt, und in dem übrigen Theile nur Erde, die höchstens mit Asche gemischt war. Neben mancher gegrabener Schacht fand sich gar nichts, und doch hat man, wenn in der Entfernung von 6 bis 8' nachgegraben wurde, abermals alterthümliche Ausbeute gefunden.

Hie und da kam man auf Höhlungen, welche den Abdruck einer darin gelegenen Urne bildeten; die zerbrochenen Theile der Urne fand man auf dem Grunde der Höhlung liegen, und es gelang mir meistens, solche sorgfältig beisammengehaltene Scherben zu fast ganzen Urnen zusammenzupassen. Eine solche runde Höhlung hatte im Durchmesser 12''.

Selbst an der Oberfläche dieser Felder liegen Urnenscherben und Knochen, vorzüglich von Schweinen und Schafen zerstreut, woraus es mir wahrscheinlich ist, daß diese dermal eine kultivirte Fläche bildenden Felder einst mehrere Hügel gehabt haben mögen, in welchen die heidnischen Uiberreste seichter, als die heutige Feldfläche ist, beigesetzt waren; durch die Abgrabung dieser Hügel mögen manche Begräbnißplätze zerstört, und ihr Inhalt über die niedriger gewesenen Theile verbreitet worden seyn, woraus zugleich erklärbar wird, warum heutiges Tages nicht durchgehends, sondern nur Nesterweise die Alterthümer vorfindig sind. Da wo es itzt leer ist, war vielleicht früher ein Hügel, und in diesen die durch das Abgraben desselben verschwundenen heidnischen Uiberreste.

Als Beisachen habe ich in der angegebenen Tiefe zwischen Urnen, Knochen u. s. w. auf diesen Feldern Folgendes gefunden:

Einen $6\frac{1}{2}$ Loth schweren, 1" dicken, gleich hohen, 4" langen, von allen Seiten geglätteten, gegen die beiden Längen-Enden stumpf zugespitzten röthlichen Sandstein, ohne aller Durchbohrung, dessen Bestimmung wohl schwer zu errathen seyn dürfte.

Eine eiserne, an dem obern Ende abgebrochene, am untern Ende zugespitzte, runde, gegen oben etwas gebogene, $\frac{1}{4}$" dicke, 5" lange, 3 Quintl schwere eiserne Nadel.

Ein vier kantiges, $\frac{1}{2}$" dickes, $2\frac{1}{2}$" langes, an einer Seite abgebrochenes, 1 Loth schweres Eisen.

Ein 2" langes Eisenblech, welches die Hälfte einer Röhre bildet, deren Durchmesser 1" war.

Eine broncene, 2" lange, am dünnern Ende gebogene, am dickern Ende abgebrochene, mit dem edlen Rost überzogene Nadel, welche wohl die Heftnadel einer Fiebel oder Schnalle bildete.

Eine harzige schwarze Masse, 1" im Durchmesser, in der Form einer sehr platt zusammengedrückten Kugel. Die Masse schmilzt am Feuer, und dampft einen Wohlgeruch.

Bei Ramis wurde*) ein Büchschen ausgegraben, welches ebenfalls mit einer schwarzen harzigen Masse gefüllt und in der Mitte durchbohrt war. Diesem Harze wird die Bestimmung beigelegt: die beiden Hälften des Büchschens ohne eine Schraube zusammenzuhalten und auszufüllen. Meine Harzkugl scheint eine selbstständige Rolle zu spielen; ihre Oberfläche ist zu ungleich, um als Ausfüllung eines Metalls zu dienen. Ich halte es besonders wegen des ihm eigenen Wohlgeruches nicht für ein gewöhn-

---

*) S. Variscia II. Heft. S. 75.

liches Harz, sondern für ein besonders zubereitetes Rauchwerk.

Ein 2" langes, an beiden Seiten abgebrochenes Bruchstück einer broncenen Nadel.

Auf diesen Feldern lagen die rohesten, dickmassigen, grob verzierten und großen Geschirre zwischen recht netten, glatten, dünnen und fein gearbeiteten kleineren vermischt.

Es scheint, daß unsere Vorfahren es nicht wagten, größere Geschirre dünn und fein zu arbeiten, aus Mißtrauen in die Haltbarkeit. Rohere Geschirre sind daher nach meinen Erfahrungen nicht gerade das Produkt früheter unwissender Zeiten, denn man findet sie ja neben den feinsten Geschirren beigesetzt.

Aus gleicher Ursache scheinen rohgearbeitete Urnen nicht ausschlüßig den Uiberresten armer oder unangesehener Leute anzugehören. Die Bestimmung der verschiedenartigen, in den heidnischen Gräbern vorfindigen Geschirre scheint sehr mannigfaltig, wenn gleich uns großentheils unbekannt zu seyn. Nach dieser Bestimmung scheint sich ihre Größe und Form zu richten, und mit der Größe ist die Dicke der Masse, mit dieser aber die Rohheit der Gestalt in Verhältniß, so, daß nur die kleineren Gefäße dünn, fein, regelmäßig geformt, und äußerlich gefällig dargestellt sind.

Bemerkenswerth ist, daß selbst jene Urnen, welche äußerlich ganz rauh und roh gebildet sind, innerlich doch mit vieler Sorgfalt rein geglättet sich zeigen, daß gerade die dicksten, größten Urnen an ihren innern Wänden die deutlichsten Brandspuren haben. Man kann daraus schließen, daß sie zur Aufbewahrung der Gebeine und Asche der verbrannten Leiche bestimmt waren, daß diese heiß oder glühend in die Urne aufgefaßt wurde, und diese Brandmale verursacht habe.

Indem die feinern, kleinern, besonders die schwarzen mit einem schönen glänzenden Anstrich überzogenen Gefäße durchaus keine Brandspuren haben, ist es wahrscheinlich, daß sie entweder mit Speise und Trank gefüllt den Beerdigten beigesetzt, oder bei dem Todtenmahle von den Leichengästen gebraucht, und sodann mitbegraben wurden. Die hier ausgegrabenen größten Urnen haben einen gerade aufstehenden, somit nicht überschlagenen Rand. Der Durchmesser der obern Oeffnung ist 11 — 13″. Unter dem fast 3″ hohen Rand umgibt die Urne eine vermuthlich durch Fingereindrücke gebildete höchst einfache Verzierung. Die Ausbauchung gegen die Mitte ist sehr unbedeutend. Einen Untertheil dieser Urnen konnte ich trotz aller Bemühung nicht erhalten. Sollte er durch die Schärfe der auf dem Boden angehäuften Aschenlauge früher als der Obertheil zerstört worden seyn? Meine Exemplare von den obern Urnentheilen sind 6 bis 7″ hoch; sie haben über den obern Rand gespannte, 1½″ breite hohle Henkel, die Höhlung derselben beträgt in der Höhe 1¼″. Diese Henkel sind nicht erst nach Verfertigung der Urne angesetzt, sondern sie sind im innigsten Zusammenhange mit der Masse des obern Urnenrandes, und nur der untere Theil des Henkels ist auf der Urne aufgesetzt. Die Dicke der Urnenmasse ist ½″, auch darüber; da diese Dicke in den Obertheilen der Urnen eintritt, so ist zu vermuthen, daß die Untertheile noch stärker waren; denn man findet bei den alten Thongebilden allgemein die Untertheile dicker gehalten.

Die Masse der meisten großen Urnen besteht aus einem grauen mit Quarzsandkörnern gemischten Thon. Einige sind auch aus einem röthlichen Thon gebildet. Merkwürdig aber, und meines Wissens bisher nicht beobachtet ist, daß bei einigen dieser Urnen, wie es im Bruche deutlich zu sehen ist, der

graue mit dem rothen Thon in 1 bis 2''' dicken Schichten abwechselt, und daß in diesen Fällen die graue Thonschichte sich in der Mitte von zwei rothen befindet. Es ist nicht unmöglich, daß diese Farbenverschiedenheit eine Wirkung des Brennens dieser Geschirre sey. Von außen sind diese großen und dicken Urnen mit einem festen, erdigen, rauhen, von innen aber mit einem sehr reinen und glatten röthlichen Anstrich überzogen. An vielen großen Urnentheilen sind auch an der Außenseite bedeutende Brandflecke zu sehen. Die Abbildungen dieser Bruchstücke von größeren Urnen (T. II. f. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 9.) und die meisten der kleineren Gefäße haben an beiden Wänden den bekannten schwarzen glänzenden festen Anstrich, welcher, ohne eine Glasur zu seyn, eine reine Glätte bildet, und bei der gefälligen Form den Sinn für das Schöne bei unsern heidnischen Vorfahren beurkundet. Auch bei diesen Gefäßen ist der obere Urnenrand mehr aufwärts stehend, als nach außen überschlagen; er beträgt 1'' öfter auch weniger. Einige haben am obern Rande Henkel, deren Höhlung $1/2$'' im Durchmesser hat. Die Masse ist ein grauer, von Quarztheilen weit mehr als bei den großen Urnen gereinigter Thon. Einige haben unter dem ganz glatten Rand senkrechte, mit freier Hand, somit nicht immer symmetrisch gezogene Streifen über die ganze Urne herab (T. II. f. 8.), andere haben unter dem Rand blos eine Verzierung aus senkrechten, vertieften, 3''' langen Strichen.

Nach der äußern Form sind mehrere einer weit geöffneten Schale ähnlich, wo der Durchmesser des Bodens $1^3/_4$'', jener der obern Oeffnung $5^3/_8$'' beträgt, die Höhe der Schale hat 2''. (T. II. f. 12. 13.) Andere sind bauchige Urnen, der Durchmesser der obern Oeffnung beträgt bei diesen 8'', ihre Höhe bei 4''. (T. II. f. 2.) Auch krugartige Formen mit Henkel wurden

ausgegraben, die obere Oeffnung hat im Durchmesser $4^{7}/_{8}''$, der Hals ist etwas dünner, die Höhe und die Form des Untertheils läßt sich bei der Mangelhaftigkeit des Exemplars nicht angeben. (T. II. f. 10.) Im obersten Rand, neben dem Henkel, fand ich folgendes in der wirklichen Größe und mit möglichster Genauigkeit punktirte hier nebenstehende Zeichen:

unter welchem ein punktirter Rand um den ganzen Urnenhals läuft; während das vorgestellte Zeichen nur einmal vorkömmt.

Ich wage es nicht, diese Zeichnung für eine Schrift zu erklären, aber schon öfter kamen mir in Böhmen ausgegrabene Urnen in die Hand, welche mit einem besondern Zeichen signalisirt sind, das vielleicht ein Monogramm des Töpfermeisters war. Ein schwarzes $2^{1}/_{2}''$ hohes Bruchstück ist blos der vollständige untere Theil einer ovalen Schale, deren Höhe sich nicht bestimmen läßt. Der Boden ist zirkelrund, sein Diameter mißt $2^{1}/_{4}''$. T. 2. f. 15. 16. sind Untertheile schwarzgrauer Urnen.

Ein Urnenscherbe ist aus einer ganz feinen ziegelroth gebrannten, auf das reinste an beiden Wänden geglätteten Masse mit gerade ausgehendem, $^{1}/_{2}''$ hohem Rand, und einer kleinen Ausbauchung sehr niedlich gearbeitet. Der Durchmesser der obern Oeffnung beträgt 3'', die übrigen Dimensionen lassen sich an dem Bruchstück nicht finden.

Eine ganze, Rand- und Verzierungslose, 4'' hohe, in der obern Oeffnung 6'', am Boden 3'' breite und angerußte, durchaus glatte Urne (T. II. f. 14.) scheint

nach ihrer Reinheit gleich ursprünglich nichts enthalten zu haben.

Noch ein vorgefundener bedeutender Theil einer schwarzen, in der Masse ½″ dicken Urne, welche im Durchmesser der Ausbauchung 10″ mißt, einen gerade aufstehenden, in der Höhe aus diesem Bruchstücke nicht bestimmbaren glatten Rand und unter demselben einen erhabenen Streifen hat, ist darum merkwürdig, weil sich in der Mitte des Bauches zwei 4‴ breite, durchbohrte, von einander nur 1″ entfernte Löcher befinden. Da mein Bruchstück nur die Hälfte der ganzen Urne bildet, und dabei noch ein kleines Bruchstück derselben Urne lag, welches am Rande ein gleiches Loch hat, so waren auf der Gegenseite vermuthlich gleichfalls 2 Löcher. In einem Gefäß, dessen Bestimmung ist, etwas in selbem aufzubewahren, lassen sich geflissentlich gebohrte Löcher nur aus dem Zweck erklären, daß man der Luft oder der die Urne umgebenden Feuchtigkeit einen Zugang gestatten wollte.

Es läßt sich bei den Resultaten dieser Ausgrabungen keineswegs widersprechen, daß diese heutigen Tages fruchtbare Felder bildende, am Nettowitzer Weg gelegene Fluren in der heidnischen Vorzeit, wo sie, nach den in der Tiefe von 4′ sich noch vorfindigen feinen Wurzeln zu urtheilen, unebene Wälder gebildet haben mögen, der Begräbnißplatz der anwohnenden Bevölkerung waren. Die unläugbar aus dem Heidenthum abstammenden Urnen, ihre Brandflecke, die viele Asche, Kohlentrümmer und Knochen beweisen, daß hier Leichname verbrannt, die gesammelten Überreste in Urnen vergraben wurden. In der Kultivirung und Planirung der Oberfläche, und auch darin, daß an diesem Orte öfter die Bestattung

der Todten wiederholt, und bei den spätern, die Urnen der erstern in ihrer Ruhe gestört worden seyn mögen, mag es sich gründen, daß hier mehr Scherben als ganze Urnen gefunden werden. Die Ausdehnung dieses Begräbnißplatzes berechtiget auf eine bedeutende Bevölkerung der Umgegend und auf standhafte Wohnsitze derselben in der heidnischen Vorzeit zu schließen. Daß man die Brandstätte, auf welcher die Leichen verbrannt wurden, nicht gefunden hat, mag sich ebenfalls in der Zerstörung gründen, welche die nachmalige Kultur des Bodens hier veranlaßte.

Bei Gelegenheit eines in dem obrigkeitlichen sogenannten Krupower Maierhof, welcher in der gegen Prag gelegenen Schlener Vorstadt, und zwar als letztes Gebäude derselben südlich an der Kunststraße gelegen ist — vorgenommenen Baues wurde im J. 1832 eine große, offene Urne ausgegraben, in welcher ein 1½" hohes, in der obern Oeffnung 1½" am Boden 1" breites ungebranntes, aus freier Hand fabricirtes thönernes Näpfchen sich befand, welches den sogenannten Thränen-Urnen äußerlich gleicht.

Die große Urne enthielt viele mit Erde gemischte Asche, hat an der innern glatten Seite Brandflecke, äußerlich ist sie rauh, der Thon ist röthlich, die Masse rein, ½" dick. Der Durchmesser des Bodens mißt 5", die obere Oeffnung 12". Da der Obertheil der Urne an keinem Punkte ganz ist, so mag sie ursprünglich höher und die obere Oeffnung noch breiter gewesen seyn. In der genau durchsuchten nächsten Umgebung war sonst nichts Alterthümliches zu finden, und es würde somit hier die Asche eines Einzelnen, der vielleicht hier wohnhaft war, beigesetzt.

Ausgrabungen in Podmokl, Rakonitzer Kreises.

Unter die merkwürdigen Orte Böhmens in alterthümlicher Hinsicht gehört das heutige Dorf Podmokl. Es liegt an der westlichen, dem Pilsner und Berauner Kreise zugewendeten Gränze des Rakonitzer Kreises, 1/4 Stunde südlich vom Flusse Mies (Mže); 1/4 Stunde östlich vom Gute Zwikowec, wohin es eingepfarrt ist, und gehört zur Herrschaft Pürglitz. Am merkwürdigsten bleibt der am 12. Juny 1771 nahe an den durch ein engen Thal dem Flusse Beraun zueilenden ungenannten Bache in einer Entfernung von etwa 1000 Schritten nördlich vom Dorfe aufgefundene kupferne Kessel, dessen obere Oeffnung 9'' breit, dessen Höhe nach der in der Erde hinterlassenen Vertiefung, — der untere Theil desselben war durch den Zahn der Zeit ganz verzehrt — 12'' betrug. Dieser Kessel war mit Goldstücken gefüllt. Nachdem er aus seiner unterirdischen langen Verborgenheit durch den Bach, der, wie es in Bergschluchten geschieht, öfter seine Richtung ändert, und durch die Tageswässer an die Oberfläche abgespült wurde, senkte er sich gegen die Bachseite, wodurch ein Theil der Münzen mitunter bis in den seichten Bach verschüttet wurde. Ein Taglöhner des Dorfes Podmokl, Namens Spinota, der mit der Abmähung der nahen Wiese beschäftiget war, erblickte einige der Zerstreuten, und brachte sie als Spielzeug seinen Kindern nach Hause, da er sie nach ihrem massiven, runden Aussehen für Knöpfe hielt. Mehrere Nachbaren, hiedurch in Kenntniß gesetzt, suchten und holten gleichfalls diese vermeinten zerstreuten Knöpfe.

Nachdem die unter den Kindern vertheilten Münzen auch einem Israeliten zu Gesichte kamen, der, ihren Werth erkennend, eifriger nach ihnen forschte, kam die Sache bald zur ämtlichen Kenntniß, worauf nicht nur der noch bis auf $^2/_3$ gefüllte Kessel zu Handen der Obrigkeit in Empfang genommen, sondern auch ein Theil der von den Leuten geholten Goldstücke zurückgefordert wurde. Dieser der Fürstlichen Obrigkeit, Weiland dem Herrn Karl Egon Fürsten zu Fürstenberg, dem unvergeßlichen Mecän seiner Zeit, dem Begründer und ersten Präsidenten der k. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften zugekommene Fund mochte, ungerechnet was dennoch verschleppt blieb, über 80 nied. österr. Pfd. betragen haben. Da 5 Dukaten ein Loth wiegen, so mochten 80 Pfund einen Goldwerth von 12800 Dukaten, oder den Dukaten zu 4 fl. 30 kr. gerechnet einen Silberwerth von 57600 fl. C. M. im Zwanzig Gulden Fuße, und wenn der abhanden gekommene dritte Schatztheil dazu gerechnet wird, so kann man annehmen, daß hier 76800 fl. C. M. nach dem zwanzig Gulden Fuß vergraben waren. Fürst Fürstenberg, dem auch das nach den Gesetzen dem Staate gehörige Drittheil des Schatzes belassen wurde, beschenkte alle ihm bekannte europäische Münzkabinete, alle Münzforscher mit Exemplaren dieser bis itzt nach dem Fundort benannten Podmokler Münzen.

Nach der an dieser Münze vorgenommenen Quartprobe enthalten 24 Carat — an reinem Gold 23 Carat und 8 Gran, sie enthalten somit blos 4 Gran Zusatz, und sind folglich aus dem feinsten Golde gearbeitet. Nach der Größe und dem Gewicht kann man sie in 4 Klassen abtheilen; die größten haben 131 bis 133 Gran, also fast das Gewicht von $2^1/_4$ Dukaten, andere waren im Gewichte gleich $^5/_8$ Dukaten und $1^1/_2$ Gran, andere $^1/_4$ Dukaten und

1 Gran, endlich haben wieder andere blos 11 bis 13 Gran gewogen. Alle diese Münzen sind gegossen in Form einer Halbkugel. Einige Schriftsteller, und unter diesen auch Dobner *) glauben, daß auf diese in eine bleierne Form gegossene Halbkugeln, mittelst einer eisernen Form irgend ein Zeichen und zwar auf die flache Seite eingeschlagen wurde.

Man nennt diese Podmokler Münzen auch Regenbogenschüsseln (Scutellae Iridis), vielleicht auch zum Theil daher, daß man sie nach einem Regen, also zur Zeit eines Regenbogens in Feldern fand, weil sie der vorhergegangene Regen abgewaschen, und sie sich durch ihren Metallglanz verrathen haben.

Aehnliche Goldmünzen, jedoch nur einzeln zerstreut, fand man vor, und nach diesem Fund in den Umgegenden von Pürgliz, Mischburg, Weliß (alles in einer 3stündigen östlichen und nordöstlichen Entfernung von Podmokl), ferner bei den Gold- und Silberbergstädten Eule und Kuttenberg, und Hr. Ritter von Bienenberg **) will wissen, daß sie sich auch bei Grulich, Königgrätz, Smirziz, Wrbitschan — zwischen Budin und Lobositz gelegen — haben finden lassen. Derselbe behauptet sogar S. 63, daß die im Jahre 1751 bei Gagers in Baiern gefundenen Goldklumpen, von welchen Obermeyer in seiner Nachricht über Bairische Münzen S. 31 handelt, von derselben Gattung und Art wie die Podmokler seyen. Bei Mischburg hat man auch silberne Schüsselchen gefunden, welche sich aber dadurch unterscheiden, daß an ihnen das Bild eines

*) Annal. Hagec. P. II, p. 181. P. IV. p. 34.

**) S. Abhandl. über die bei Podmokl im J. 1771 gefundenen Goldklumpen. Prag, 1777. S. 10. 41. 42.

Kopfes erkannt werden kann, welchen Mader *) dem Brustbilde auf den Münzen Boleslaws II. ähnlich findet, weswegen er die Möglichkeit zugibt, daß sie die ersten Münzen Boleslaws I. seyen.

Der noch heutigen Tages im Fürstlich Fürstenbergischen Hause aufbewahrte obere Theil des Kessels ist an 2 Seiten mit Handhaben versehen, die schlangenförmig sehr niedrig gearbeitet sind. Unter den Goldstücken fand sich im Kessel auch ein goldenes, $4\frac{1}{2}$ Loth schweres Armband, wie es von den Römern häufig getragen wurde.

Abbildungen von diesen Podmokler Goldmünzen lieferte Bienenberg in der oben angeführten von Pf. Wydra herausgegebenen Abhandlung, A. Voigt, in seiner Beschreibung böhm. Münzen I. B. 47. 63. I. B. 78. 235. II. B. 47. 63. Dobner im I. B. S. 107 seines kommentirten Hajek.

Jeder dieser Autoren sieht in der höchst undeutlichen Zeichnung dieser Münzen etwas anderes, bald Bäume, Berge, Thiere, ja selbst Kränze, Kronen, Sonne, Sterne, und sogar einen Löwen, Runen und griechische Buchstaben.

Eben so verschieden sind die Meinungen in Bestimmung der Zeit und der Nation, welcher sie angehören. Wenn Pubitschka im III. Th. S. 119 seiner chron. Geschichte sie als Münzen der böhmischen heidnischen Herzoge erklärt, behauptet von Bienenberg, daß sie Markomannische des Marbud oder Gothonische des Catuald sind; und will sogar auf einigen derselben das Wort: Kata, Aika, Aim &c in Runenschrift lesen. J. Clauser, k. k. Archivar, hält sie in einer ungedruckten,

*) S. Mader über Brakteaten I. S. 68.

von A. Voigt in dessen Beschreib. der böhmischen Münzen, nach erhaltener Erlaubniß benützten Abhandlung für Gothische, Burgundische, der vermeinten Einwanderung der Slaven nach Böhmen vorgegangene Münzen. A. Voigt schreibt sie im angezeigten Werke, S. 73 den böhmischen heidnischen Herzogen zu; für solche erkennt Dobner Annal. II. p. 128 auch die den Podmoklern ähnlichen, früher zerstreut vorgefundenen Münzen. J. Mader tritt in seinem Werke über die Brakteaten I Th. S. 68 der Meinung A. Voigts bei; die Menge der vorgefundenen Münzen scheint ihm ihren böhmischen Ursprung zu beweisen. Sollte es sich bestätigen, daß Einige nach Voigts Meinung auf der Rückseite ein C oder G haben, was letzterer für den Anfangsbuchstaben der einst so goldreichen Berg= und somit nach damaliger Einrichtung auch Münzstadt Eule (böhmisch Gilowj) hält, so glaubt Mader am a. O. daß die Podmokler Münzen nicht älter, als aus dem zehnten Jahrhunderte sind, weil die Böhmen sogar einige Jahre nach der Einführung des Christenthums von der Sprache und Buchstaben der Lateiner nichts wußten. Andere halten sie nach der höchsten Feinheit des Goldes für arabische Münzen, und finden keine bequemere Gelegenheit, sie nach Böhmen zu bringen, als durch die Templer, welche nach Hajeks Zeugniß *) Pürglitz und Nischburg, wenn nicht besessen, doch wenigstens daselbst Klöster gehabt haben, und in der Ahnung ihrer Aufhebung diesen Schatz für sich verborgen haben mögen. Podmokl

*) S. 407. 422. 492. 878. der Sandlischen deutschen Übersetzung; dann das zum Schluße der Hajekischen Chronik beigefügte, nicht folirte Verzeichniß aller Klöster in Böhmen; Es erscheint Pürglitz unter dem böhmischen Namen: Křiwoklat, — Nischburg unter dem ebenfalls böhmischen Namen Nižbork — aus niži-bor, niederer Wald entstanden.

gränzt unmittelbar an diese Herrschaften, und ist heutigen Tages mit diesen vereint. Alle kommen aber darin überein, wie es auch nach der Gußform, die der Prägungsform vorging, und nach der höchst unvollständigen rohen Zeichnung nicht anders seyn kann, daß es Münzen einer, in Künsten und Wissenschaften noch ungebildeten Nation sind.

Dieser bei Podmokl ausgegrabene Münzschatz ist gewiß der größte, werthvollste unter den bisher Gefundenen. Schätzen wir seinen Werth nach den Verhältnissen der Zeit, in welcher diese Münzen gegossen oder vergraben wurden, so kann man im Vergleich zu den damaligen Preisen der Dinge, zur Seltenheit des Goldes, ihn wohl einer heutigen zehnfachen Geldsumme gleichstellen, und in dieser Betrachtung ist dieser Podmokler Schatz eine der seltensten Erscheinungen, welche nicht so leicht zu erklären ist.

Wer soll wohl einen so großen Goldschatz gesammelt, besessen, und auf eine solche Art vergraben haben, daß ihm die Wiedererhebung unmöglich wurde? Der reichste Private konnte eine so bedeutende Baarschaft unmöglich gehabt haben, wir mögen die Deponirung in die Zeiten Marbuds (beiläufig vom J. Chr. 6 bis einige 20) oder in die nächst folgende Periode Catualds, oder selbst in die Zeiten der heidnischen oder der ersten christlichen Regenten Böhmens versetzen. Wollte man somit diesen Schatz als in Böhmen gemünzt annehmen, so könnte er nur der Schatz eines Herrschers, eines Heerführers, oder eine Art Kriegskasse gewesen seyn, und dann wäre es noch immer schwierig zu erklären: wie ein Regent, ein Heerführer einen so großen Geldbetrag in die Erde vergraben, dort belassen konnte, da ihm doch mehrere sichere Mittel zu Gebote standen, ihn, besonders unter dem

geringen Umfang des Goldes zu retten, oder ihn wenigstens anzusprechen. Daß Marbud oder Katwald solche rohe, unförmige Münzen hätten gießen lassen, wird auch schon darum unwahrscheinlich, da beide und zwar ersterer am Hofe des Kaisers August *), letzterer am Hofe Tibers **) zu Rom erzogen wurden, daher, wenn sie Münzen hätten machen lassen, diese wohl eher auf die damals in Rom schon lange Zeit übliche Art mittelst Prägung, und nicht auf die rohe Art mittelst Guß und Hammer hätten verfertigen lassen. Auch ist es unwahrscheinlich, daß diese in Rom in der Periode der blühenden Künste und Wissenschaften ausgebildeten talentvollen Männer Marbud und Katuald nicht vielmehr die in Rom erlernte Art: sich durch Schrift und Bild auf ihren Münzen zu verewigen, vorgezogen hätten, besonders, da wir wissen, daß Marbud und Katuald mehrere Künstler und Kaufleute aus Rom nach Böhmen gezogen hatten.

J. R. v. Mader scheint von seiner früheren Meinung: diese Münzen für böhmische zu halten, abgegangen zu seyn, denn er sagt in dem im Jahre 1813 erschienenen 6ten Hefte seiner krit. Beiträge zur Münzkunde des Mittelalters S. 104: er wolle die vielen, über die Podmokler Münzen zu Markte gebrachten Muthmassungen nicht noch mit seiner vermehren; etwas mehr, als gewagte schwankende Muthmassungen habe er bisher nicht.

Der Zukunft mag es vielleicht vorbehalten bleiben, vorzüglich durch Vergleichung vieler Podmokler Münzen — die selbst in der nächsten Umgebung dieses Ortes dermal zur Seltenheit geworden sind — und

*) Strabo. Lib. VII. Vellejus Paterc. in hist. Marob.
**) Tacit. lib. II. c. 62.

durch glückliche Ausgrabungen dieses höchst merkwürdige historische Phänomen kritisch zu erklären.

Die Wichtigkeit des Dorfes Podmokl in alterthümlicher Rücksicht bewährt sich ferner durch die, in dessen nächster Umgebung zu verschiedenen Zeiten ausgegrabenen größeren und kleineren metallenen Heftnadeln, Fiebeln, verschiedene anders, als unsere heutigen, geformten eisernen Nägel, welche in dem vaterländischen Museum aufbewahrt werden. Alles dieses bestimmte mich, Nachgrabungen daselbst zu veranlassen. Es geschah am 26. August 1832 und in den folgenden Tagen; ihre glücklichen Ergebnisse werde ich getreu erzählen, sobald ich die besondere und eine frühere Bedeutenheit unzweideutig verrathende Lage dieses Ortes werde beschrieben haben.

Podmokl liegt auf einer beträchtlichen, und besonders gegen O. ausgebreiteten Anhöhe. Gegen W. und S. ist sie von einer großen und jähen Vertiefung umgeben, durch jede läuft ein kleiner Bach nördlich in den Fluß Mies (Mže). Die gegen N. sich ziehende Hälfte der O. Seite ist gleichfalls mit einer tiefen Schlucht begränzt, diese schließt sich an das rechte Ufer des Flußes Mies an, in welchen auch der dieselbe durchfließende unbenannte Bach ausmündet. Eben diese Bergschlucht ist der Fundort des Schatzes, den leider kein Kennzeichen, kein Denkmal ziert, welches der Nachwelt andeuten möchte, welche alterthümliche Merkwürdigkeit hier vergraben lag. Beide Bergschluchten gewähren durch steile Felsenwände, durch eine höchst schmale mit rauhen Felsen bedeckte Grundfläche einen sehr wilden Anblick und einen höchst beschwerlichen, nur durch Klettern möglichen Durchgang. In frühern Zeiten mögen Waldbäume ihn noch mehr verdunkelt haben.

Uiberreste von Dämmen zeigen, daß der Ort von der Südseite durch künstlich angelegte Teiche

gegen Angriffe gesichert war. An der Südwest-Seite des Dorfes erhebt sich ein Berg (heut zu Tage Spitzberg genannt, und mit Dominikalansiedlungen besetzt), welcher von der gegenüber liegenden Südseite ebenfalls durch ein tiefes Thal und sonst bestandene Teiche abgeschnitten ist. Es ergibt sich hieraus, daß die Lage für den Ort Podmokl mehr aus dem Gesichtspunkte der Sicherheit und Vertheidigung gegen Angriffe, als für den bequemen Betrieb der Landwirthschaft gewählt sey; dies gilt insbesondere von dem nördlichen Theil des Dorfes, auf welchem sich die Rustikalhöfe N. C. 17 und 18 befinden. Dieser Dorftheil ist derjenige, von welchem die steilste Anhöhe in die östliche Schlucht sich herabzieht, welche überdieß, wie die Spuren deutlich zeigen, mit Erdwällen an ihrem obern das Dorf berührenden Rand versehen war. War dieser Dorftheil, wie zu vermuthen ist, auch längst der Westseite auf gleiche Art gedeckt, so bildete er eine für die Vorzeit von allen Seiten gesicherte Veste. Für den ehemaligen Bestand derselben spricht auch der Umstand, daß der Besitzer des Rustikalhofes N. C. 18, als er seinen Keller erweiterte, große unterirdische Grundmauern gewahr wurde, deren soliden Stein er für seinen Bau benützte. In der Mitte der westlichen Vertheidigungslinie dieses, nach den angeführten Konskriptions Nummern begränzten Platzes, ist ein von Erde künstlich aufgeworfener gestutzter Kegl, welchen die Dorfbewohner Homole nennen. *) Der Umkreis der Grundfläche

*) Homolka heißt ein Quarkkäse; diese Quarkkäse haben eine runde, oben spitzige, somit kegelförmige Gestalt; es wäre somit allerdings möglich, daß die Czechen kegelförmige Hügel und Berge nach der Aehnlichkeit der Gestalt mit Quarkkäsen, Homole nennen. Allein es ist nicht weniger wahrscheinlich, daß diese so häufig vorkommende Benennung von Mohylo abstamme, womit in frühern Zeiten in Böhmen und noch

dieses Kegels beträgt beiläufig 34 N. Qr. Klafter; doch läßt er sich nicht durch Anlegung des Maßstabes messen, weil der westliche Theil des Kegels sich in eine Anhöhe verliert. Die oberste Grundfläche beträgt von O. gegen W. 4, von N. gegen S. 1 Klafter im Durchmesser. Die senkrechte Höhe des Kegels ist 3 Klafter, 3′.

Auf dieser obern Fläche war einst ein großer Stein, den aber die Dorfbewohner längst verwendet haben, ohne daß ich ihn erforschen konnte. Wir gruben unter dem ehemaligen Lager desselben eine Klafter tief, fanden verbrannte Knochen, Kohlenstückchen und kleine Urnentrümmer. Auf dieser Oberfläche waren noch 2 unförmige Steine, jeder bis 2′ lang, ohne allen äußern Formen. Auch unter diesen befand sich dieselbe Unterlage. Außer diesen 3 Steinen ist auch nicht einer in dem ganzen Hügel zu finden, und da der natürliche Boden der ganzen weiten Umgegend mit sehr vielen Steinen, insbesondere mit Thon- und Kieselschiefer gemischt ist, so ist nebst der Form auch die Bodenbeschaffenheit dieses Hügels ein Beweis, daß diese reguläre Anhöhe durch Kunst gebildet wurde.

Der ganze Kegel besteht nämlich aus einer feinen lockern Thon-Erde und Asche. Die Vermischung der letztern mag eben den Thon so locker machen. An der Südseite ist der Kegel bereits etwas

heutigen Tages in Polen ein Grabhügel bezeichnet wird. Der Begriff und somit auch die Benennung eines Grabhügels mag wohl älter als jener eines Quarkkäses seyn, und es ist somit wahrscheinlich, daß die Benennung des Grabhügels, wegen der Aehnlichkeit der Form auf jene des Quarkkäses überging. Mohyla und Homole ist zwar, wie es steht, nicht dasselbe Wort, aber sicher ist es, daß Homole aus Mohyla entsteht, wenn das y in o verwandelt, die Sylbe Mo der Sylbe ho nachgesetzt wird. Wie geneigt die Czechen zur Versetzung der Buchstaben und Sylben waren, ist aus vielen andern Worten bekannt, z. B. Total, statt Tolar, Thaler u. s. w.

abgegraben worden, um für den landwirthschaftlichen Zweck mehr Fläche zu gewinnen. Eine zweite Nachgrabung veranlaßte ich an der Südseite des Hügels, in einer Tiefe von 2° unter der obersten Fläche, stollenartig in der Richtung gegen N. Wir arbeiteten meistens in Asche, in welcher viele kleine gebrannte Knochen, jedoch wenige und nur kleine uralte Scherben vorfindig waren. Die Kleinheit der Knochen machte die Bestimmung: ob es Thier — oder Menschenknochen sind, unmöglich.

Plötzlich zeigte sich unter unserer Grabung eine Höhlung, welche wir verfolgten; sie war über 1' hoch, bei $1\frac{1}{2}$' breit; sie zog sich gleich einem unterirdischen Gang gegen die W. und dann gegen die N. Seite des Kegels. Wir gruben an dessen Nordseite diesem Gange entgegen, erreichten ihn in einer 4 schuhigen Entfernung von der Außenwand des Hügels, und entdeckten, daß dieser hohle Gang sich auch gegen O. ziehe, somit den ganzen Hügel in der Tiefe von 2° innerlich umgebe. Hie und da war in diesen Gang eingesintene lockere Thonerde mit Asche, Kohlentrümmer, dann viele sogenannte Beinwelle, welche das äußere Ansehen von kleinen kalcinirten Knochen hat, und auch in andern heid. Begräbnißorten häufig gefunden wurde. Urnenscherben gab es nur wenige und sehr kleine.

Dieser Gang war in seiner Richtung nicht horizontal, bald stieg, bald fiel er um $\frac{1}{2}$ bis 1'. Die Unterlage, Wände und Wölbung dieses Ganges war ein fester haltbarer Thon, von welchem keine Einstürzung zu besorgen war. Dieser Kegel wurde auch nach der Richtung der ersten Grabung in S. gegen N. stollenartig durchgegraben; auch der Kern dieses Kegels war von derselben Beschaffenheit, wie dessen Umgebung.

In der Vermuthung, daß in einer tiefern

Lage dieses Hügels mehrere alterthümliche Gegenstände und insbesondere ein bedeutendes Grab zu finden seyn werde, wurde an der N. O. Seite am Fusse desselben ein Stollen von 1° Höhe und 2° Breite eingeschlagen, und bis zu den obererwähnten Gang getrieben. Hier wurden mehrere größere Urnenscherben, aber trotz aller angewandten Mühe keine ganze Urne gefunden; die Scherben waren so zerstreut, daß man nicht anders schließen kann, als daß die Geschirre früher zerschlagen, als eingescharrt wurden.

Bei dieser Grabung wurden abermals sehr viele Kohlenreste, thierische unverbrannte Knochen, Asche, Schweinszähne gefunden, auch wurde daselbst ein sehr verrosteter, an der Spitze vierkantiger eiserner Pfeil T. VI. F. I. ausgegraben, dessen Länge 2½", die Spitze 1" beträgt. Endlich gab es auch hier viele Beinwelle. Vertrauend der Nachricht unserer alten Chronisten, daß die Böhmen über das Grab eines Vornehmen einen Erdhügel aufwarfen, dessen Größe und Höhe mit dem Rang und Verdiensten des Beerdigten im Verhältniße stand, glaubte ich zuversichtlich unter diesen so bedeutenden Erdkegel das interessante heidnische Grab eines verbrannten oder begrabenen ausgezeichneten Böhmen zu finden; aber ich fand trotz der Durchwühlung kein solches Grab.

Man muß ihn daher bei seiner künstlichen Konstruktion für einen Opferplatz, oder für die Brandstätte ansehen, wo die Leichen verbrandt, die Asche in Urnen gesammelt, und letztere an einem andern nahen Platz beigesetzt wurden. Die Lage des Hügels gegen Aufgang spricht für die erstere, die ganz in der Nähe gefundene Begräbnißstätte, welche ich sogleich beschreiben werde, für die letztere Vermuthung, auch ist ein dritter Fall noch gedenk-

bar, daß nämlich dieser künstliche Erdhügel sowohl ein Opferaltar, als auch der Verbrennungsplatz der Leichen war. Der auf der obern Fläche bestandene große Stein, die vielen ausgegrabenen Kohlen, Knochen und Asche deuten bestimmt auf diese Widmung; besonders da es bekannt ist, daß bei den Beerdigungen und Opfern Gastmahle abgehalten wurden, wo Feuer, Geschirre nothwendig waren, und Knochen der verzehrten Thiere übrig blieben.

Eine weitere Nachgrabung in der nächsten Umgebung dieses Hügels führte zur Entdeckung des Ortes, wo die Asche der Verstorbenen beigesetzt wurde. Es sind dies die 6 bis 10° in einer sanft sich erhebenden Anhöhe von der Mohyla westlich entfernten Gärten der Rustikalhöfe N. C. 17 und 18. Schon in einer Tiefe von 9″ kömmt man auf viele kleine Urnentrümmer und Kohlen, welche unter der guten schwarzen Damm-Erde vermischt liegen. Auch wurde in dieser Erdschichte ein 1″ dicker, 6″ langer künstlich geglätteter, am dickern Ende rein durchbohrter grauer Schieferstein (T. VI. f. 2.) gefunden, der beinahe die Form der heutigen zum Schärfen der Messer bestimmten Eisen hat, und vielleicht zu einem gleichen Zwecke diente. In der Tiefe von 1′ beginnt gebrannter Thon, unter welchen einige Kieselschiefer-Steine gemischt sind, wie sie sich in dieser Gegend allgemein vorfinden.

Von $2\frac{1}{2}$′ bis 3′ Tiefe zeigt sich ungebrannter Thon mit Kohlen gemischt, und dann beginnt der natürlich gewachsene Lehmboden. Innerhalb dieser an mehreren Punkten der Gärten N. C. 17 und 18 durchwühlten 3′ tiefen Erdschichte fanden sich häufig Urnentheile von schwarzer, röthlicher und brauner Farbe.

Fast alle hatten an der äußern, viele auch an der innern Fläche Rauch- und Rußflecke — die un-

verkennbarsten Spuren, daß sie einem starken Feuerbrand ausgesetzt waren. Nur wenige schwarze Scherben haben den glatten, einer Glasur ähnlichen Bleiglanz, den man auch sonst bei vielen Grabgeschirren findet. Dagegen fand ich einige wenige kleine Scherben, welche nur $1/_{12}$" dick sind, und an der einen Fläche bei der höchsten Glätte einen weißgelblichen sehr hellen metallischen Glanz haben, der die Farbe eines mit Gold gemischten Silbers hat. Nach der Dünne der Substanz können die Gefäße dieser Art nur sehr klein gewesen seyn; daß sie rund waren, ist aus der Form der Scherben zu entnehmen. Auf der äußern Seite eines solchen leider nur 1$1/_4$" langen, $1/_2$" breiten Scherbens fand ich nach der ganzen Länge eine $1/_4$" hohe Verzierung, welche auf den ersten Anblick einige Aehnlichkeit mit Schriftzügen hat. (T. V. f. 9.)

Da bei den in Zwikowetz vorgenommenen Ausgrabungen mehrere Urnenscherben vorkommen, welche mannigfaltige Verzierungen dieser Art und auch den schönen Metallglanz haben, so werde ich über diese Urnengattung meine Meinung bei der Beschreibung der zwikowetzer Ausgrabungen aussprechen.

Die übrigen häufig vorgefundenen Urnentheile dieses Platzes, mit Ausnahme der ganz dünnen, glatten, mit Metallglanz und schriftähnlichen Verzierungen ausgestatteten, haben folgende Beschaffenheit:

Ihre Farbe ist meistens röthlich, doch gibt es auch braune und schwarze, letztere theils mit, theils ohne den glänzenden Anstrich. Die Dicke der Masse ist sehr ungleich, sie steht im Verhältniß mit der Schönheit der Form, der Verzierungen, der Kleinheit der Geschirre und der Reinheit des Stoffes. Je gefälliger die Formen, je feiner und zahlreicher

die Verzierungen, je reiner der Stoff ist, um so dünner sind die Gefäße gehalten. So gibt es, ohne Rücksicht auf Farbe $1/8$ $1/4$ $1/3$ $1/2$" dicke Gefäße. Ein Bruchstück hat aber sogar eine Massedicke von $3/4$", dagegen ist es auch unbezweifelt, daß dieses Gefäß nicht auf der Drehscheibe, sondern aus freier Hand gemacht wurde, und der Thon ist mit großem Quarzsand vermischt. Auf der innern Seite dieses von außen mit gar keiner Verzierung versehenen Bruchstückes befindet sich, ganz roh in die weiche Masse eingefurcht, das in natürlicher Größe (T. IV. f. 5.) abgebildete Zeichen; welches, da es weder einer Runen- noch anderen Schrift ähnlich ist, wohl für das Meisterzeichen des Verfertigers angesehen werden kann. *) Die Möglichkeit, dieses Zeichen innerhalb der Urne anzubringen, berechtiget zu dem Schluß, daß die Oeffnung dieses Gefäßes sehr weit, das Gefäß groß gewesen seyn muß, da dieser bezeichnete Urnentheil ein solcher Obertheil ist, bei welchem die Ausbauchung nach unten anfängt, so berechnete ich die Peripherie und den Diameter derselben, und fand, daß der Durchmesser dieser Ausbauchung $9\,1/2$" betragen habe. Diese Ausbauchung muß nach der Gestalt meines Scherbens noch immer zugenommen haben, und es ist daher höchst wahrscheinlich, daß der Urnenbauch in seiner größten Breite noch größer wär, somit diese Urne, wie aus der Dicke der Masse ebenfalls zu schließen ist, zu den sehr großen gehört habe.

---

*) Die römischen Urnenverfertiger haben ihre Namen, oder deren Anfangsbuchstaben in ihre Urnen eingegraben, wenigstens erklären mehrere Alterthumsforscher auf diese Art die auf Römischen Urnen öfter vorkommende Zeichen. Unsere Czechen hatten vor Einführung des Christenthums keine Buchstabenschrift. Aber eine Art Bilderschrift mögen sie wohl gehabt haben, da eine Bezeichnung auch den rohesten, um so mehr einem Ackerbau und Viehzucht treibenden Menschen ein unentbehrliches Bedürfniß ist.

Die Verzierungen dieser Podmokler Urnen sind eben so mannigfaltig, als zum Theil geschmackvoll. Sie zeichnen sich hiedurch von Urnen anderer Gegenden, insbesondere von den Schlanern sehr vortheilhaft aus. Statt weitläufiger Beschreibungen werden alle vorkommende Verzierungen bildlich (T. V. f. 1. 2. 3. 4. 5. 7. 9. 10. T. IV. f. 1. 2. 3. 4. T. VII. f. 1. 2. 3. 4. 5. T. VIII. f. 3.) dargestellt, nur sind auf manchen Urnen weniger Reihen solcher Linien oder anderer Zeichen. T. VII. f. 6. stellt eine aus beisammenliegenden Theilen zusammengesetzte Urne vor.

Die auf der T. V. f. 1. 3. vorgestellte gegitterte Verzierung gehört zu den selten Vorkommenden. Mit ähnlichen gitterartigen Verzierungen wurden Urnentrümmer bei Skopau an der Saale, unfern Merseburg, auf dem sogenannten Swewen-Höck ausgegraben, nur mit dem Unterschied, daß dort die Urne schwarz, bei mir gelbroth ist. Dieser Fundort Swewen-Höck liegt in dem Bezirk, den bekanntermassen die Wendischen Slawen bewohnten.

Es wollen einige Alterthumsforscher *) als Kennzeichen slawischer Urnen, wellenförmige Striche derselben festsetzen, und die Vorliebe der Slawen für die Wellenlinie in ihrer abergläubischen Verehrung der Schlangen suchen. Die Podmokler in der Mitte Böhmens ausgegrabenen und gewiß slawischen Urnen, bestätigen dieses Kriterium nicht so ganz. Denn es kommen da geradlinigte, gegitterte und wellenförmige, auch nur punktirte Zeichnungen vor. Oft sind beide Linienarten auf derselben Urne gezeichnet, so daß man wohl schließen muß, daß mehr der Sinn für das Schöne, als religiöse Ideen die Form der Linien gewählt habe. Unter den sehr vielen hier aufgefundenen Geschirrtheilen hat sich kein Henkel oder dessen

*) S. deutsche Alterth. von D. Kruse. 1. Bd. S. 73.

Bruchstück gezeigt, und selbst jene Bruchtheile, welche Hälften von 2, jedoch verschiedenen Urnen bilden, zeigen keinen Ansatz zu Henkeln. Diese Henkellosigkeit dürfte eine gewisse Zeitperiode, oder gewisse Gegenden besonders charakterisiren. Eben so wenig haben sich ganze oder Theile von Urnendeckeln vorgefunden.

Unter den vielen, mit unter größern Bruchstücken, war nicht ein einziges, welches nach einer gähen Rundung sich als Theil eines schmalen, hohen flaschenartigen Gefäßes darstellen möchte. Vielmehr zeigen alle Scherben, daß die Urnen einen verhältnißmäßigen breiten Boden, von diesem aufwärts eine bedeutende Ausbauchung, oben aber eine große Oeffnung hatten.

Alle vorkommenden oberen Ränder sind auswärts gebogen, nur mit dem Unterschiede, daß jene Urnen, welche am Rande auf Hohlmeislart gebildete Streifen haben (T. V. f. 26. T. VII. f. 15.) mehr aufrecht stehende Urnenlappen haben; während andere sich sehr flach und gäh nach auswärts biegen. Solche mehr aufwärts stehende Lappen gehören fast durchgehends schwarzen Urnen an, dagegen stammen die flach ausgebogenen Lappen immer von gelben, manchmal, wie wohl seltner, von grauen Urnen her.

Die Breite solcher Lappen ist 1, 1½ bis 2″, der Lappenrand hat durchaus keine Verzierung.

Der Boden ist bei einer schwarzen, unverzierten Urne ⅓″, bei den röthlichen, unverzierten, innerlich durch Brand geschwärzten, ¼″ dick und hat 4″ im Durchmesser.

Die obere Oeffnung maß bei einer röthlichen, von außen mit Brandflecken bezeichneten, ¼″ dicken, außer einem Hohlleistenrand ganz unverzierten Urne im Durchmesser 5″, bei einer blaßrothen, gleichdicken unverzierten 6″, bei einer andern ganz gleich-

artigen 7″, bei einer grauröthlichen $^3/_{16}$″ dicken, unverzierten, aber stark angebrannten Urne 8″, bei einer schwarzen, stark angebrannten $^3/_{16}$″ dicken Urne 9″, bei einer grauen, innerlich stark angebrannten $^1/_4$″ dicken, ganz unverzierten Urne ebenfalls 9″, bei einer blaßrothen $^3/_8$″ dicken unverzierten $9^1/_2$″, bei einer blaßrothen, am Bauch mit doppelten Wellenlinien gezierten Urne 10″. Die Höhe läßt sich blos bei 2 Urnen bestimmen, da ich von jeder derselben, mehr als die Hälfte des Umfanges in ganzer Höhe eroberte. Eine derselben, schwarz inn- und auswendig angebrannt, ganz unverziert, ist blos 3″ hoch, der Boden hat $3^3/_8$″, der Bauch $5^1/_2$″, der obere Rand 6″ im Durchmesser. Die andere röthliche, blos von innen stark angebrannte, mit einer Wellenlinie und Diagonalstreifen gezierte Urne ist $4^1/_4$″ hoch, die obere Oeffnung hält im Durchmesser $5^1/_2$″, der Bauch 7″, der Boden fehlt.

Da die meisten in diesen Podmokler Gärten ausgegrabenen Urnentheile in und äußerlich durch Brand sehr angeschwärzt sind, da zwischen ihnen Asche, Holzkohlen und Beinwellen häufig gefunden wurden, so ist wohl kein Zweifel, daß sie einem starken Feuer ausgesetzt waren. Allein Menschenknochen gab es außer mehreren Röhrenbeinen von Händen oder Füßen nur wenige.

Es wurde ferner hier ausgegraben: der Strunk eines Hirschgeweihes, an welchem 2 Enden abgesägt sind. Der Hirsch, dem dieser Kopfschmuck angehörte, muß nach der Dicke dieses Strunkes sehr alt gewesen seyn; ferner ein ganz glatter Eberrüßel und Kinnladen mit Schweinszähnen. Eine 1″ dicke Kohlenkugel, in welcher sich der Kern einer kleinen Pflaume fand, mag wohl der heidnischen Zeit, ungeachtet der unterirdischen Lagerstätte kaum angehören, sondern beim Dörren der Pflaumen

dieses Obstgartens weit später sich gebildet haben. Dagegen mag der heidnischen Zeit angehören: das Bruchstück T. VI. F. 3 eines eisernen Messers, dann ein gleichfalls sehr verrostetes Eisen mit 2 durchgeschlagenen Löchern (T VI. F. 4). Ein Stück Eisen, (T. VI. F. 5), welches wohl ein Nagel nach alter Form seyn mag — alle drei Gegenstände in der wirklichen Größe abgebildet.

Endlich fand ich bei der im Monate Juni 1835 vorgenommenen abermaligen Ausgrabung eine $4\frac{1}{2}$" lange, unten 1" breite, gegen das Ende in eine Spitze zulaufende, äußerst verrostete Messerklinge, welche von dem ebenfalls aus Eisen gearbeiteten Griff abgebrochen ist, und einige Stücke Schlacken, die das Resultat der Schmelzung von Kupfer oder Bronze sind, nebst einigen Eisenschlacken. Auch waren da aus Thon gebrannte röthliche Kügelchen, im Durchmesser von $\frac{1}{3}$", welche durchbohrt, und vermuthlich dazu bestimmt waren, mit mehreren an einer Schnur gefädelt, als Halszierde getragen zu werden. Die Beinwelle, ganz so geformt, wie sie in Zwikowetz, Hradischt, Rinic vorkömmt, wurde häufig ausgegraben.

Wenn ich die Podmokler Urnen mit den Schlanern vergleiche, so zeigen sich folgende auffallende Unterschiede.

Bei Schlan kommen häufiger schwarze, dünne, glatte, mit einem glänzenden Anstrich sich empfehlende Urnen vor; bei Podmokl findet man mehr röthliche, braune; auch einige ins bläuliche spielende, aber weniger schwarze Urnen, noch seltener solche, welche den glänzenden Anstrich haben. Die Podmokler Urnen haben durchgängig vielerlei Verzierungen, sie bestehen bald aus geraden, bald aus Wellenlinien, bald aus Strichen. Bei einigen nähern sie sich sogar, wie bereits gesagt wurde, der

Form von Buchstaben. Rücksichtlich der fast allgemein vorkommenden Verzierungen reihen sich die Podmokler Scherben jenen an, welche auf den Hradischt bei Brzezina und in dem Dorfe Hradischt an der Misa ausgegraben wurden, von welchen in der Folge gehandelt werden wird.

Dagegen haben nur wenige Schlaner Urnen und diese nur einfache, nämlich bloß aus rohen geraden Strichen bestehende Verzierungen.

Die Podmokler Urnen sind so wie die in den beiden Hradischten ausgegrabenen, in der Masse viel reiner, feiner, dünner, als die Schlaner. Rohe, dicke Urnenscherben sind selten, während sie in Schlan vorherrschen.

Es ist mir aus dieser Vergleichung wahrscheinlich, daß die Podmokler und die ihnen nahe stehenden Hradischter Urnen einer späteren Zeit, wo schon die Kunst feinere Urnen zu verfertigen, den Thon reiner abzuschlemmen im Stande war, wo der Sinn für Verschönerungen erwacht, und eine Art Schrift im Lande schon bekannt war, die der Urnenverfertiger, wenn er sie auch nicht verstanden hat, doch in den Verzierungen nachzuahmen beflissen war.

Der goldähnliche dauerhafte Anstrich, oder was er sonst seyn mag, der einige in der Dünne und Feinheit der Materie unsern Porcellain-Schalen gleichkommende Trümmer auf eine bewunderswürdige Art ziert, ist noch mehr ein Beweis, daß die Kunst zur Zeit der Verfertigung dieser Urnen bedeutende Fortschritte im Vergleiche jener Zeiten gemacht habe, welchen die Schlaner Urnen ihr Daseyn danken. Ich kann daher die Podmokler Urnen der Zeitperiode des Marbud oder Catuald nicht zuschreiben, deren einem v. Bienenberg die Hinterlegung des Podmokler Schatzes zumuthet. Gewiß

ist es aber, daß diese in Podmokl ausgegrabene Alterthümer jener Periode der heidnischen Vorzeit angehören, wo auf geweihten Hügeln den heidnischen Gottheiten geopfert wurde, wo Opferfeuer brannten, wo die Leichen der Verstorbenen verglüht, die gebliebene Asche in Urnen gesammelt, in die Erde vergraben, wo Opfer und Leichenmale gehalten wurden. Gewiß ist es somit, daß Podmokl bereits im Heidenthum, und zwar nach der Menge dieser Alterthümer zu urtheilen, nicht von Wenigen bewohnt war. Im Jahre 1288 kömmt Podmokl als ein königlicher Hof vor, doch ist nicht zu erforschen, seit wann schon diese Eigenschaft bestand.

Ausgrabungen in Zwikowetz, Pilsner Kreises.

Schon seit Jahren faßte ich den Vorsatz, auch auf meinem Gute Zwikowetz, und zwar in dem Dorfe gleiches Namens, Alterthümern nachzugraben. Die Nachricht, daß einige meiner Unterthanen bei der Grabung der Gründe für Gebäude verschiedene alte jedoch abhanden gekommene eiserne Sachen, Scherben, Knochen, in der Tiefe die unverkennbarsten Spuren vom Brande entdeckt haben, daß der Ort im 30jährigen Kriege ganz zerstört und auf einem andern Orte wieder aufgebaut wurde, gab mir die Hoffnung, daß man daselbst Alterthümer aus der heidnischen oder wenigstens aus der Periode des siebzehnten Jahrhunderts ausgraben dürfte. Insbesondere fiel mir ein roh ausgehauener länglich runder Stein auf, dessen längerer Durchmesser 2′ 6″, der kürzere 2′ 1″, die Höhe 11½″ mißt, der auf der Oberfläche gar keine Vertiefung hat,

in welche etwas eingepaßt hätte, und welcher in der Mitte der südlichen Hälfte des, ein geregeltes Viereck bildenden Dorfplatzes seit undenklichen Zeiten nur 5″ in die Erde eingesenkt, steht. Die bis itzt bestehende Gewohnheit, daß die Leichen der Kinder auf diesen Stein gelegt, bei ihm der einsegnende Priester erwartet wird, daß in frühern Zeiten für dieses Dahinstellen der Leiche eine besondere Zahlung zur Kirche geleistet wurde, gestattete die Muthmassung, daß dieser Stein von altersher eine religiöse Bestimmung hatte, und schon mit den heidnischen Begräbnißstätten in Verbindung stehen könnte. Meine Hoffnungen wurden durch den Erfolg gerechtfertiget.

Das Gut Zwikowetz besteht aus den bis zum Jahre 1701 von verschiedenen Eigenthümern selbstständig besessenen Gütern Zwikowetz und Chlum. Es ist sogar wahrscheinlich, daß der zu dem ursprünglichen Gute Zwikowetz gehörige Maierhof Hamaus in ältesten Zeiten ein selbstständiges und ganz anders benanntes Gut war, da in dessen Nähe die Felder den Namen na Hrádku, u Hrádku, pod Hrádkem (in, bei und unter der kleinen Burg) führen; was allerdings zu dem Schluß berechtiget, daß auf dem anliegenden von 3 Seiten unzugänglichen Bergfelsen — dem beliebtesten Lokal für eine in den Zeiten der Privatfehden Schutz und Sicherheit gewährende Burg — eine solche bestand.

Uiberhaupt gab es in den frühesten Zeiten mit Ausnahme der großen Besitzungen weniger mächtiger Reichsdynasten in Böhmen fast durchgehends nur kleine Güter, die bloß aus einem Maierhof nebst Feldern, Wiesen, Teichen, Waldungen und einem oder mehreren Dörfern bestanden. Diese waren die Dotation des böhmischen Ritterstandes, der dafür die Pflicht hatte, bei einem ausgebrochenen

Kriege zu Pferde (equas) mit einer bestimmten Anzahl Fußvolk aus seinen Unterthanen zum Dienste des Herrschers zu erscheinen.

Da das im Prachiner Kreise gelegene, in der böhmischen Geschichte merkwürdige, und in den neuesten Zeiten durch den Versuch — in den Steinen seiner Ruinen, und besonders seines Thurmes Runen zu finden, interessant gewordene Schloß Zwikow im Deutschen Klingenberg benannt wird, könnte man versucht werden, zu glauben, es sey die Wurzel beider Ortsnamen das böhmische Wort Zwěk — ein helleres Getöse. Allerdings liegen Zwikow und Zwikowec, ersteres am Zusammenfluße der Wattawa und Moldau, letzteres am Fluße Mže Mies. Das Rauschen dieser Wässer über Steine und Felsen in dem theilweis seichten Flußbette, welches durch den von den bedeutenden Uferbergen verursachten Widerhall noch verstärkt, und selbst in einiger Entfernung vernehmbar ist, könnte allerdings eine Veranlassung gewesen seyn, diese Ortschaften von Zwěk zu benennen; besonders da unsere ältesten Vorfahren die Namen der Gegenden aus den physikalischen Beschaffenheiten, aus der Lage, aus den daselbst vorkommenden Naturerscheinungen abzuleiten pflegten, und die später daselbst entstandenen Ortschaften den bereits eingewöhnten Namen der Gegend beibehielten. So z. B. ist der Name der Burg Křiwoklat, Pürgliz, Bürgleis, von křiwo klasti — krumm legen, abgeleitet, da die Berge, welche die Burg umgeben, und auf welchen sie selbst gelegen ist, eine krumme gebogene Lage untereinander haben; der so häufig vorkommende Name Pořič ist entstanden aus po řece, längs dem Fluße, Zahoř, Zahořan, Zahořic u. s. w. ist zusammengesetzt aus za und hora, hinter dem Berge u. s. w. Allein eben so häufig haben

unsere Altvordern die Ortsnamen hergehohlt von den Namen jener Produkte der Pflanzenwelt, welche die Natur daselbst vorzüglich gedeihen ließ, oder der Fleiß der Menschen mit einem gesegneten Erfolge zu erziehen wußte. Die vielen Březina, Olssow, Olessna, Habern, Habartitz, Tiessa, stammen ab von Břjza — Birke, Olsse — Erle, Haber — Weißbuche, Tiß — Rotheibe, und Hrachow, Hracholusk, Hrachowic, Drnek, Drnow, Kopřice, Křenowa, Křenec, Křenowic, Lenessic, Lauke, Laucin, Osetjn, Osenic, Wottawa, Ottau, Pssenic, Rzepin, Rzepnik u. s. w. werden wohl kaum wo anders herabgeleitet seyn, als von Hrách — Erbse, Drn — Rasen, Kopřiwa — Nessl, Křen — Meerrettig, Len — Flachs, Lauka — Wiese, Osenj — Saat, Ottawa — Grumet, Pssenice — Weizen, Řepa — Rübe u. s. w. *) Zwika heißt im alt-

*) Die Namen der ältesten Ortschaften sind wohl die beibehaltenen Namen der Fluren und Gegenden, auf welchen sie erbaut wurden, und diese haben sich nach ihren natürlichen Eigenschaften, oft auch nach mythologischen und religiösen, später nach politischen Verhältnissen im grauesten Alterthume gleichsam von selbst gebildet. Es hat doch gewiß über Landes-Einwohner als fixe Wohnsitze derselben, oder gar Wohngebäude und Aggregate derselben — Dörfer, Städte — gegeben. Selbst bei Nomadischen Völkern, sie mögen sich mit Jagd oder Viehzucht, um so mehr, wenn sie sich, wie die ältesten slawischen Völkerschaften nach dem Zeugniß des Procopius mit Ackerbau beschäftigten, tritt das Bedürfniß ein, den Bergen und Niederungen, den einzelnen Walddistrikten und Weiden, den Flüssen, Seen und Feldfluren unterscheidende Namen beizulegen. Ohne dieses Hilfsmittel wäre ja jede Mittheilung, jede Verständigmachung über ihre wichtigsten allgemeinsten Beschäftigungen: Jagd, Fischerei, Viehzucht und Ackerbau, wenn nicht unmöglich, doch wenigstens so sehr erschwert gewesen, daß diese Schwierigkeit selbst sie zur Erfindung eigener Namen für diese Lokalitäten führen, ja so zu sagen zwingen mußte. Wie soll z. B. das Familienhaupt seinen Kindern oder Knechten die Gegend bestimmen, wohin sie das Vieh auf die Weide treiben, wo sie fischen oder jagen, wo sie Holz schlagen, oder ein anderes Geschäft vornehmen sollen, wenn es nicht durch einen, dieser

böhmischen eine Rübe, auch daher könnte Zwikowec abgeleitet seyn.

Bei der vorgenommenen Nachgrabung wurde unter dem auf dem Dorfplatze befindlichen Steine

---

Gegend beigelegten Namen geschehen soll? Anfänglich mag allerdings der allgemeine Name — Berg, Fluß, Wald, Wiese, genügt haben; sobald es aber später auf mehreren Bergen, auf mehreren Wiesen und Ackerländern, an verschiedenen Punkten des Flusses Geschäfte gab, so mußte auch zur Vermeidung der Mißverständnisse jedem Berge, jedem Walde, jeder Flur ein besonderer Name gegeben werden.

Es ist nichts natürlicher als daß diese individuellen Namen von den Eigenschaften der Gegend gewählt wurden.

Man nannte jenen Wald Birken-, Kiefer-, Tannen-, Rothbeiben-, Buchen-, Eichenwald u. s. w.; wo diese Gattung Waldbäume vorherrschend war, oder wo ein durch Alter und Größe ausgezeichneter Stamm dieser oder einer andern Gattung, oder endlich wo Obstbäume standen.

So bildeten sich und zwar in so vielen Gegenden die Benennungen, welche von Brjza — Birke, Bor — Kiefer, Gedle — Tanne, Tis — Rothbeibe, Buk — Buche, Dub — Eiche, Klokoč — Pimpenuß, Gabloň — Hruška — Sljwa — Wišně — Apfel — Birn — Pflaumen — Weichsel-Baum, Bez — Hollunder, Galowec — Wachholder, Hwozd — ein dichter, Les ein gewöhnlicher, Hág Hágek ein kleiner Wald, Paseka ein Hau, Mládj ein Waldanflug, Keř ein Gesträuch u. s. w. abgeleitet sind.

Unter mehreren Feld- oder Wiesenfluren unterschied man die einzelnen nach der Bodenbeschaffenheit, nach der Kulturfähigkeit, nach den Früchten, die daselbst am besten fortkamen, nach der trockenen oder feuchten, nach der ebenen oder abschüßigen Lage.

Auf diese Art entstanden die Benennungen, welche von Worba, Worati — ackern, Klučenina — ein neues Ackerfeld, Lado — ein ungebautes Feld, Paušt — eine Wüste, Zjto — Korn, Owes — Haber, Hrách — Erbsen, proso — Hirse, ein Lieblingsessen der alten Slawen nach dem Zeugniße des Procopius, Len — Flachs, Rjpa — Rübe, Mák — Mohn, Chmel — Hopfen, Zelj — Kraut, Rákos — Schilf, Sad — Baumgarten, Wřes — Haidekraut, Slatina — eine sumpfige Gegend, Plzko — schmierig, fett, Mokro — feucht, Stoka — eine Kloake, Stráň — eine sehr abhängende Gegend, Prach — staubig, ein Staubboden, Sucho — dürre, Gjl — Letten, Hljna — Lehm u. s. w. abgeleitet sind.

Nach der Lage an einem Fluß — Reka, Berg — Hora (Gora), Wald — Les, Hwozd, Hág eines Weges Draha entstanden, die Namen Pořjč, Záboř, Záles, Zahág, Drahenice, Leškaw, Hwozdian u. s. w. nach der Steilheit oder Gestalt, welche einzelne Berge, ganze Gebirge hatten, wurden die Namen von Wysoce — hoch, Křiwě — krumm, Kraucené — gedreht, Hřeben — Bergkamm, nach der Steinart, nach den Thieren, die sich häufig daselbst aufhielten, wurden sie von Ruda — Erz, Opuka — Pläner Kalk, Křemen — Kieselstein, Gestřáb — Habicht, Dlask —

gar nichts merkwürdiges, allein 6 Klafter westlich von demselben unterhalb eines unbedeutend erhöhten Kreises von etwa 2 Klafter im Durchmesser manches Interessante gefunden.

Dickschnabes u. s. w. benannt! Ich könnte aus meiner bedeutenden Sammlung der Ortsnamen noch in unzähligen Beispielen anführen, daß die meisten Lokal-Namen aus diesen natürlichen Verhältnissen noch heutigen Tages, um so mehr in der ältesten Vorzeit gebildet wurden. Doch dies sey für ein andermal vorbehalten.

Für itzt muß ich mich damit begnügen, wie ich bereits erwähnte, darauf aufmerksam zu machen, daß man sich nothwendigerweise in einem Lande Menschen früher als ihre fixe Wohnsitze denken müsse, und daß diese durch ihre Verhältnisse gezwungen werden, den Bergen, Wäldern, Fluren, Seen und Flüssen schon früher Namen zu geben, als sie in Ortschaften beisammen wohnen.

Diese Namen der Gegenden können aber um so weniger von Personen-Namen abgeleitet seyn, da sie früher als fixe Wohnungen, früher als die Einführung des Privat-Eigenthums bestehen mußten.

Es ist daher vorauszusetzen, daß die unentbehrlichen Benennungen der Gegenden, Fluren, Berge, Flüsse, Wälder von ihren natürlichen Eigenschaften gewählt sind. Wenn nun später in diesen Gegenden einzelne, oder mehrere fixe Wohnungen, sey es in hohlen Bäumen oder in den einfachsten Hütten, oder später in bequemeren Wohngebäuden entstanden sind, so war es abermals weit natürlicher, den bereits bestandenen Namen der Gegend beizubehalten, ihn auf den fixen Wohnplatz des Einzelnen oder der Mehreren zu übertragen, als ihn auf Gefahr der allgemeinen Verständlichkeit mit dem Personen-Namen des Angesiedelten oder des Vornehmsten unter ihnen zu vertauschen. Man untersuche auch nur die Ortsnamen, welche bei Kosmas, unserm ältesten Annalisten, vorkommen, neben welchen doch noch weit mehrere bestanden haben müssen, welche Kosmas nicht anführt, weil ihm keine daselbst in der frühesten Zeit vorgefallene Begebenheit bekannt war, und er eine Geschichte — keine Topographie Böhmens beabsichtigte, so wird man mit wenigen Ausnahmen diesen Satz bestätiget finden.

Eine mehrjährige Sammlung dieser Ortsnamen und ihre Zurückführung auf ihr Wurzelwort hat mich insbesondere überzeugt, wie zahlreich jene Ortsnamen sind, welche von landwirthschaftlichen Gegenständen, Arbeiten und Attributen den Namen in slawischer Sprache erhalten haben, was uns die Behauptung des Prokopius, daß die Slawen ein Ackerbau treibendes Volk waren, verbürgt.

Noch heutigen Tages muß der Personen-Name dem Ortsnamen häufig weichen, obschon die Familien- und Personen-Namen itzt

Als wir an der W S Seite dieses Hügels zu graben anfingen, fanden wir schon in einer Tiefe von einem Schuh unglasirte Ofenkacheln, die sowohl in ihrer Gestaltung als auch in der Farbe, Beschaffenheit des Thones und in den darstellenden Bildern höchst mannigfaltig waren. Das Vorfinden dieser Kacheltheile dauerte bei der tieferen Nachgrabung fort, sie lagen mit heidnischen Urnenresten, Aschenklumpen u. s. w. friedlich nebeneinander. Wohl an zweihundert größere und kleinere Theile derselben wurden ausgegraben, deren mehrere sich in ganze Gebilde zusammensetzen ließen.

Diese Ausgrabung war mir höchst wichtig, da auch der k. Ingenieur Hr. Fried. Panzer bei Laudenbach unweit Karlstadt, beinahe 3 Meilen

---

weit geordneter, weit allgemeiner sind, als sie es in frühern Jahrhunderten und insbesondere in jener Periode waren, wo die meisten Ortsnamen entstanden sind. Jeder Gutsbesitzer wird z. B. auf seinem Gute und in der Nachbarschaft selbst von den Gebildeteren, und um so mehr vom Volke fast nie mit seinem Familien- sondern mit dem Namen seiner Herrschaft benannt. Es heißt z. B. der tereschauer Herr, nicht der Herr N. N. ist da; häufig ist der Familien-Name der Obrigkeit den Unterthanen ganz unbekannt.

Ich will aus dieser noch bis itzt bestehenden allgemeinen Gewohnheit nur beweisen, daß die Personen nach ihrem Besitz aber nicht so leicht die Ortschaften nach den Besitzern ihren Namen verändern. Und so mag es auch in ältesten Zeiten im Allgemeinen gehalten worden seyn.

Es geschieht sogar noch unter unsern Augen, daß wenn der Erbauer eines Maierhofes, einer Försterei, der Begründer eines neuen Dorfes nicht vorsätzlich und nachhältig dahin arbeitet, dem neu entstandenen Gebäude oder Orte einen Personen- oder andern besondern Namen beizulegen, sondern die Benennung desselben dem natürlichen Uibereinkommen des Volkes überläßt, dieser neu entstandene Ort eben so benannt wird, wie der Wald, die Feldflur, oder der Berg früher und seit undenklichen Zeiten geheißen hat, auf welchen er entstanden ist. Dies bewährt sich an den in meiner nächsten Umgebung unter meinen Augen neu entstandenen Gebäuden; so z. B. behielt ein von mir ganz neu erbauter Maierhof, ohne mein Zuthun den Namen der Feldflur, wo er aufgebaut wurde, nämlich Sádka, 2 neu errichtete Forsthäuser in der Nachbarschaft behielten den Namen der Wälder, in denen sie stehen, Bůčina und Dúbensko, von Buk — Buche, Dúb — Eiche. Sollte es in den ältesten Zeiten anders gewesen seyn?

nördlich von Würzburg ähnliche, jedoch so viel ich aus den, seinem Werke *) beigefügten Abbildungen ersehe, kleinere Bruchstücke solcher Kacheln ausgegraben hat.

Hr. Panzer glaubt: daß die von ihm ausgegrabenen Kacheln jener Zeit angehören, wo das Christenthum mit dem Heidenthume noch im Kampfe stand, wo einzelne Familien bereits Christen, die Menge noch Heiden waren, wo die heidnischen Gebräuche bei der Beerdigung auch von den bekehrten Christen noch beibehalten wurden.

Er weiß sich auf andere Art das Vorkommen des auf der XI. Tafel fig. 108 seines angezeigten Werkes abgebildeten, das Bruchstück einer christlichen Kirche, mit dem Bildnisse eines Kelches und einer darin aufgestellten Hostie vorstellenden Kacheltheiles nicht zu erklären, weil er sie neben römischen und deutschen heidnischen Alterthümern ausgegraben hat. Einige dieser Kacheln, besonders die auf seiner 14ten Tafel Vorgestellten, schreibt er den Römern, besonders auch deswegen zu, weil das fig. 141 vorgestellte Fragment die Buchstaben J. S. enthält.

H. D. Haas ist S. 61 sogar geneigt, alle Kacheln wegen ihrer schönen Laub- und Bandverzierungen für römisch zu halten, indem er glaubt, nicht Germanen, nicht Slawen konnten so verhältnißreiche geschmackvolle Formen hervorbringen. Wenn diese Kacheln in den Zeiten des Heidenthums oder in der Zeit der ersten Einführung des Christenthums wären verfertiget worden, dann hätte die Meinung des H. D. Haas allerdings viele Wahrscheinlichkeit. Wie aber, wenn es sich zeigt, daß

---

*) Bericht über einige in der Umgegend von Würzburg ausgegrabene Alterth. S. 36. 41. 51. 56. 61. Würzburg, 1832.

diese Kacheln einem weit spätern, etwa sogar dem 16ten Jahrhunderte angehören? Diesen Beweis liefern unwidersprechlich die vor mir liegenden, den Panzerischen an Stoff, Form und Abbildungen ganz gleich kommenden Zwikowetzer Kacheln.

Sämmtliche von mir ausgegrabenen Kacheltheile sind unglasirt, jedoch zeigen mehrere die Spuren eines röthlichen, andere eines weißlichen Anstriches. Die Theile, welche in der genauen Anpassung die ganze Seite desselben Kachels liefern, sind $9^3/_4$"; andere $7^1/_2$" breit, und als Quadrate eben so hoch. Ein größerer Kachel hat eine rohere Form, nämlich einen Rand, dessen Verzierungen durch bloße Eindrücke des Fingers gebildet sind. Das innere Feld ist von allen vier Seiten mit Linien eingefaßt, und in den vier Ecken sind sehr einfache Verzierungen. Die Ausbauchung des innern Feldes ist sehr bedeutend.

Tab. IX. fig. 1. liefert von dieser größeren Kachel eine getreue Abbildung in halb wirklicher Größe, fig. 2. stellt diese Kachel verkleinert vor. Die kleineren Kacheln haben sehr schöne, erhaben und fein gearbeitete Einfassungen, Laubwerk, Kränze, Architektur u. s. w. (T. X. 1. XI. 1. 2. XII. 1. XIV. 1.)

Ich besitze keine ganzen Kacheln, aus welchen sichtbar wäre, welche Bilder mit diesen dargestellten Einfassungen wären umgeben gewesen, doch ist aus dem Randbruch der Einfassungen gewiß, daß diese Ränder keine leeren Räume eingefaßt haben, in welche nach der Meinung des Hrn. Panzer, Bildnisse oder derlei Gegenstände eingestellt gewesen wären. Ich glaube vielmehr, daß die innern Felder verschiedene erhabene Verzierungen enthielten, oder daß die von mir ausgegrabenen Bruchstücke von Bildnissen verschiedener Personen, welche in der

Folge besprochen werden, die innern Felder dieser Einfassungen waren. Bemerkenswerth hiebei ist, daß alle flachen Bruchstücke auf der Rückseite Abdrücke von den Fäden einer groben Leinwand an sich haben, woraus man schließen kann, daß bei der Verfertigung der weiche Thon auf einer Leinwand ausgebreitet, und auf dieser mittelst hohler Formen die verschiedenen Verzierungen, Bildnisse und Architekturen abgemodelt wurden.

Um einen Beweis der Mannigfaltigkeit der in Zwikowetz ausgegrabenen Kachelbilder zu liefern, gebe ich auf der T. IX, 3. 4. 5. X, 2. XI. 3. XII, 2. 3, XIII. 1. 2. 3, XV. 1. 2. XVI. 1. 2, XVII. 1. 2. XVIII. 1, 2. 3. XIX. 1. 2. 3. 4. XX. 2. die Abbildungen der unter einander am meisten verschiedenen, mit dem Bemerken, daß ich noch viele andere besitze, welche in ihren Darstellungen ihnen mehr oder weniger gleichen. T. IX. 1. 2. X. 1, XI. 1. 2. XII. 1, 2. 3. XIV. 1. XVI. 1. XVII. 1. 2. XVIII. 1. 2. 3. XIX. 1. sind als Einfassungen, nicht als Mittelstücke anzunehmen.

Hiebei darf ich nicht mit Stillschweigen übergehen, daß alle diese Kacheltheile an der innern Wand sehr beraucht sind, jene, welche als Eckthelle eines Ofens an der Feuerseite Höhlungen hatten, sogar Ruß enthalten haben. Es ist somit außer allem Zweifel, daß diese Kacheln Theile eines viel und lange gebrauchten, geheitzten Ofens waren.

Schon die Bildnisse (T. X. 2. XIII. 1. 3. XV. 1.) liefern den vollkommensten Beweis, daß diese Kacheln weder der Periode des mit dem Heidenthum kämpfenden Christenthums, noch weniger den Römern angehören.

Tab. X. 2. zeigt einen Bischof oder Abten in seinem vollkommenen kirchlichen Anzuge mit der Infel auf dem Haupte, mit dem Vesper-Mantel angethan, T. XIII. 3. aber den untern Theil und die Hände

eines Bruchstücks mit der deutschen Unterschrift FERDINAO (Ferdinand). T. XV. 1. ist das Bild eines jungen Mannes, dessen Brust mit einer Ehrenkette geziert ist. Seine Kopfbedeckung ist ganz, und da sie gegen die Mitte der Stirne niedriger als gegen den Scheitel ist, wäre ich geneigt, sie für eine Doktors-Mütze zu halten. Zu dieser akademischen Würde paßt die Brustkette und das Bruchstück der Bekleidung.

Tab. XIII. 1. ist ein unbärtiger, vielleicht ein Frauenzimmer-Kopf. Das mit der Unterschrift FERDINAO mag wohl den Kaiser Ferdinand I. und nicht den II. vorstellen. Denn Zwikowetz wurde im 30jährigen Kriege zerstört, und Wenzl Warlich von Bubna, der vor und zur Zeit der Schlacht am weißen Berge Zwikowetz im Besitz hatte, war Rebell gegen Kaiser Ferdinand II. und Utraquist.

Da nun wahrscheinlich bei dieser Zerstörung die Oefen, welchen diese Kacheln angehörten, in dem obrigkeitlichen Schlosse oder im Pfarrhause verwüstet, und auf den gegenwärtigen Fundort gebracht wurden, so ist es fast unmöglich, daß diese Oefen, da sie nach dem Rauch und Rußanhängseln vor der Zerstörung lange gebraucht und als kostbare Prunköfen sicher sehr geschont wurden, erst unter K. Ferdinand II. wären gearbeitet worden; nicht zu gedenken, daß der gegen diesen Kaiser als Rebell so feindselig gesinnte Zwikowetzer Gutsbesitzer, oder der utraquistische Pfarrer, und die eben dieser Religion anhänglichen Ortsunterthaneu schwerlich sein Bildniß als Verzierung gewählt hätten, und daß, wenn dieses Bild dem Kaiser Ferdinand II. gegolten hätte, auch die Ziffer II. wäre beigesetzt worden. Einen Bischof, Abten, seinen kirchlichen Anzug dürfte man in den ersten christlichen, mit dem Heidenthum kämpfenden Jahrhunderten wohl kaum so allgemein

gekannt haben, daß ein Künstler, besonders außer der Hauptstadt, dessen Abbildung hätte wagen, und so vollständig liefern öknnen, als sie wirklich hier vorgestellt ist.

Auch der Anzug dieser Porträte entspricht weder jenen der letzten heidnischen Zeiten, noch dem römischen Kostüm, und der auf T. XV. 1. vorgestellte gekrönte böhmische, doppelt geschweifte Löwe setzt es außer allen Zweifel, daß diese Bildereien in Böhmen, und für alle Fälle erst nach dem zwölften Jahrhundert verfertiget sind, da Böhmen einen Löwen früher nicht als Landeswappen hatte.

Da die Zwikowetzer Kacheln den Panzerischen aus der Würzburger Umgegend, nach der Zeichnung, nach den Verzierungen, ja selbst nach den auf der 10. 11. 12. 14. Tafel vorgestellten Architekturen und Laubwerk mit Ausnahme des Kelches sehr gleichen, und da die Zwikowetzer Kacheln offenbar dem sechszehnten christlichen Jahrhunderte angehören, so können die Panzerischen Kacheln nicht der ersten christlichen Periode Deutschlands, sondern ebenfalls spätern, dem sechszehnten Jahrhunderte sich nähernden Zeiten zugeschrieben werden. In dieser letztern Periode besaßen deutsche und slawische Völker bekanntermassen Geschicklichkeit und Geschmack genug, um solche Zeichnungen und Bilder zu verfertigen, es fällt somit auch der aus dem Buchstaben I. S. (T. XIV. f. 141 bei Panzer) abgeleitete Grund weg, diese Kacheln den Römern zuzuschreiben.

Mag immerhin Hr. Panzer diese Kacheln aus einer bedeutenden Tiefe und vermischt mit heidnischen Graburnen ausgegraben haben. Auch mir ist ja dasselbe begegnet. In einer Tiefe von 2 Schuhen habe ich mitten unter uralten heidnischen Resten — die ich später beschreiben werde, mehrere von diesen Kachelbruchstücken gefunden, die zwar kleiner als die

seichter Vorgefundenen, aber den letztern in der Zeichnuug, Stoff, Form ganz ähnlich, und gleich berußt waren. Es ist nach meinen Erfahrungen keineswegs ausgemacht, daß alles, was in derselben Tiefe und neben einander gefunden wird, auch gleichzeitig sey. Oft wurde an einzelnen Punkten, wo wir itzt graben, aus verschiedenen Zwecken bereits lange vor uns gegraben, und die Grube manchmal wieder verschüttet, manchmal ihre Ausfüllung der Zeit überlassen. In beiden Fällen kamen Gegenstände, die früher auf oder seicht unter der Oberfläche lagen, in die Tiefe. Wo verlässigere Kennzeichen über die Zeitperiode einer Sache — wie im vorliegenden Falle — sprechen, kann die Tiefe des Fundes und die Nachbarschaft älterer Gegenstände nichts entscheiden.

Tab. XI. 3. Fig. 2. XVIII. 2. 3. mögen Rosetten seyn, die als Mittelstücke der obern Verzierungen über den innern Feldern gestanden seyn dürften. Eben diese Bestimmung mag das Sonnenbild XVII. 1. wie es der untere Rand noch wahrscheinlicher macht, haben. Der Tab. XVI. 1. abgebildete Löwe möge die untere Einfassung eines Feldes, vielleicht desjenigen, in welchem des K. Ferdinand Bildniß war, geziert haben, und es ist wahrscheinlich daß das rechts vom Kopfe des Löwen sich darstellende Bruchstück dem Flügel eines Adlers angehöre, dessen unterer Theil auf T. XIII. 2 vorkömmt. T. XVI. 2. XX. 2 sind Theile eines Feldes und zwar Fenster mit den in dem 16. Jahrhundert allgemein üblichen kleinen runden Scheiben. Solche Fenstervorstellungen haben sich viele vorgefunden.

Die Architekturen sind Einfassungen der einzelnen Kacheln. Tab. XIX. 3. 4. sind 2 Bruchstücke von einer Figur, zu welchen der mittlere Theil fehlt.

Ob ich den Tab. XXI. 3 in der wirklichen Größe abgebildeten Bruchtheil zu einem Bestandtheil eines Ofens oder eines heidnischen Geschirrs unter welchem er 2′ unter der Erdoberfläche gefunden wurde, zählen soll, ist äußerst schwierig. Die vorgestellte Seite hat deutliche Spuren des Brandes, die Kehrseite hat viele ungleiche Linien, als ob die weiche Masse auf einem etwas rauhen Brett gelegen, und dessen Holzlinien sich abgedrückt hätten. Der runde Rand a. b. c. ist gegen die Peripherie dünner. Von dieser Seite a. b. c. ist das Exemplar ganz. Die Löcher erreichen kaum 1/3 der Masse, die einem Tannenzweige ähnlichen Striche sind sehr einfach, und roh gemacht. Der Thon ist am Bruche 1/3 Zoll dick, gegen die Peripherie zu bedeutend dünner und roth gebrannt.

Bei d und e scheint etwas senkrecht emporstehendes bestanden zu haben, dessen Wurzel die Kehrseite des Exemplars nicht erreicht. Der Umkreis dieser Platte läßt nach der geomestrischen Berechnung auf einen Durchmesser von 6 1/2″ schliessen.

Es ist mir wahrscheinlicher, daß dieses Stück nicht zu den Oefen gehöre, man kann sich wenigstens nicht vorstellen, wo es da hingepaßt hätte. Man könnte es für einen Urnendeckel gelten lassen, wenn in c und d keine Verlängerungen wären; allein bei dem unleugbaren Kennzeichen der Letzteren wäre ich geneigt zu glauben, daß das Ganze zu einem selbstständigen Gebrauch bestimmt war, der sich aus diesem unvollständigen Bruchstück nicht errathen läßt. Es macht der Charakter der Zeichnung wahrscheinlich, daß dieses Geschirr nicht der Periode der Kacheln sondern der heidnischen Zeit angehöre.

Auch Hohlziegeln, schmäler und dicker als unsere, haben sich unter den Kacheln vorgefunden, doch

halte ich sie nicht älter als die Kachlen selbst, und dazu bestimmt, die Festigkeit des Ofens an einigen Punkten, wie es noch itzt üblich ist, zu unterstützen.

Zwikowetz ist nicht der einzige Ort, wo derlei mit verschiedenen Figuren verzierte Kachlen wären gefunden worden. Herr M. C. A. Peschek, Diakonus und Prediger in Zittau, fand sie in den Klostertrümmern zu Oybin. Auch er schließt aus der Kleidertracht der vorgestellten Figuren, daß sie dem 16. Jahrhunderte angehören. *)

In der Ruine Tollenstein, einer im leitmeritzer Kreise Böhmens gelegenen ehemaligen Burg der berühmten Familie Duba, in den Trümmern der ehemaligen Burg Habichtstein, im leitmeritzer Kreise bei Neuschloß gelegen, fanden sich ähnliche mit Brustbildern verzierte Kacheln; auf einem waren die Buchstaben E. G. In Dresden soll eine Kachel mit der Jahrszahl 1580 im Jakobi Hospital sich vorfinden, welche die Gestalt der damals bestandenen Guilottinen zeigt. **) Alle diese von Hrn. M. Peschek in dem angeführten Aufsatz beschriebenen Kacheln haben Glasur; meine zwikowetzer haben aber durchaus keine. In Böhmen fand ich solche sehr schön gebildete Kacheln auch in Mukakow, unfern Schwarzkosteletz, und in Wostrow in der Nähe von Wlassim. Beide stellen, sehr schön und richtig gearbeitet, städtische Wappen mit Schanzen und Thürmen vor.

Bis in der Tiefe von 2′ war auf diesem Platz ein lockerer schwarzer Humusboden.

---

*) S. dessen im neuen Lausitzischen Magazin III. Heft. 1833. S. 328 vorkommenden Aufsatz: Alte Bildwerke auf Thonarbeiten.

**) Dresden Miscellen. 1812. 32.

In dieser Erdschichte fand ich auch nicht nur viele zerstreute sondern auch nebeneinander liegende Scherben, aus welchen die Tab. XXV 2 vorgestellte Urne sich zusammen setzen ließ. Sie enthielt Erde, kleine Kohlen, Asche und ganz kleine Knochentrümmer. Diese Urne war schwarzgrau, aus einer sehr reinen Masse hart gebrannt, und hatte durchaus keine Verzierung auch weder den Graphitartigen glänzenden Anstrich. Der Boden dieses Gefäßes war bedeutend dünner als der Bauch, welcher $^1/_4$'' dick war. Der Diameter des Bodens hat $4^1/_2$.'' Die in dieser Urne eingefaßte Mischung von Erde, Kohlen, Asche und kleinen Knochen brauste in Säuern sehr stark auf, ein Beweis, daß in selber Knochen Kalk enthalten ist, somit dieses Urnengefäß unstreitig die Reste verbrannter Menschenkörper aus der Heidenzeit enthalten habe. Unter diesen Geschirrtrümmern waren Kiesel- und Schiefersteine, wie sie hier allgemein vorkommen, dicht neben einander gelegt, so daß man eine vorsetzliche Legung derselben voraussetzen kann, und dieser Steinschichte folgte fast reine Asche mit kleinen Kohlen und Knochenresten, unter welchen man Knochen und Zähne von Schweinen und Rindern erkennen konnte.

Die Aschenschichte dauerte bis in die Tiefe von 3', wo dann der natürlich gewachsene, harte, mit Kieseln gemischte Thonboden war, von welchem man überzeugt seyn konnte, daß nie mit ihm gerührt worden sey.

Auch in der Aschenschichte gab es eine Menge irdene, durchaus sehr hart gebrannte Scherben, die aber von so verschiedener Art waren, daß man auch aus den nächst beisammengelegenen, sorgfältig gesammelten Trümmern kein ganzes Gefäß, sondern höchstens die Hälfte bis $^2/_3$ des Ober-, oder Unter-

theiles zusammenstellen konnte. An einigen dieser Scherben war es unverkennbar, daß sie der neueren christlichen Periode angehören. Aus dieser Vermischung der verschiedenartigsten Scherben, aus dem Umstande, daß auch nicht die Bestandtheile eines einzigen Gefässes ganz beisammen lagen, bewährt sich abermals, daß unsere heidnischen Vorfahren alle Geschirre, die sie bei den auf ihren Opfer- oder Beerdigungsplätzen eingenommenen Mahlzeiten gebraucht hatten, zertrümmert haben, und daß dieser Hügel bereits durchgewühlt worden sey.

Nebst den Scherben habe ich auch mehrere, mitunter über $^1/_2$'' breite, eiserne Nägel von verschiedener Größe, theils mit Köpfen, die 1'' ins Gevierte haben, theils mit kleinen Köpfen nach Art unserer Schindelnägel, theils als Bruchstücke, ferner ein Messer ohne Handhabe aus Eisen, von 4'' Länge, wobei die Spitze fehlte, die eiserne oder stählerne untere Spitze einer hölzernen Degen- oder Messerscheide, 2$^1/_4$'' lang, etwas über $^1/_2$'' breit, mehrere dünne Eisenbleche, von 2'' und 3$^1/_2$'' Breite, endlich auch Eisenstücke, welche ganz dieselbe Form, wie die so oft vorkommenden broncenen Fibeln haben, gefunden.

Dieses Eisenwerk war an der Oberfläche vom Rost ganz zerfressen, so daß blätterweise das Eisen sich ablöst, auch hat der Rost das Eisen ganz durchdrungen, woraus sich schliessen läßt, daß diese Funde sehr lange unter der Erde liegen. Auch einige ganz dünne Glasscherben wurden da gefunden, deren verschiedenes Farbenspiel auf eine gewesene Malerei aus dem Grunde schließen ließe, weil sich diese färbige, dünne Schichte ablöst, und darunter das Glas farbenlos bleibt. Was die Malerei vorgestellt hat, läßt sich durchaus nicht erkennen.

Folgende ausgegrabene Beilagen mögen weit

älter, als diese Glasscherben und eisernen Sachen seyn.

Vollkommen abgerundete, flache Kieselsteine von 2′ 2$^1/_2$″ im Durchmesser.

Thönerne Kugeln $^3/_4$″ im Durchmesser, Beinwellen (Osteocolla), welche in großer Menge auch bei den Schlaner und Podmokler Ausgrabungen vorgefunden wurden.

Die durch ihre Zeichnungen, oder durch ihr unwidersprechliches Alterthum merkwürdigen Urnenscherben verdienen hier noch eine kurze Erwähnung, und besonders die ersteren auch eine bildliche Darstellung.

Sehr häufig kommen nämlich schwarze $^1/_8$″ dicke Scherben von reinem Thon vor, welche unterhalb des obern rund gewölbten Randes manchmal aber auch oberhalb des Bodens eine verschiedene, doch bei jeder Urne gleich durchgeführte, aus Strichen, welche lateinischen und griechischen Buchstaben nicht unähnlich sind, bestehende Verzierung haben.

Sie sind Tab. V. 6. 8. XX. 1. XXI. 1. 2. XXII. 1. 2. 3. 4. 5. 6. XXIII. 1. 2. 3. 4. XXIV. 1. XXV. 5. XXVII. 2. in natürlicher Größe vorgestellt.

Ich habe durch Berechnung vieler obern Rändertheile gefunden, daß die Gefäße, von welchen diese Scherben herrühren, eine Oeffnung von 7$^1/_2$ bis 10″ Durchmesser hatten; es scheinen daher nach dieser fast gleichen Größe alle derlei schwarze Gefäße eine gleiche Bestimmung gehabt zu haben.

Alle diese Trümmer haben keine Glasur, jedoch schimmert besonders bei XXIII. 2. ein Metallglanz vor. Tab. XXIII. f. 3 ist innerlich weiß.

Diese schwarzen Scherben haben keine Spur eines erlittenen Brandes; sie gleichen in der Farbe dem landesüblichen schwarzen ganz gewöhnlichen Töpfer-

geschirre, dessen sich der Landmann in der Küche und zur Aufbewahrung der Milch im Keller bedient; allein die so mühsam angebrachten zarten Verzierungen, der den meisten eigene gelbliche Metallglanz macht mich glauben, daß sie nicht für den gewöhnlichen Hausgebrauch bestimmt waren. Ich vermuthe daher, daß sie eine heidnisch-religiöse Bestimmung bei Opfer- oder Leichenmahlen hatten, jedoch nach den netten Verzierungen, nach der Feinheit der Massa, nach dem schönen Metallglanz einer spätern, in technischen Kenntnissen schon weiter vorgeschrittenen Zeitperiode etwa der dem Christenthume unmittelbar vorgegangenen, oder mit selben schon kämpfenden Periode des eilften Jahrhundertes angehören.

Diese netten Scherben lagen in einer Tiefe von $1\frac{1}{2}$ bis 2′, vermischt mit ganz roh geformten, massiven, grauen, häufig durch Brand berußten Gefäßen, deren Masse körnig, $\frac{1}{4}$″ auch noch dicker ist. Die letztern haben meistens gar keine, oder nur sehr einfache Verzierungen von geraden oder wellenförmigen Linien; bei einigen sind Verzierungen durch Fingerdrücke angebracht. Einige haben eine ganz lichte, zwischen weiß und roth getheilte Farbe. Manche obere Ränder sind auswärts gebogen, die innere Fläche dieses einzolligen Ausbuges ist parallel von innen heraus gestreift; andere solche Ränder sind mit spitzigen, $\frac{1}{4}$ Zoll langen, an der Basis breiteren Punkten verziert. Aus den Verhältnissen der Bruchstücke berechnete ich, daß die obere Oeffnung bei einer Urne 7″, bei zweien $11\frac{1}{2}$″, der Boden bei einer andern $5\frac{1}{2}$″, bei andern $2\frac{3}{4}$″, $3\frac{1}{2}$″, $4\frac{3}{4}$″, $5\frac{1}{4}$″ im Durchmesser hatte. Die Abbildungen T. III. 3 XXIII. 5. XXIV. 1. 3. 4. XXV. 1. 3. 4. 5. XXVI. 1. 2. 3. liefern die auf den Zwikowetzer Geschirren vorkommenden anderweitigen Verzierungen.

Der T. XXVII. 1. abgezeichnete untere Gefäßtheil ist von länglicher, d. i. ovaler Form aus blaßrothem Thon, von außen durch Feuerrauch sehr geschwärzt. Er hatte am Boden einige kleine Kohlentrümmer. Das Gefäß ist so wie alle hier gefundenen, auf der Drehscheibe gedreht, gut gebrannt, ohne allen Glanz, jedoch ziemlich glatt anzufühlen. Der gerundete Boden mißt von außen $2\frac{1}{4}''$ in der Länge, $2''$ in der Breite. Innen am Boden ist eine Vertiefung, welche durch einen $\frac{1}{8}''$ breiten, erhabenen Kreis bekränzt wird. Der Durchmesser des Kreises ist $2''$, nach der Länge $1\frac{7}{8}''$ in der schmäleren Ovalform. Die sich in die Höhe wölbenden, wiewohl kurzen Wände dieses Gefäßes zeugen deutlich, daß es nicht bedeutend hoch und groß war.

Wahrscheinlich war dieses Gefäß eine Trinkschaale, in welcher unsere Vorfahren den Verstorbenen einen Trank, vermuthlich den beliebten Meth— in die andere Welt mitgaben.

Es fanden sich auch 2 von innen, mit einer hell glänzenden gelben Glasur versehene, $\frac{3}{8}''$ in der Masse dicke Scherben, wovon die eine, welche gerade die vollkommenste Glasur hat, von außen eine Verzierung hat, die bei heidnischen Urnen selten vorkömmt. Soll man diesen Trümmer der Glasur zu lieb in die christliche — oder der Verzierung wegen in die heidnische Epoche aufnehmen? Hr. Pastor Worbs fand bei Rothenburg zwei glasirte Urnen, die er im J. 1800 der lausitzer Gesellschaft der Wissenschaften — S. deren Anzeiger v. d. J. S. 38. — gab. Warum sollten in Böhmen, wo das Heidenthum erst im eilften Jahrhunderte ganz ausgerottet wurde, nicht auch glasirte Geschirre bei den heidnischen Beerdigungen gebraucht worden seyn?

Als ich diese Nachgrabungen im J. 1833 vorgenommen habe, wurde mir erzählt, daß im Jahre

1829 bei der Kellerausgrabung für das neu gebaute Schulhaus eine bedeutend grosse Urne unter Asche herausgegraben, und als eine werthlose Sache verworfen wurde. Das Schulhaus steht von meinem beschriebenen Ausgrabungsplatz an der entgegengesetzten, nämlich nördlichen Seite des Dorfplatzes. Ich habe an verschiedenen Punkten der Umgebung dieses Gebäudes, jedoch ohne etwas von Alterthümern zu finden, nachgraben lassen.

Der von mir untersuchte und beschriebene Hügel gehört unstreittig zu den heidnischen Grabstätten, wenn er nicht auch zugleich ein Opferplatz war. Die so häufig vorgefundenen Scherben von der einfachsten und von der feinern Art, die Menge Asche und Kohlentrümmer, die vorhandenen Knochensplitter, das Aufbrausen der Urneninhalte in Säuren, die an mehreren Scherben vorhandenen deutlichen Spuren des Brandes, die vorgefundene Beinwelle beweisen, daß hier Todte verbrannt wurden, so wie die, keine Spur von Brand an sich tragenden Gefäße, die Zähne und Knochen von Thieren uns die Uiberzeugung geben, daß Thiere als Brandopfer oder zur Speise dei Leichenmalen hier verwendet wurden. Bei der kleinen Ausdehnung dieser Brandstätte ist es möglich, daß sie nur für eine Familie bestimmt war, daß unter dem Schulhause andere Familien ihre Ruhestätte hatten.

Beide diese Plätze liegen östlich von jener Hutweide, Draha genannt, welche eine allgemeine Volkssage für jenen Platz bezeichnet, wo das Dorf Zwikowetz vor der im Verlaufe des dreißigjährigen Krieges durch die Schweden erlittenen gänzlichen Zerstörung stand. Es zeigen sich nämlich auf dieser Hutweide durchaus Unebenheiten, die nach den von mir vorgenommenen Nachgrabungen zwar nicht durch eingestürzte Gemäuer — da die Dorfhäuser

in früheren Zeiten von Holz gebaut waren, aber doch immer durch Zerstörungen an der Oberfläche mögen entstanden seyn, wenigstens sind sie außer diesem vermeinten ehemaligen Dorfplatz auf der weiteren Hutweide nicht anzutreffen. Es gewinnt daher nach der östlichen Lage von diesem ehemaligen Dorfplatz alle Wahrscheinlichkeit, daß der untersuchte Ort, und der Platz unter dem Schulhause der Begräbniß- oder ersterer wenigstens der Opferplatz der heidnischen Zwikowetzer und benachbarten Insassen gewesen sey. Ob der rohe Stein, von welchem gleich Anfangs die Rede war, als Opfer- oder Brandheerd nicht auch seine Rolle dabei gespielt habe? wer kann das entscheiden?

Spätere Zeiten haben auf diesem untersuchten Platz die gleich unter dem Rasen vorfindigen Kacheln geliefert, und noch später, daselbst aus was immer für Ursachen vorgenommene Grabungen mögen die Kacheln mit den Urnen und jüngeren Geschirren vermengt, die Ordnung der letztern, und sie selbst dergestalt zerstört haben, daß für uns nur ein Gemisch von Alterthümern übrig blieb, welches aber immer noch merkwürdig bleibt, da es unwidersprechlich beweiset, daß hier, und zwar nach den mitunter rohen Urnentrümmern zu schließen, auch schon in früher heidnischer Zeit Menschen gewohnt haben.

In dem Garten des an der gegenwärtig äußersten nordwestlichen Dorfseite gelegenen dominical Häuschens N. C. 72 ist eine einem Grabhügel ähnliche Erhöhung, deren Länge von Süd nach Nord 6°, die gerundete Breite von W. gegen Ost 4° beträgt. Der Eigenthümer, durch diese Gestalt des Erdbodens neugierig gemacht, und durch meine früheren Nachgrabungen in der Umgegend gereizt, hat in der Mitte dieses breiten Grabhügels schon im Herbste

1832 gegraben; da er blos eine vermoderte Menschenleiche ausgegraben hatte, war seine auf einen Geldfund zielende Absicht schlecht befriediget, und er gab seine Arbeit auf, ohne sich um andere alterthümliche Gegenstände zu bekümmern.

Als ich hievon Nachricht bekam, ließ ich an diesem Ort bis in die Tiefe von 3′ 6″ in einem Quadrate von einer Klafter graben. Schon in der Tiefe von 1′ begann ein Lager von alter trockener, mit kleinen Kohlen gemischter Asche, welche 1′ und 6″ mächtig war; dazwischen gab es auch, jedoch sehr wenige irdene Scherben nebst einigen Thierknochen. Auch ein 1″ langes, $1/2$″ dickes Stück Graphit wurde in einer Tiefe von 2′ gefunden, der hier eben so wenig als bei Schlan, wo ich ihn auf heidnischen Begräbnißplätzen ebenfalls aus der Tiefe ausgrub, natürlich vorkömmt. Wahrscheinlich bedienten sich desselben unsere heidnischen Vorfahren zur Verfertigung des Urnenanstriches.

Die Scherben waren in der Masse $1/4$″, einige $1/2$″ dick, aus röthlichem Thon, gedreht, gebrannt, ohne allen Anstrich. Der obere 1 $1/2$″ breite Rand war nach außen, jedoch in die Höhe steigend gebogen. Es war an keinem Stück die mindeste Verzierung, auch keine Spur eines Henkels zu sehen, mehrere aber hatten berußte Brandflecke. Nach den Bruchstücken, die ich von den Oberrändern und Böden habe, hatte die obere Oeffnung dieser Geschirre bei einem 8″, bei zweien 17″; der Boden bei zwei Exemplaren 6″ im Durchmesser. Diese Geschirre gehören somit unter die großen. Dabei ist der Thon sehr grobkörnig, und das ganze sehr roh gearbeitet; auch ein sehr flacher, gerundeter, 2″ im Diameter messender Kieselstein, und eine $3/4$″ dicke Kugel aus einem Sandstein künstlich gebildet,

an einer Seite zur Verhütung des Rollens geplattet, fand sich hier.

Diese Gefäße kann man unstreitig zu den älteren heidnischen zählen, und da in der Mitte dieses Grabhügels nur ein einziges Leichenskelet, von welchem ich aber nichts zu Gesichte bekommen konnte, war, so war an diesem Platze der Leichenhügel eines einzelnen, vermuthlich Angeseheneren, in welche auch einige Graburnen beigesetzt zu werden pflegten.

Von diesem Grabhügel sechs Klafter westlich an den Weg der über die Hutweide Draha sich gegen den Fluß Mies, und zwar zur Herrschaft Kritzer Uiberfuhr für Fußgeher zieht, ist eine von West gegen Ost 4 Klafter lange, von N. gegen S. 2 Klafter breite gerundete Erhöhung merkbar. Auch diese wurde wegen der bedeutungsvollen Gestaltung im Monate August des J. 1833 untersucht. Bei der Grabung wurde mit zunehmender Tiefe der Juchtenartige Geruch, der auf der Hutweide Dráha nach jedem Sommerregen stark zu fühlen ist, auch ohne Regenwetter merkbarer.

Man fand, daß die gewölbte Erhöhung durch eine 2 $1/2'$ tiefe aber sehr locker fast nur aus Kieselsteinen ohne allen Malter gemachte Grundmauer gebildet sey, unter welcher bis zum natürlich gewachsenen Boden sich nur Asche, Kohlentrümmer, und ebenfalls wenige rohe, alte dicke Scherben befanden. Ihre Masse ist derb, über $1/4''$ dick, von bräunlicher Farbe, stark ausgebrannt, an der Scheibe gedreht. Sie haben höchst einfache Verzierungen, bestehend aus geradlinigten 2—3 Streifen.

Der obere Rand hat fast durchgehends einen erhöhten Streifen. Es sind die deutlichsten Spuren des Feuerrusses von außen an ihnen bemerkbar. Der obere Rand steht gerade aufwärts, ohne nach außen ausgebogen zu seyn. Die vorliegenden Theile

obrrer Ränder bewähren, daß die obere Oeffnung an 2 Urnen einen Schuh im Durchmesser hatte, so wie dreierlei Bruchstücke des Bodens, dessen Größe auf 4—5 und 8″ andeuten.

Auch an diesen Urnentrümmern zeigen sich keine Spuren von Henkeln. Es sind somit auch diese Urnentheile aus der heidnischen Zeit, ihre innern und äußern Brandflecke, die Lagerung mitten unter Asche und Kohlentrümmern beweisen, daß sie bei Todten- oder Opferfeuer gedient haben. Da sich keine Knochen von Opferthieren vorfanden, so ist es wahrscheinlich, daß sie bei den dem Verstorbenen auf seinem Beerdigungsplatz gewidmeten Feuer ihre Brandmahle erhalten haben; daraus folgt aber noch nicht, daß auch der hier zur Erde bestattete verbrannt wurde; dieß ist hier um so unwahrscheinlicher, weil man keine Spuren verbrannter Menschenknochen fand. Wahrscheinlicher wurde der Verblichene unverbrannt zur Erde bestattet, und über ihn durch einige Tage Feuer unterhalten, eine heidnische Sitte, welche in Polen und Böhmen neben dem Verbrennen der Leichen üblich war.

Daß aber auch den unverbrannt beigesetzten Leichnamen Urnen beigesetzt wurden, ist ein bekannter heidnischer Gebrauch, und die geringe Anzahl der vorgefundenen Trümmer muß uns glauben machen, daß hier bloß die Grabstätte eines Einzelnen war, wenn nicht spätere glücklichere Nachgrabungen ein Mehreres finden.

Obschon in allen geöffneten Grabhügeln keine steinerne Werkzeuge oder Hämmer (sogenannte Thorsteine) angetroffen wurden, so hat doch der Zwikowetzer Hr. Pfarrer P. W. Krolmus solche am Ufer des Flusses Mies gefunden, und der Ortsschullehrer bestätigte, daß ihm schon öfter solche Steine in hiesiger Gegend zu Gesicht kamen.

Der aufbewahrte ist aus reinem Serpentinstein, die Oeffnung ist ganz rein durchgebohrt, er hat die ohnehin allgemein bekannte Gestalt. Endlich fand ich in der zwikowetzer Umgegend öfter Hufeisen, Sporne welche nach ihrer Form dem siebzehnten Jahrhunderte angehören. Ich habe somit in Zwikowetz an 4 Punkten Reste aus der heidnischen Periode gefunden, unter welchen jene auf dem Dorfplatz die zahlreichsten waren.

Es unterliegt somit keinem Zweifel, daß dieser Ort bereits in der heidnischen Zeit, und zwar nach den theilweisen höchst rohen Urnenformen auch schon in der ältesten bewohnt war. Ja indem sich hier neben den einfachsten — auch sehr feine und schön verzierte Geschirre vorfinden, kann man schließen, daß die Menschen nicht bloß zeitweilig — sondern standhaft hier wohnten.

Ist es gleich a priori schon wahrscheinlich, daß Flußgegenden besonders von einem ackerbauenden Volke weit früher als Gebirgsgegenden zu standhaften Wohnsitzen gewählt werden, so bleibt es doch gewiß interessant, diese Wahrscheinlichkeit durch die aus unterirdischen Ausgrabungen abgeleiteten Beweise zur Gewißheit erhoben zu sehen.

Ausgrabungen im Dorfe Hradisst, Rakonitzer Kreises.

Der Ortsname **Hradisst** kömmt in Böhmen, vielleicht auch in andern slawischen Ländern häufig vor. So z. B. liegt im **Rakonitzer** Kreise am Flusse Střzela, ein **Ober**- ein **Unterhradisst**, ein **Hradisst** südlich von **Pilsen**, eins am Fluße Mies östlich von Zwikowetz, ein **Hradisko** im Be=

rauner Kreise zwischen Marschowitz und Amschelberg u. s. w.

Auch Berge, die heutigen Tages nicht mehr bewohnt sind, führen häufig diesen Namen z. B. jener bei Brzezina Radnitzer Herrschaft Pilsner Kreises, jener unweit des Dorfes Militschow Krzitzer Herrschaft Rakonitzer Kreises u. s. w.

Auf solchen Bergen findet man die unverkennbaren Spuren ehemaliger Befestigung. Einen Beweis hievon liefern die Hradisste auf der Herrschaft Radnitz, unfern des Gräfl. Sternbergischen Schlosses Brzezina und auf der Herrschaft Krzitz unfern Militschowes.

Nordöstlich von meinem Gute Zwikowetz und vom letztern nur eine halbe Stunde entfernt, liegt nahe dem Fluße Mies im Rakonitzer Kreise zur Herrschaft Pürglitz gehörig das Dorf Hradisst, welches zur Zwikowetzer Pfarre eingepfarrt ist. Das bedeutungsvolle des Namens, die interessante, den Vertheidigungsverhältnissen vollkommen entsprechende Lage erregte schon lange in mir den Vorsatz, diesen Ort genauer und auch in Beziehung auf unterirdische Alterthümer zu untersuchen. Ich widmete der Ausführung dieses Vorsatzes den 1. Juli 1833 in Begleitung meines würdigen Zwikowetzer Pfarrers H. P. Wenzl Krolmus, dessen Eifer für slawische Sprachforschung, Geschichte und Alterthumskunde höchst lobenswerth ist, und sich durch die Abgabe der bei seinen unermüdeten Forschungen gemachten Funde an das vaterländische Museum bewährt hat.

Schon ein oberflächiger Uiberblick dieses Ortes und dessen nächster Umgebung an Ort und Stelle gibt die volle Uiberzeugung, daß dieses Hradisst ein für die, der Erfindung des Pulvers und des Geschützes vorgegangene Zeit sehr vortheilhaft befe-

stigter Platz war. Man sieht, daß er ein oblonges Viereck bildet, welches mit einem tiefen Graben, und mit einem hohen Erdwall geschlossen war. Von gemauerten Schanzen zeigt sich keine Spur, und man würde aus diesem Umstand auf ein sehr hohes Alter dieser Veste zu schließen berechtiget seyn, wenn man die Gewißheit hätte, daß die Steine der später zerstörten Festungswerke zum Aufbau der dermal innerhalb und außerhalb des befestigten Viereckes, aufgebauten Dorfhäuser nicht verwendet worden sind. Allein selbst wenn man annimmt, daß die Befestigungswerke mitunter aus Stein gebaut waren, so bleibt doch gewiß, daß der Aufbau dieser Veste und selbst ihre Zerstörung längst vergangene vielleicht noch in die Zeit des Heidenthums zu versetzende Begebenheiten sind; denn wir finden bei keinem Historiker die Nachricht über eine Belagerung, Eroberung, Zerstörung derselben, oder über eine daselbst vorgefallene Schlacht, und doch berechtiget die Ausdehnung dieses festen Platzes, der Name Hradisst, welcher nicht wie Hrad eine feste Burg, sondern vielmehr ein verschanztes Lager, oder einen befestigten Ort bedeutet, zu dem Schluß, daß dessen Bestimmung der Landesvertheidigung vielmehr, als der Sicherheit eines einzelnen Dynasten galt.

An der Nord, an der Hälfte der Westseite sind die tiefen, dermal verrasten, und durch den Verlauf der Zeit an beiden Wänden eingerollten Schanzgräben, so wie die oberhalb derselben in bedeutender Höhe einst bestandenen Wälle nicht zu verkennen.

An der Ostseite wurden dieselben nach der Aussage der itzigen Einwohner erst im Jahre 1820 eingeworfen, um die daselbst angebauten Bauern- und Häusler-Wohnungen bequemer zugänglich zu machen. An der Südseite und zwar längs des heutigen Dorfplatzes ist eine bedeutende Erdhö-

hung als Rest des ehemaligen Walles zum Theil noch itzt sichtbar, der Wallgraben gegen auswärts aber, so weit er sich auf dem itzigen Dorfplatz befand, für die Bequemlichkeit der Zufahrt, beinahe ganz verschüttet. Die nördliche Hälfte der Westseite hat sichtbarere Uiberbleibsel der ehemaligen Gräben und Wälle.

Im J. 1792 ist das ganze Dorf abgebrannt. Bis zu dieser traurigen Epoche waren die Dorfhäuser mit Ausnahme der später eingetretenen neuen Ansiedlungen durchgehends innerhalb des ehemals verschanzten Platzes an einander gedrängt. Zur Verhütung einer ähnlichen allgemeinen Verheerung wurde angeordnet, daß die wieder aufzubauenden Häuser in feuersichere Entfernung gestellt werden sollen, und darum mußte durch Einreißung der Wälle, Verschüttung der Gräben der Bauplatz erweitert werden.

Die Länge dieser Verschanzungslinie beträgt an beiden Seiten des rechtwinklichten Viereckes von West nach Ost 56 n. ö. Klftr., die Breite von Süd nach Nord an jeder Seite 44.° Der eingeschlossene Flächenraum beträgt daher 2467 n. ö. Quad. Klafter oder über 4 ½ n. ö. Metzen.

Dieser befestigte Platz liegt auf einer bedeutenden, von keinem nahen höhern Punkte beherrschten Anhöhe, zu welcher man von allen Seiten nur durch mühsame Ersteigung eines gähen Abhanges gelangen kann.

Nur an der Südseite hängt die befestigte Anhöhe mit einer Fläche zusammen. An dem Ost- und westlichen Endpunkte der nördlichen Vertheidigungslinie kann man nach den bestehenden Uiberresten den vormaligen Bestand runder Vertheidigungspunkte annehmen, die den in spätern Zeiten gemauerten Schanzthürmen (Bassty) in Form und

Größe gleichen. Ob an den südlichen Ecken gleiche Verstärkungen der Befestigung waren, ist wegen der bereits erwähnten Planirung nicht mehr zu erkennen.

An der Ostseite dieser Veste, jedoch getrennt durch eine tiefe Bergschlucht, führt die Feldmark den Namen: na dworzissti (am Maierhofe). Heutigen Tages ist daselbst keine Spur eines Gebäudes zu finden, doch erhält sich im Orte die Sage, daß da ein obrigkeitlicher Maierhof und ein Bräuhaus vor undenklichen Zeiten bestanden habe.

Nördlich in einer Entfernung von beiläufig 500 Klaftern fließt der Fluß Mies. Von der Veste aus übersieht man eine bedeutende Strecke desselben; die Anhöhe der Veste übergeht nach einem gähen Abhang dem Fluße zu in die anmuthigste Fläche.

An fünf verschiedenen von einander entfernten Orten habe ich innerhalb dieses Festungsplatzes Nachgrabungen eingeleitet. Das Resultat derselben war, daß an jeden und zwar in der unbedeutenden Tiefe von höchstens 2 Schuh Scherben von uralten Gefäßen gefunden wurden, welche in Stoff, Farbe und Form den als heidnische Graburnen angenommenen Geschirren vollkommen gleichen. Uiberdieß fanden wir auch auf der Oberfläche des vom westlichen Ende der Nordseite des Walles gegen Ost sich ausdehnenden frisch geackerten Feldes sehr häufige Bruchstücke solcher Geschirre, nebst Knochen, von welchen ich aber nicht bestimmen kann, ob sie menschliche oder thierische Uiberreste sind.

Unter diesen vielen aufgefundenen Alterthümern verdienen ihrer größeren Seltenheit wegen folgende bemerkt zu werden.

Zwei Theile des obern Randes verschiedener Urnen oder anderer Gefäße. Die Höhe dieser Bruchstücke beträgt blos 3″, die gerundete Länge 5½″. Die obere Oeffnung betrug bei dem einen Geschirr

1′ 2″, jene des andern 2′ 4″ im Durchmesser. Diese Urnentheile sind von der seltensten Stärke, denn ihre Masse ist 1″ dick, die obern Lappen sind auswärts gebogen, und es ist gar keine Spur von einer Verzierung; die Masse ist ein reiner Thon; und mit einem rothen Anstrich übertüncht, der im Wasser sich nicht abwäscht.

Die Höhe dieser Geschirre, die Größe des Bodens läßt sich aus dem Bruchstück nicht ausmitteln; doch bei der allgemeinen Erfahrung, daß unsere Vorfahren die Urnen nach dem Verhältniß der Größe auch dick in der Masse machten, muß man hier auch eine verhältnißmäßige Höhe zur Breite der Urne voraussetzen, und dann gehört wenigstens der letztere Scherben einer Gattung heidnischer Geschirre an, die man zu den größten und seltensten zählen kann. Denn der Durchmesser der Oeffnung der im Prager Museum aufbewahrten schwarzen Koliner Urne hat blos 1′ $2\frac{1}{2}$″, der Durchmesser des Bauches derselben nur 1′ $8\frac{1}{2}$″, der Bauch der bei Wiesbaden ausgegrabenen größten Urne hatte blos 1′ 9″ Diameter, die obere Oeffnung war bedeutend schmäler. Zu Lawalde in Schlesien fand Worbs im J. 1816 Urnen, wo der Durchmesser der Oeffnung 1′ betrug *). Am nächsten kömmt unserer grossen Urne, die an der schwarzen Elster zwischen Uibigau und Kleinrossen von D. Wagner **) ausgegrabene Urne, welche bei einem Umkreis von 3 berliner Ellen ($6\frac{3}{10}$ n. ö. Schuh) $1\frac{1}{4}$ berliner Elle ($2\frac{1}{10}$ n. ö. Schuh) hoch ist, und in welcher bei der Ausgrabung kleine 4 bis 10″ hohe Urnen gefunden wurden.

---

*) S. Kruse's deutsche Alterthümer. 1. Bd. 1. Heft. S. 45.

**) S. Bericht v. J. 1828 an die Mitglieder der deutschen Gesellschaft zur Erforschung der vaterländischen Sprache und Alterthümer in Leipzig.

Mit einem gleichen rothen Uiberzug fand Dr. Wilhelmi und Hr. Bergner Urnen aus schwarzem rohem Thon im J. 1823 an der Unstrutt bei Bottendorf, bei Wendlstier, *) auch wurden sie bei Querfurth **) ausgegraben.

Die Gegenden, in deren Gebiete die Elster, Saale, Unstrut fluthet, waren unstreitig sammt den Fluren an den beiden Ufern der Elbe bis an die Nordsee Wohnsitze slawischer Völker, welche trotz ihrer Germanisirung zum Andenken so viele noch heutigen Tages bestehende Ortsnamen aus ihrer Sprache hier hinterlassen haben, wie dieß ein oberflächiger Uiberblick der Landkarte und nur eine geringe Kenntniß der slawischen Sprache lehrt.

Wenn nun die in diesen ehemals slawischen Gegenden so häufig vorgenommenen Ausgrabungen ähnliche Urnen, Geschirre und Beilagen liefern, wie wir sie mitten in Böhmen finden, wo die standhafte Ansässigkeit eines deutschen Volksstammes wohl schwerlich nachzuweisen seyn wird, so dürfte dieß zu dem Schluß führen, daß die an der Elbe, Elster, Saale, Unstrutt und in den anliegenden Gegenden ausgegrabenen Alterthümer wahrscheinlicher den Slawen, als den Germanen angehören.

Ein gelblicher kleiner Scherbe (T. VIII. 1.) hat am obern Rande eine Verzierung, die aus vielen sich verschieden durchkreuzenden, aber immer abwärts sich endenden Strichen besteht. Unter dieser Randzeichnung sind mit vertieften Linien Buchstaben ähnliche Charaktere eingegraben.

So lange ich diese Scherben als ein Urnentrümmer ansah, machte mich die Erklärung der Zeichen sehr verlegen, da ich aber im folgenden

*) S. Kruse's deutsche Alterth. 1. B. 2. Heft.

**) S. Kruse's deutsche Alterth. 1. Band. 4. Heft.

Jahre in Zwikowetz viele Kacheltrümmer ausgegraben habe, erkannte ich sowohl diesen, als den auf T. VIII. 5. abgezeichneten Fund ebenfalls für Bruchstücke verzierter alter Kacheln, und ich berufe mich rücksichtlich dieser zwei Bilder auf das, was ich bei der Beschreibung der Zwikowetzer Ofenkacheln des 16. Jahrhundertes sagte.

Einige, wiewohl kleine Urnentrümmer von grauer Farbe zeichnen sich durch eine besonders feine, dabei sehr harte, im Bruche weiße Masse aus; man ist im Zweifel, ob diese aus einer, durch vollkommene Abschlemmung von allen körnigen Theilen gereinigten Thonerde, oder, wofür der Augenschein mehr sprechen würde, aus fein zerriebenen Steinmassen gefertiget seyen. Am Stahle gaben diese Urnenscherben sogar Funken. Die Dicke der Masse ist $1/4''$. Das eine Bruchstück ist ein Theil eines 2mal tiefgefurchten Henkels, das zweite ist der Theil vom Bauche eines Gefäßes, und hat an der inneren Wand deutliche Brandspuren.

Wieder andere Urnenscherben waren aus einer groben körnigten, schwarzrothen, hart gebrannten Masse, mit vielen glimmerartig glänzenden Punkten, ohne alle Verzierungen; die Dicke der Masse ist an derselben Urne ungleich, bald $1/4''$, bald $3/8''$. Diese sehr einfach gearbeiteten Geschirre schienen weder auf einer Drehscheibe verfertiget zu seyn. Der Urnenlappen ist unbedeutend, eigentlich nur eine gerundete Verdickung der Masse nach Innen. Das eine Bruchstück zeigt ebenfalls Spuren des erlittenen Brandes.

Ich fand auch Urnentheile mit zwei und mehreren, theils geraden, theils wellenförmigen vertieften Linien. T. VII. 4. T. XXVIII. 2. 3. 4. 5. XXIX. 1. 2. 3. 4. XXX. 1. 2. 3. 4. Ein Trümmer hatte unterhalb des verdickten Urnenran-

des einen $1/2''$ breiten Ring, in welchem reguläre, von der rechten zur linken heraldischen Seite geneigte, tief gefurchte, $2'''$ dicke Streifen sind (T. XXIX. 1. Alle diese Bruchstücke sind aus röthlichem gebranntem Thon, $1/4''$ dick, und haben keine Brandspuren.

Eine steinerne Kugel, welche nur um ein Unbedeutendes länger, als breiter ist, indem der eine Durchmesser $4\,1/2''$, der andere $4\,1/4''$ beträgt, wurde aus einer Tiefe von $2'$ ausgegraben. Es läßt sich nicht bestimmen, ob nicht diese Kugel einer späteren Zeit angehöre, und als Zerstörungswaffe gegen die Feste gebraucht wurde.

Ferner haben wir auch Kinnladen und Zähne von zahmen und wilden Schweinen, Schafhörner aus der Tiefe ausgegraben. Endlich wurden hier, so wie in Podmokl, Zwikowetz, Schlan u. s. w. mehrere Stücke sogenannter Beinwelle, ein $1/5''$ dickes Stück Glas gefunden, welches gegossen, und nur halb durchsichtig ist, somit aus einer Zeit stammt, wo die Glasmacherei noch sehr unvollkommen war.

Da auf allen untersuchten Punkten weder Aschenhaufen, noch Menschenknochen oder Skelette, sondern blos einige wenige kleine Kohlen gefunden wurden, so kann man hier weder heidnische Begräbnißplätze, noch Opferaltäre vermuthen. Die vorgefundenen irdenen Trümmer mögen daher von den, zum häuslichen Gebrauche gewidmeten Geschirren abstammen. Ist meine Erwartung steinener oder metallener Waffenreste nicht befriediget worden, so können diese an andern, von mir nicht durchgegrabenen Punkten dieser großen Fläche noch immer gefunden werden. Die unläugbare Widmung dieses Platzes zu einer Veste, ihre erlittene Zerstörung, welche doch kaum ohne Angriff und Vertheidigung erfolgte, berechtiget zu dieser Erwartung. Daß

aber dieser feste Ort schon in den Zeiten des Heidenthums bestand, dafür bürgt die Form, die Masse der gefundenen Scherben, so wie der Umstand, daß der eigentliche Name dieser Veste ganz verloren ging, und nur der generische, so vielen gleichartigen Plätzen eigene Name: Hradisst, sich für die christlichen Zeiten erhalten hat.

Berg und Ruine Hradisst am Fluße Jawornice im Rakonitzer Kreise.

Auf gleiche Art ist der auf der Herrschaft Kritz eine viertel Stunde nördlich vom Dorfe Lhota, nordöstlich von Slatina und östlich von Militschow gelegene, unter den übrigen durch Höhe und Breite sich auszeichnende Berg, und die in mörtellosen Grundmauern dann in bedeutendem Steingerölle bestehenden Uiberreste einer ausgedehnten Veste, nur mit dem allgemeinen Namen Hradisst belegt, ohne daß die Geschichte oder die Volkssage den Eigennamen, die Zeit und Umstände der Zerstörung vor ihr aufbewahrt hat.

Diese Umstände machen es wahrscheinlich, daß die Zerstörung dieses mit Wällen und tiefen Gräben verschanzten Platzes einer der heidnischen Periode nahe kommenden Zeit angehöre, besonders da innerhalb der Verschanzung mehrere Stöcke gefällter alter Eichenbäume sind, welche doch erst aufgewachsen seyn können, nachdem diese Veste lange bevor zerstört und unbewohnt war; dieß ist um so gewisser, da ich einige dieser Eichenstämme ausgraben ließ, und unter ihnen Scherben von thönernen Gefäßen fand, welche in der Bildung, Masse und äußern Verzierung jenen der heidnischen Zeit weit näher stehen, als den un-

frigen. Diese Gefäße müssen daher früher, und zwar bei der Zerstörung der Burg unter die Erdoberfläche gerathen seyn, bevor noch der Eichenbaum über sie zu keimen anfing; und da nach der Stärke der Stöcke zu urtheilen die Eichenbäume in einem hohen Alter von fünf und mehreren Jahrhunderten gefällt worden seyn mögen, da, wie es der Zustand dieser Stöcke zeigt, wohl mehr als ein halbes Säkulum seit der Fällung dieser Bäume verflossen ist, so kann man diese irdenen Uiberreste wenigstens den ersten christlichen Zeiten Böhmens zuschreiben. Uibrigens habe ich keine Spuren eines heidnischen Begräbniß- oder Opferplatzes hier gefunden, und diese unterirdischen thönernen Uiberreste mögen solchen Geschirren angehören, welche zur Zeit, als diese Veste bestand, zum häuslichen Gebrauch dienten. Durch ihr Alterthum verdienen sie, und der Ort, wo sie sind, hier diese kurze Erwähnung.

An der Südseite dieser Veste sind in der Linie der ehemaligen Schanze die mörtellosen Grundmauern eines ehemaligen viereckigen Gebäudes — etwa eines Thurmes zu sehen, dessen Quadratseite 3° 3′ beträgt. Wir gruben hier 5′ tief, fanden viele Kohlen, gebrannten mit Stroh gemischt gewesenen Lehm, eiserne Nägel von verschiedener Form, alterthümliche Bruchstücke von Thongeschirren, endlich eine 4″ hohe Läge von verbrannten Waitzen-, Korn- und Gerstenkörnern, und unter denselben den künstlich gleich einer Scheuertenne planirten Boden. Ich bin keineswegs versucht, hier einen heidnischen Opferplatz zu sehen, auf welchem Getreide als Brandopfer geweiht wurde; der mit Stroh gemischte, gebrannte Lehm läßt auf ein hier aus diesem Baumaterial bestandenes Gebäude schliessen, welches auch nach der Zerstörung der übrigen Veste von einem

obrigkeitlichen Aufseher, Heger u. s. w. bewohnt, endlich durch Blitz oder Unvorsichtigkeit in Brand gerathen seyn mochte. Bei dieser Feuersbrunst verbrannte auch der kleine Getreidvorrath des Bewohners in diesem so leicht verbrennbaren Gebäude. Allein auch dieses muß sich schon vor sehr langer Zeit ereignet haben, da unter den Einwohnern der Umgegend auch weder die Tradition besteht, daß hier Jemand gewohnt, und wann es hier gebrannt habe.

Berg und Ruine Hradisst bei Brzezina, Pilsner Kreises.

Auf der Sr. Exzellenz, dem im In- und Auslande durch seine Gelehrsamkeit, litterärische Werke und Humanität rühmlichst bekannten Herrn Kaspar Grafen von Sternberg gehörigen Herrschaft Radnic, und zwar in dem, bis zu dem geschmackvollen gräflichen Schloße Březina, und zu den an dasselbe angeschlossenen eben so schönen als in botanischer Rücksicht instruktiven Gärten sich herabziehenden ausgedehnten Thiergarten, befindet sich östlich von diesem Schloße der Berg Hradisst, welcher nicht nur eine der weitesten und schönsten Aussichten westlich bis an die baierischen Gränzgebirge, nördlich bis an das sächsische Erzgebirg gewährt, sondern auch in alterthümlicher Hinsicht höchst merkwürdig ist.

Der Gipfel des Berges ist ein wahrscheinlich durch Kunst beinahe zur Fläche geebnetes Plateau, dessen Länge von Ost nach West sich zieht, dessen Flächenraum 4200 Quadrat Klafter enthält. Dieser Flächenraun ist mit einem, an manchen Orten über 3 Klafter hohen Wall umgeben, welcher aus unge-

bundenen, größern und kleinern eine schiefe Abdachung nach außen bildenden Steinen besteht. Auf der obersten Fläche dieses Walles sind die Merkmale einer bestandenen etwa 2 Schuh dicken Mauer zu sehen, mit welcher diese Bergfläche eingeschlossen war.

In dem eingeschlossenen Raume sind noch die Reste der Grundmauern eines größeren durch eine Quer-Mauer in zwei ungleiche Räume getheilten Gebäudes, welches gleichen Alters zu seyn scheint, in einiger Entfernung von diesen aber sind die Grundmauern von mehreren kleinen Gebäuden. In letztern verrathen die vorkommenden Ziegeln, die daselbst gefundenen Bruchstücke von Stubenöfen eine spätere Entstehung.

Am Fuße dieses Berges gegen Süden und Norden befinden sich gleichfalls die Trümmer eines bestandenen Steinwalles, welcher den Berg bis zu jenen Punkten beschützte, wo er wegen seiner Steilheit nicht so leicht zugänglich war.

Man findet weder in dem herrschaftlichen Archive, noch sonst wo eine Spur von dieser ehemaligen Burg oder Verschanzung, und es läßt sich daraus schließen, daß die Zerstörungsperiode in eine Zeit fiel, wo weder Geschichtschreiber waren, noch Urkunden ausgefertiget wurden.

Die kleinen Wohngebäude, deren Trümmer vorhanden sind, können nach der Zerstörung der Veste erbaut, und wegen der unbequemen hohen Lage, oder aus andern Ursachen wieder verlassen worden seyn.

In dem Raume dieser zerstörten Verschanzung hat man öfter, und besonders auch bei der am 12. Juni 1832 in Gegenwart des hohen Besitzers und des Zwikowetzer Pfarrers Hrn. Wenzel Krolmus von mir vorgenommenen Nachgrabung Urnenscher-

ben, Kohlentrümmer, thierische Knochen gefunden. Doch bedarf es noch mehrerer, tieferer Nachgrabungen, um aus ihren Ergebnissen schliessen zu können: ob hier eine heidnische Opfer-, eine derlei Begräbnißstätte war, oder ob die Scherben Uiberbleibsel von Koch- und Speisgeschirren damaliger Zeit sind.

Die Form, und besonders die Verzierungen dieser Scherben deuten mehr auf eine religiöse als häusliche Bestimmung derselben. Sie sind zu mannigfaltig zu mühsam, gearbeitet, als daß zu damaliger Zeit auf gemeine Koch- und Hausgeschirre so viel Fleiß wäre verwendet worden. Insbesondere aber fand ich an der innern Fläche eines Scherbens die deutlichsten Spuren des Brandes, und zwar nicht eines solchen Brandes, der zur Ausbrennung dieses Gefäßes wäre verwendet worden, sondern eines solchen, der in dem bereits fertigen Geschirre Statt hatte, und welcher somit wahrscheinlich nur bei Opfern, oder bei Einsammlung der oft mit lebendigen Kohlen gemischten Leichenasche eintreten konnte.

Die Mannigfaltigkeit und theilweise Regelmäßigkeit der Verzierungen ist an den in natürlicher Größe gelieferten Abbildungen der vorgefundenen Bruchstücke T. III. 2. XXVI. 3. XXVII. 3. XXVIII. 1. XXX. 5. XXXI. 1. 2. XXXII. 1. 2. 3. 4. 5. zu ersehen. Es ist auffallend, daß mehrere Verzierungen jener vom Dorf Hradisst gleichen. Bei einigen ist der Thon so rein und körnerlos, wie bei unsern heutigen auf Steinart gebrannten Krügen. Die Dicke der Masse beträgt $1/_2$'' $1/_4$'' $1/_3$'', theils auch blos $1/_8$''.

Der Graphitähnliche glänzende Anstrich ist selten. Mehrere sind schwärzlich ohne einen derlei Anstrich, die meisten aber aus einem röthlichen Thon.

Teikow und Dubian.

Da es mir geglückt hat, bei diesen drei Hradisten, welche an ihrer Oberfläche Uiberreste von alterthümlichen Bauten aufweisen, auch unterirdische Denkmäler der Vorzeit auszugraben, so wurde ich dadurch veranlaßt, auch den Untergrund der Umgebung anderer Ruinen zu untersuchen. Ich that dies insbesondere bei der auf einem steilen, von drei Seiten isolirten Berg gelegenen, als Lustschloß des böhmischen Königs Wenzl I. bekannten Burg Teikow, deren bedeutende Mauerreste die herrliche Landschaft am rechten Ufer der Mies, zwei Stunden abwärts von Zwikowetz, verschönern, dann auf einer mäßigen felsigen isolirten Bergkuppe, welche unterhalb des Maierhofes Dubian auf der entgegengesetzten Seite von Zwikowetz, dicht am linken Ufer der Mies gelegen ist, keine Ruine mehr aufzuweisen hat, jedoch nach den noch bestehenden, für die Sicherheit künstlich ausgegrabenen Gräben und andern unverkennbaren Merkmalen, dann nach der noch itzt bestehenden Benennung — alte Burg — in der Vorzeit ganz gewiß eine wiewohl kleine, aber nach ihrer Lage am muthmaßlichen Gränzfluß, eine wichtige Veste hatte.

Schon in einer mäßigen Tiefe von 1 — 2 Schuhen waren bei der Burg Teikow fast an allen Punkten, wo der Felsengrund das Vergraben nicht hinderte, häufige Bruchstücke irdener Gefäße, welche nach ihrer Form, Dicke und Verzierung, und bei dem Mangel einer Glasur und Glätte, wenn nicht der heidnischen Zeit selbst, doch wenigstens den nächst folgenden, keineswegs aber den spätern Jahrhunderten angehören.

Die Farbe dieser Geschirre ist meistens gelb-

lich, einige sind grau, andere schwarz. Die Verzierungen bestehen theils aus vertieften Linien um den Bauch der Urne, zwischen welchen wellenförmige Linien angebracht sind, so wie T. VII. 1. 2., theils aus 1/4 Zoll großen blätterartigen Eindrücken, die unter dem oberen Rand um das Gefäß herum gemacht sind, gleich T. VI. 7., theils aus einer Schnur runder kleiner Vertiefungen. Die Dicke der Masse ist theils 1/3", theils 1/4". Die obern Ränder sind sehr einfach, meistens fast senkrecht aufstehend, nur bei einem Scherben ist derselbe nach außen stark gebogen und 1" breit. Auch eine Beinwelle, dann das Bruchstück einer Pfeife aus Bein wurde ausgegraben. Einige Bruchstücke der Geschirre waren an der innern Seite angerußt. Die Beinwelle, 2" lang, 1" dick, ist an der Oberfläche ziemlich glatt, aber weniger thonartig anzufühlen als die Missener, Podmokler, Zwikowetzer und Teirowitzer.

Die Scherben, welche bei der unterhalb Dubian bestandenen Ruine ausgegraben wurden, gleichen fast ganz den Teirowern, waren aber mit mehrern Fußknochen vermischt, welche wahrscheinlich Schafen oder Ziegen angehören und ein hohes Alter in ihrem Ansehen verrathen.

Uibrigens zeigte sich an beiden Burgplätzen keine Spur eines heidnischen Begräbnißplatzes; die Beschaffenheit der aufgefundenen Scherben deutet aber auf ein hohes, dem Heidenthume nahe stehendes Alter, in welchem diese Geschirre zum häuslichen Gebrauch dienten.

Dorf Teirowitz, Rakonitzer Kreises.

Ebenfalls am linken Ufer der Mies, der eben erwähnten merkwürdigen Burgruine Teirow gegen-

über, liegt auf einer, vom Fluße sich allmälig erhebenden Anhöhe das Dorf Teikowic, dermal zur Herrschaft Pürglitz, Rakonitzer Kreises gehörig. Nördlich von diesem Dorfe befindet sich zwischen kleinen Gärten und Fahrwegen ein kugelförmiger, aus lockerer Lehmerde künstlich zusammengetragener bedeutender Hügel, dessen unterer Umkreis noch itzt etwas über 120° beträgt. Nach der Aussage der ältesten Dorfbewohner war dieser Hügel sonst weit ausgedehnter, indem mehrere tausend Fuhren dieser lockeren Erde in die Felder statt Dünger verführt wurden. Es besteht daher von diesem sonst ausgedehnten Hügel kaum mehr die Hälfte, und statt daß man ihn sonst Kopec, na kopci — auf dem Hügel — nannte, wird er itzt Hlinisstě — Lehmort, auch wegen der zu beiden Seiten vorbeiziehenden Fahrwege: w'Auwozich — in den Fahrwegen — benannt.

Auf diesem kugelförmigen Hügel findet man in einer Tiefe von 3′ eine Lage der schönsten, großen Beinwellen — Kalktuffe, Kalkkonglomerate, oder auch kalcinirte Knochen, wie sie von verschiedenen Schriftstellern benannt werden. Oberhalb dieses Lagers war viele Asche und Holzkohlen; insbesondere an der nordwestlichen und ostsüdlichen Seite, aus welchen tiefen Aschengruben die Dorfbewohner viele Fuhren Asche in die Felder geführt haben. Auch Kohlenreste und einzelne Urnenscherben lagen oberhalb dieser Beinwellen-Ablagerung. Noch höher, nämlich 2′ unter der Oberfläche, fand man größere, aber keineswegs zusammenpassende Scherben von heidnischen Urnen, welche theils eine graue, theils eine röthliche Farbe, gar keinen Glanz haben, aus reinem Thon, theils ½, theils ⅓″ dick, von außen glatt, von innen rauh gearbeitet sind. Sie haben meistens gar keine Verzierung, höchstens

einige kurze vertiefte Striche. Ihre Dicke läßt auf eine bedeutende Größe schließen; nach der Berechnung eines Bodentheiles hatte der ganze Boden 6″ im Durchmesser. Noch näher der Oberfläche, nämlich 1′ unter derselben, wurde eine eiserne Lanzenspitze und ein Hufeisen ausgegraben. Die äußerste Spitze der ersteren ist abgebrochen, dessen ungeachtet mißt die eigentliche Lanze 4″, die eiserne Höhlung, in welcher die Holzstange einst war, 6″. Das Hufeisen ist nur 3¾″ lang, und 3″ am breitesten Durchmesser. Gegen die Mitte sind die beiderseitigen Theile um ¾″ erhöht. Nur an dem Vordertheile sind zu jeder Seite 3, und zwar vierseitige Nägellöcher; der Umfangsrand ist vorne 1¼″, rückwärts nur ¼″ breit. In dem rückwärtigen Theile sind keine Löcher für Nägel. Soll dieses Hufeisen für Pferde bestimmt gewesen seyn, so war die Pferderace viel kleiner, als die itzige.

Die Beinwellen haben, so wie die Podmokler, Zwikowetzer, Hradisster und Msseener eine ganz glatte, thonartig anzufühlende Oberfläche, welche viele kleine, aber seichte Vertiefungen, gleich den Löchern eines Badeschwammes, hat. Bei mehreren möchte man glauben, es sey der Grundstoff dieses Gebildes ein Knochen gewesen. Ich habe mehrere Exemplare, wo diese Kalktuffmasse sich an Urnenscherben so innigst angesetzt hat, daß sie ohne Zerstörung nicht abzulösen ist. In einigen Stücken waren ganz kleine Urnensplitter konglomerirt. Das größte Exemplar wog 24 Loth, die meisten 13 bis 16 Loth. Die kleineren, ¼ bis 2¾ Loth schwer, sind geringer in der Anzahl.

Diese Beinwellen lagen zahllos, jedoch als Gerölle, jede ganz abgesondert für sich bestehend, horizontal neben und auf einander. Die Höhe dieser Schichte beträgt über 1′. Man kann deren am

angezeigten Orte noch unzählige ausgraben, da bei der ungünstigen Jahreszeit — am 20. Nov. 1835 — Hr. Pfarrer W. Krolmus, dem ich diesen Fund verdanke, nur an den wenigsten Punkten nachgraben konnte. Derselbe fand auch in den diesen Hügel umgebenden Feldern und Gärten Urnenscherben, welche das Walten der Menschen in dieser Gegend schon in der heidnischen Vorzeit bewähren. Es erfordert eine ziemliche Reihe von Jahrhunderten, bis in einem künstlich zusammengetragenen Thonhaufen durch Einwirkung der anderweitigen Potenzen der Mineralkörper, welchen wir Kalk-Tuff oder Beinwelle nennen, entsteht, und mit Urnenscherben auf das innigste sich verbindet.

Der offenbar nicht von der Natur, sondern so wie bei Podmokl, jedoch in bedeutenderer Größe hier bei Teikowitz künstlich zusammengetragene, regulär gerundete Hügel kann höchst wahrscheinlich keine andere, als eine religiöse Bestimmung gehabt haben. War er der Platz der gottesdienstlichen Opfer? oder der Ort, wo die Leichen verbrannt, und dann in Urnen gesammelt, wie bei Podmokl in der Umgegend vergraben wurden?

Ich mache meine Leser abermals auf den Umstand aufmerksam, daß dieser in dem grauesten Heidenthum unwidersprechlich bewohnte Ort Teikowic einen offenbar slawischen Namen habe, und dicht an dem Fluße Mies gelegen ist.

Dorf Skriwan.

Nördlich von dem Lehngute und Dorfe Skriwan heißt die Waldflur Zalkow. Ein solcher von zel, zalost, Leid, abgeleiteter Name eines Or-

tes oder einer Flur muß einem slawischen Alterthumsforscher immer auffallen, und zu näheren Untersuchungen bestimmen. Hier um so mehr, da der durch diese Flur führende Weg zu einem Berge führt, der Homolka benannt wird. Schon bei der Beschreibung der Podmokler Alterthümer wurde die Wahrscheinlichkeit gezeigt, daß das Wort Homolka, homole, durch die bei den Slawen von jeher üblich gewesene Versetzung der Buchstaben und Sylben, aus Mohyla, Grabstätte, gebildet wurde. Hr Pfarrer Krolmus hat auch bei den Zalkower Feldern und im Walde einige heidnische Urnenscherben oberflächig gefunden, womit er sich bei den in dieser Jahreszeit — 23. Nov. 1835 ungünstigen Grabungsverhältnißen für dießmal begnügen mußte. Mehrere derselben haben geradlinigte und wellenförmige vertiefte Streifen, sie sind $^1/_4$ bis $^1/_2$'' dick, aus röthlichem Thone roh gearbeitet, ohne Anstrich oder Glanz. Im nächsten Sommer wird diese Gegend genauer untersucht werden. Auch unweit des erwähnten Berges Homolka und zwar an der Wiese, welche dem sub N. C. 21 zu Wssetat behausten Bauer Laurenz Kautnjk gehört, fand derselbe 1' tief unter der Erde rohe Urnenscherben, gebrannte Erde, Asche, Kohlenreste, künstlich abgerundete Sandsteine in der Größe eines Vogeleies, und ein altes, von Rost beinahe verzehrtes Eisen, einem Messer ähnelnd. Die Nähe der mit heidnischen Uiberresten versehenen Ortschaften: Teikowic, Skřiwan, Wssetat belehrt uns, wie sehr Böhmen überhaupt, oder insbesondere die Gegenden am Fluße Mies schon zur heidnischen Vorzeit bevölkert waren.

Dorf Ssanowa.

Zur Herrschaft Petrowitz, Rakonitzer Kreises, gehört das eine Stunde westlich von Rakonitz gelegene Dorf Ssanowa, bei welchem eine zur Petrowitzer Pfarre gehörige Filialkirche befindlich ist. Der Kirchendiener fand bei einer zufälligen Grabung am 18. Mai 1835 an der Ostseite der Kirche, unfern des vorbeiführenden Weges, eine Urne mit einem Henkel und Deckel, welche zur Hälfte mit Asche gefüllt war; der Stoff derselben war eine graphitartige schwarze Erde; die Form krugartig. Uiber die nähere Beschaffenheit des Fundortes und der Urne konnte ich nichts Gewisses erforschen; doch da dieselbe der Grundobrigkeit Hrn. Grafen von Wallis abgegeben, sowohl von demselben, als von dem Petrowitzer H. Pfarrer P. Wotěra als eine heidnische Graburne anerkannt wurde, so ist zu erwarten: daß eine zweckmäßige Nachgrabung werde vorgenommen werden. Für alle Fälle ist schon diese Urne ein Beweis, daß zur heidnischen Vorzeit Menschen auf diesem Punkte unseres Vaterlandes gelebt, gewirkt haben, und was ich bereits bemerkte, daß nämlich ganze Urnen weit öfter da gefunden werden, wo sie einzeln verborgen liegen, als wo sich ganze Bestattungs- oder Opferplätze durch ihre äußere Form den Nachforschenden schon vor paar Jahrhunderten verrathen haben, bewährt sich auch an dieser Ssanowa'er Urne.

Dorf Libossin.

Einer derjenigen Orte, deren Bestand aus der heidnischen Vorzeit historisch nachgewiesen werden

kann, ist das heutige Dorf Libossin, Rakonitzer Kreises, südöstlich vom Schlosse Smečno, und dem anstossenden Städchen Muncifay gelegen. Eine Viertelstunde westlich von diesem Dorfe besteht ganz isolirt, und mitten in einer Fläche von beiläufig 100 Klafter Länge, 80 Breite, eine uralte S. Georgs-Kirche.

Diese Bergfläche wird an drei Seiten von einem bedeutend tiefen, schmalen Thal begränzt, nur an der Westseite hängt sie mit jener ausgedehnten Feld- und Waldflur zusammen, welche samint Smečna und Muncifay eine von allen Seiten abschüssige beträchtliche Bergfläche bildet. *)

Dafür ist auch das Terrain der St. Georgs-Kirche von der Seite dieser Verflächung mit 3fachen, über hundert Schritte von einander parallel laufenden, noch itzt deutlich wahrzunehmenden uralten Erd-Wällen, von den Thalseiten aber nur mit einem einfachen Wall umgeben gewesen.

Südlich von dieser so ernstlich verschanzten St. Georgs Kirche sind auf einem ganz isolirten Berge die restlichen Grundmauern einer ehemaligen gleichfalls mit Wällen und tiefen Gräben befestiget gewesenen Burg.

Es sagt uns unser älteste Chronist Cosmas (p. 11. edit. Dobrows.) daß die böhmische Herzogin Libussa eine mächtige Stadt, die sie nach ihrem Namen Libossin genannt hat, noch vor ihrer Vermählung mit Przemisl erbaut habe. Dieses Libossin ist nicht jene Burg Libic an der Elbe, welche der im vierzehnten Jahrhunderte lebende Pulkawa in seinem Chronicon p. 78. Mon. hist. Dobueri Tom. III. von der Libussa erbaut an-

*) Der Ortsname Smečna mag daher von smeknu, smeknuti, abwärts sich ziehen, abgeleitet seyn.

gibt, und welche als Hauptsitz der Familie Slawnik nach Angabe des Cosmas p. 58. beiläufig im J. 994 zerstört wurde; denn der weit ältere Geschichtschreiber Cosmas versetzte l. c. die von Libussa erbaute Burg Libossin an den, gegen das Dorf Ztibecno — das heutige, von Libossin 3 Stunden entfernte Zbečno —, sich erstreckenden Wald, dagegen p. 51. die Slawnikische Burg Libic an den Einfluß der Cydlina in die Elbe; auch nennt er erstere Libossin letztere Lubic, Libic; ein Beweis, daß Cosmas Libossin und Lubic in der Lage und im Namen sehr wohl von einander unterscheidet, und da er Libussa als Erbauerin von Libossin, nicht von Lubic nennt, so ist wohl gewiß, daß Pulkawa, Dubravius lib. I. cap. III., Aneas Sylvius cap. VI. Hajek ad Annum 710. Balbin Misec. Dec. I. (lib. VII. p. 14.) und selbst Dobner in seinem kommentirten Hajek ad An. 710, wenn sie Lubic an der Elbe als von Libussa erbaut, und als ihren Begräbnißort angeben, dagegen Libossin am zbečner Walde theils ganz mit Stillschweigen übergehen theils nicht für den vorzüglichsten Landsitz Libussens besonders für die Jagd anerkennen, von der wahren historischen Quelle abgewichen sind. Doch auch Cosmas schrieb seine Geschichte Böhmens erst mit Ende des zwölften Jahrhunderts, und somit könnten auch seine Nachrichten über die Ergebnisse im achten Jahrhunderte bezweifelt werden, besonders da er in seiner Vorrede gesteht, daß die mündlichen Uiberlieferungen die Hauptquelle der Geschichte seiner Vorzeit waren. Wie unvollständig und zum Theil unverläßig diese Quelle ist, wenn aus derselben die Geschichte eines Landes, eines bedeutenden Volkszweiges für mehrere Jahrhunderte geschöpft werden soll, unterliegt keinem Zweifel, und es bleibt nur so

viel gewiß, daß noch spätere Geschichtschreiber um so weniger Glauben verdienen, wenn sie ohne Angabe einer neu entdeckten Quelle sich erlauben, Ereignisse solcher Jahrhunderte anders zu erzählen als sie der diesen Zeiten weit näher stehende Cosmas anführt. Cosmas Angabe, daß Libussa das am zbečner Walde gelegene Libossin nach der damaligen Art und Weise gebaut habe, erhält aber durch meine daselbst im Monate Juni 1835 vorgenommenen Nachgrabungen in so ferne Bestätigung, daß ich daselbst Urnentrümmer, Asche, Kohlen, und selbst einige eiserne Beilagen ausgegraben habe, welche unstreitig der heidnischen Periode Böhmens angehören.

Nordwestlich von der St. Georgs Kirche nämlich sind noch Grundmauern, die aber nicht auf Kalk gebaut sind, und zwischen diesen, bedeutendere Vertiefungen zu sehen.

Ich ließ an der Außenseite dieser Mauern graben, und nachdem wir in eine Tiefe von 1 ½ Schuh kamen, entdeckten wir eine große Anzahl Urnenscherben, Kohlen, Asche, auch Knochen und Zähne von Schaf- und Rindvieh. Diese Funde erstreckten sich bis in eine Tiefe von drei Schuhen, wo sich der gewachsene Boden zeigte. Menschenknochen kamen nicht vor, aber die Urnen hatten deutliche Brandspuren. Diese Scherben lagen so verwirrt untereinander, daß man das Hineinlegen ganzer Geschirre nur dann voraussetzen kann, wenn man eine darauf erfolgte Durchwühlung dieser Plätze etwa bei Gelegenheit des später aufgeführten Mauerwerkes annimmt.

Alle vorgefundenen Urnentrümmer zeigen, daß die Gefäße höchstens eine Breite von 4 bis 5 Zoll und kaum eine gleiche Höhe, daß sie in der Mitte eine mäßige Ausbauchung, die obern Ränder nach außen überschlagen hatten, und henkellos waren.

Die Farbe ist durchaus dunkelgrau, die Dicke

der Masse $1/3$ Zoll, nur die Bodentheile sind stärker. Die Verzierungen sind höchst einfach, nämlich 3 bis 4 dünne Parallellinien, oder ein breiterer Streifen und darunter wellenförmige Linien. Diese Linien sind in der Mitte des Urnenbauches um die ganze Urne angebracht, die Masse ist reiner Thon ohne Körner, und sehr fest gebrannt. Sie haben wenig Glätte, und noch weniger den Glanz, der sich an andern Urnen als ein fester Anstrich einfindet. An einem 2zölligen Urnenscherben ist ein erhabener ziemlich zirkelförmiger Ring von 1 Zoll im Durchmesser, und in demselben vier erhabene Punkte in der Größe einer Erbse angebracht.

Unter diesen Scherben habe ich eine 4'' lange, am Kopfe $1/4$'' dicke, gegen das Ende in eine stumpfe Spitze zulaufende, gegen die Mitte etwas gebogene eiserne Nadel gefunden, welche sich von einem Nagel durch Glätte, feinere Masse, vollkommene Rundung, Länge, und auch dadurch unterscheidet, daß ein Nagel nach seiner Bestimmung einen Kopf haben müßte, der hier ganz fehlt.

Ich hielt dieses Eisen für eine Nadel zur Haarbefestigung, da die Form und Größe mit jener der in den heidnischen Grabstätten häufig vorkommenden messingenen oder broncenen Haarnadeln übereinstimmt. Daß die Libussiner von Eisen ist, mag auf eine spätere Zeit, oder auch darauf hindeuten, daß in Böhmen das Eisen frühzeitig im Gebrauche war. Ich fand ferner das 5'' lange, 1'' breite Bruchstück eines geraden, in eine gähe Spitze von beiden Seiten zulaufenden eisernen Messers, dann ein 3 $1/2$'' langes Eisen, welches in der Mitte rund, fast 1'' dick ist, dann auf der einen Seite sehr gäh bis zur Dünne von $1/4$'' abnimmt; dieses 1 $1/2$'' lange, dünne Ende ist in eine Art offenen Hackens umgebogen. Das andere Ende dieses sonderbaren Eisens

ist glatt geschlagen, 1" lang, 3" breit, und in gerader Richtung gegen den dicken Theil des Ganzen aufgestülzt, jedoch in der Art, daß in dem durch diese Aufstülpung sich bildenden Haken ein Ring sich ganz bequem einlegen läßt. Ich halte daher dieses Eisen für einen Theil einer ganzen Fiebel, wie sie in heidnischen Grabstätten aus Bronz oft gefunden werden. Endlich übergab mir der an der St. Georgs Kirche wohnende Todtengräber ein bereits früher auf seinem an der Mittagsseite der Kirche gelegenen Felde gefundenes Eisen welches ich umständlich beschreiben muß.

Das Ganze ist aus einem dünn gehämmerten Eisen 5 $1/2$" lang, der obere Theil bildet ein hohles Dreieck, der oberste Rand ist wellenförmig ausgeschnitten. In diese dreieckige hohle Oeffnung, deren größter Durchmesser 1" beträgt, wurde vermuthlich ein Holz eingesteckt, welches aber im Verhältniß zu diesem Eisen kaum 2' Länge haben konnte. Dieses oben wie gesagt, dreiseitige hohle Eisen verflächt sich in der Hälfte gegen das andere Ende zu, in eine blos zweiseitige Lanzenförmige Spitze. Offenbar bildete somit dieses Eisen eine Waffe, aber ich glaube, daß sie mehr für die Jagd als für den Angriff im Kriege bestimmt war.

Ich halte diesen in der Fläche der St. Georgs Kirche gelegenen Fundort, nach dem, was bisher ausgegraben wurde, keineswegs für einen heidnischen Begräbnißplatz; wohl aber beweisen die ausgegrabenen Urnentrümmer, die dabei befindlichen Kohlen, Asche und Thierknochen, daß Menschen in der heidnischen Periode daselbst gewirkt haben; und da die ehemalige Burg nicht auf dieser Bergfläche, sondern auf einer südlichen durch ein Thal getrennten Anhöhe war, so wäre ich geneigt, die verschanzte Bergfläche, in deren Mitte die St. Georgs Kirche sich dermal befindet, für einen religiösen Versamm-

lungsort unserer heidnischen Voreltern zu halten, an welchen die Thieropfer, religiöse Mahlzeiten begangen wurden, zu welchen Feuer und Geschirre nöthig waren, welche letztere nach dem Gebrauch zerschlagen, und sammt den Kohlen und Asche der Opferherde vergraben worden sind. Hieraus wird die Gleichförmigkeit, die Kleinheit, und Einfachheit der Geschirrtrümmer erklärbar, so wie der Bestand der christlichen Kirche die Muthmassung gestattet, daß hier die ersten Lehrer des Christenthums die bekehrten Heiden in den gewohnten Lokalitäten der heidnischen Gottesverehrung an den christlichen Gottesdienst gewöhnen, und das Heidenthum vergessen machen wollten. Daß Wälle und Gräben in den ältesten Zeiten nicht immer Burgen und Vesten, sondern auch die religiösen Versammlungsorte und oft auch die Begräbnißplätze der Heiden umgaben und schützten, wurde bereits angeführt, und selbst die christlichen Kirchen pflegten die ersten Christen mit Mauern und Gräben einzuschließen.

Ich bedaure, daß mir die Zeit nicht gestattete, meine Nachgrabungen auch an andern Punkten dieser Bergfläche, und insbesondere in der Umgegend der ehemaligen Burg fortzusetzen; doch dies mag andern Alterthumsfreunden vorbehalten bleiben, denen meine Funde das Alterthum dieses Ortes verbürgen. Vielleicht findet sich in dieser Umgegend noch einst das Grab Libussens.

In der St. Georgskirche werden den Alterthumsfreund 12 gut gemalte Bilder der h. Aposteln, auf dem Glockenthurme 2 Glocken aus der Werkstätte des Prager Glockengießers Bartholomäus vom J. 1504 und 1536 erfreuen, und er lasse es sich nicht gereuen, das nur eine Stunde südwestlich von Libossin gelegene Dorf Stochow, die daselbst innerhalb eines verwallten Raumes stehende tausend-

jährige Eiche, und auf dem Kirchthurme die vom Prager Meister Georg im J. 1499 gegossene, und eine andere Glocke zu besehen, welche zwar keine Jahreszahl, aber die Aufschrift hat: tento zwon slit gest ke ctj panu bohu k matce božie, k welssem (sic) Swatjm., und nach aller Wahrscheinlichkeit älter als die vorerwähnte ist.

Er besuche endlich das an Stochow fast angeschlossene Dorf Honic, dessen Name von hon — Jagd, honak — Treiber schon dahin deutet, daß unsere böhmischen Herzoge hier ihre Jagdlust befriedigten und Jagdburgen hatten.

Im Smečner Archive befindet sich eine vom König Wladislaw am Tag des h. Apostel Thomas im J. 1514 zu Ofen ausgefertigte Urkunde, in welcher der Kauf bestätiget wird, durch den die Brüder Johann, Georg, Heinrich, und Wolf von Martinic das Dorf Libossin von den Brüdern Albrecht und Wenzel Horressowec von Libossin erkauften.

Es ist bekannt, daß so viele Ortschaften Böhmens Benennungen führen, welche von dem Namen unserer böhmischen Herzogin Libussa abgeleitet zu seyn scheinen. Wir haben in Böhmen nebst dem itzt besprochenen Libossin, ein Libuss, Libussa, Libussowice, ferner unzählige Ortsnamen, welche den Wurzellaut Lib haben, z. B. Liben, Liboch, Libic, Libj, Libomisslic, Libochowic, Libun, Libunec u. s. w.

Es wäre zu gewagt, wenn man Libussa als die Gründerin aller dieser Orte voraussetzen möchte. Vielmehr läßt sich diese Erscheinung daraus erklären, daß mancher Wladik dem von ihm neu begründeten Dorfe seiner Herzogin zu Ehren einen, von dem ihrigen abgeleiteten Namen gab, und daß, da die Wurzel von allen diesen Ortsnamen Lib, ange-

nehm', gefällig — ist, ein hievon abgeleiteter Ortsname wegen der schönen Lage, oder wegen der Vorliebe für diesen Ort gewählt wurde.

Dorf Rinitz.

Bei Gelegenheit eines von den Bergbeamten der Herrschaft Radnitz zwischen den Dörfern Rinitz und Plana auf der Herrschaft Plaß, Pilsner Kreises vorgenommenen bergmännischen Schurfes, wurden in dem Felde des Rinitzer Bauers Zima, welches in der Feldflur nad zahradkama liegt, und na Brantech — auf dem Brand benannt ist, uralte rohe Urnenscherben, geschmolzenes, an der Oberfläche verschlacktes Metall, Beinwellen, ferner ein 3'' langes. fast eben so breites, jedoch in der Breite immer abnehmendes Eisenblech, welches das Bruchstück einer Lanze seyn mag, endlich eine künstlich abgeschliffene Kugel aus Kieselstein, 3'' im Durchmesser, nebst Kohlentrümmern und mit Erde vermischter Asche im Juni 1835 gefunden.

Von diesem Fundorte durch meinen Freund, den gelehrten H. W. Pauk, Herrschaft Radnitzer Bergmeister, benachrichtiget, besuchten wir ihn gemeinschaftlich am 23. August 1835. Auch wir fanden bei der vorgenommenen Nachgrabung mehrere dicke, höchst einfach gebildete Urnenscherben, Kohlen, Asche und gebrannten Thon.

Die Urnenscherben sind aus einem mit vielen Quarzsteinchen vermengten gelblichen Thon, ½'' dick gearbeitet, innerlich angerußt, ohne allen Verzierungen; nur einige haben unter den oberen Lappen einen Ring durch Eindrücke von Fingern, der einer Schnur hohler Perlen gleicht, und an dem Ober-

theil eines Urnentheiles besteht die Verzierung in einem Streifen, welcher aus senkrechten, vertieften paralellen Linien besteht. Ein Urnentheil ist äußerlich glatt, und hat den graphitartigen Anstrich. An der innern Wand der meisten Scherben ist ein Gemenge aus Erde und Asche angeklebt, welches in Säuren aufbrauset, somit auch Kalktheile enthält, die, da kein kalkhältiges Mineral in der ganzen Gegend vorkömmt, nur aus verbrannten Knochen sich gebildet haben können.

Ein Paar Obertheile von Urnen sind aus dem Kohlen-Sandstein, der in dieser Gegend, vorzüglich in den Wranowitzer Steinkohlenablagerungen häufig vorkömmt, mit dem Meißl oder einem andern Instrumente gebildet.

Die aufgefundenen Urnentrümmer lagen in einer Tiefe von kaum einem Schuh, zum Theil auch oberflächig auf dem Felde herum, dessen Unterlage ein mit feinem Sand gemengter, feuchter, an der Luft schnell trocknender gelber Lehm ist. Es scheint, daß, nachdem der zur Zeit des Heidenthums daselbst bestandene Wald in Feld verwandelt wurde, die gelockerte Erde bei der abhängigen Lage stark abgeschwemmt worden sey, und daß auf diese Art, dann auch durch das Ausroden der bestandenen Baumwurzeln und durch die Ebnung des Platzes die seichte Lage der Urnen und ihr geringzähliges Vorkommen erklärbar sey. Außer einigen Beinwellen waren keine thierische oder menschliche Knochen zu finden, und die aufgefundenen Urnenscherben paßten gar nicht zusammen. Doch kann man aus ihrer Form den Schluß ziehen, daß sie Theile von breitbauchigen, niedern Gefäßen sind; nur ein Trümmer zeiget an, daß er von einer langhalsigen Urne abstamme. Die Beinwellen gleichen in der Form, Inhalt und Größe ganz jenen, welche in Zwikowetz, Podmokl

und Hradisst gefunden wurden; nur kommen sie an den letztbenannten Orten häufiger vor.

Merkwürdig ist der zugleich vorgefundene, über 1 Pfund schwere Klumpen geschmolzenen, größtentheils verschlackten Metalls. Allem Ansehen nach ist er das Resultat einer Kupfer- oder Bronzschmelzung. Hr. Bergmeister Pauk wird es einer genauern Untersuchung unterziehen.

Wir fanden auch das Bruchstück einer Platte aus Quarzsandstein, welches künstlich abgeglättet ist; ferner eine Art gemeißelten Gesimses aus feinem Sandstein und ein fast kugelförmig gerundetes Geschiebe von 3″ im Durchmesser, aus einem harten und feinkörnigen Sandstein, welches auf diesem Plateau unmöglich sich gebildet hat, sondern von der Natur oder durch Kunst wo anders gebildet, hieher deponirt worden ist. Auch in Schlan, Zwikowetz, Podmokl, Hradisst fanden sich in den heidnischen Grabstätten solche gerundete Steine vergraben.

Nach der hier gewonnenen Ausbeute zu schließen, war hier einer der ältesten heidnischen Begräbnißplätze gemeiner Landbewohner. Die Dicke, die Rohheit des Thons, die Einfachheit der Form, verbunden mit der wahrscheinlichen Kleinheit der Urnen, der gänzliche Mangel an Knochen und die nicht bedeutende Ausdehnung des Fundortes berechtiget zu diesem Schluß.

Wenn man diesen Begräbnißplatz aus einem tiefern, oberhalb des linken Ufers der Mies gelegenen Standpunkt betrachtet, so bildet er eine zugerundete Anhöhe, eine Kuppe, die gleichweit zwischen den Dörfern Rinitz und Plana, jedoch mehr westlich als diese, gelegen ist. Von jedem dieser nur ¼ Stunde entfernten Dörfer sieht man ihn deutlich, und so wie jedes der beiden Dörfer kaum ¼ Stunde vom Flußufer entfernt ist, so ist von

letztern dieser Begräbnißplatz kaum ½ Stunde westlich entlegen.

Längs dieses Flußes eine halbe Stunde abwärts, liegt die Ruine der ehemaligen Burg Katzerow, und dem Dorfe Plana gegenüber sind noch die Spuren einer ehemaligen Burg am rechten Ufer der Mies zu sehen, welche im J. 1380 dem Heinrich von Elsterberg gehörig war, zu welcher in der Nähe flußaufwärts ein Lehnsmann gehörte, dessen urkundenmäßige Lehenspflicht für das kleine Lehngut Kolečka und für eine am Fluße gelegene Mühle war: in Abwesenheit des Burgherrn die Burg Plana zu bewachen und zu vertheidigen. Dieses Lehengut gehört heut zu Tage zur Herrschaft Radnitz; die Ruine Plana, die Burg Katzerow aber mit den Dörfern Plana, Rinitz, Kostelez u. s. w. war einst das Eigenthum der ansehnlichen Familie der Griesbecke, später des Zisterzienserstiftes Plaß — heute Sr. Durchlaucht des Herrn Fürsten Metternich, k. k. österreichischen Staats- und Konferenzministers.

Dieser unwiderlegbar aus den Ausgrabungen heidnischer Vorzeit hervorgehende wiederholte Beweis, daß schon in der vorhistorischen Zeit dicht am linken Ufer der Mies Menschen gelebt haben, daß an dem rechten Fluß-Ufer zu Zwikowetz, Podmokl, Hradisst, Teikow, so nahe an einander zur Zeit des Heidenthums Wohnsitze waren, dann die an beiden Ufern sich aneinander dicht reihenden Ruinen ehemaliger fester Burgen dürfte es wahrscheinlich machen, daß der Fluß Myza, Mies (Mže) einst der Gränzfluß zwischen dem mächtigen Saazer und Prager Herzogthume war. Die Eigenheiten, durch welche sich das Landvolk der ausgedehnten Herrschaft Plaß im Sprachdialekte, in der Kleidung, Sitten und Körperbau von den Bewohnern des

rechten Ufers der Mies auffallend unterscheiden, dürfte in dieser uralten Absonderung zweier verschiedener slawischer Volksstämme gegründet seyn.

In dieser Beziehung verdient der Majestätsbrief Kaiser Heinrich III. v. J. 1086, über die Begränzung des Prager Bisthums, welchen uns Balbin in Misc. dec. I. lib. VI. p. 11 mitgetheilt hat, noch mehr aber das, was uns über die Begränzung des Meißner Bisthums in den Zeiten K. Heinrich und Otto I. Petrus Albinus in seiner Meißner Land- und Bergchronik S. 435 u. s. w. mittheilt, und mit einer idealen Charte, S. 430, begleitet, eine kritische Beleuchtung, und die in beiden Urkunden vorkommenden veralteten, itzt nicht allgemein verständlichen Orts- und Gaunamen eine Aufklärung. Die Landcharte, welche G. Dobner seinem 2. Th. des kommentirten Hajek über die Wohnsitze der uralten slawischen Volksstämme verdienstvollst beigefügt hat, wird — zwar nicht alles, aber vieles bei dieser Arbeit erleichtern.

Insbesondere möge derjenige, welcher sich dieser verdienstlichen Arbeit unterzieht, sich bestreben, die Lage und Beschaffenheit des nach aller Wahrscheinlichkeit unser heutiges Egerland selbst, oder dessen westlich- und südliches Gränzland bildenden Landes, dugost, lugast, und der ecclesia Nisicensis oder Nisenis, Nisaka aufzuklären. Letztere muß südlich von Meißen gewesen seyn. Der böhmische Herzog und nachmalige König Wratislaw gab seinem Tochtermanne Wiprecht von Groitsch — als töchterliche Mitgift Nisin und Budißin im J. 1080. Unter dem pagus Nisenus, das heutige Neisse in Schlesien zu verstehen, ist schon aus der Ursache nicht gedenkbar, weil aus Urkunden gewiß ist, daß Prachotina zetla — Brisnic, Kotzenbrod und der Bach Bistritz in

ecclesia Nisicensi gelegen waren, diese Ortsnamen aber das heutige Zetlic, Bresnic, Katzengrün nach dem Wortlaute bedeuten mögen, welche, so wie der durch Schlackenwerth fließende Bach Bistric, im Ellbogner Kreise in Böhmen sich befinden.

Auch die Gränz-Urkunde, mittelst welcher das Meißner Bisthum von Böhmen im Jahre 1213 abgegränzt wurde, und welche uns in den 3 ersten Heften des Lausitzischen Magazins vom J. 1834 mit höchst interessanten Bemerkungen eines Worbs und Schifners geliefert wurde, ist eine sehr wichtige Quelle, aus welcher Schlüsse für eine noch frühere Zeitperiode gefolgert werden können.

Dorf Zbečno.

Das am linken Ufer der Mies gelegene, zur Herrschaft Pürglitz gehörige Dorf Zbečno ist ein der ältesten Geschichte Böhmens bereits bekannter Ort. Schon Cosmas erzählt, daß Kroks Burg in dem an dem Dorfe ztibene, ztecne, gelegenen Walde bestand*). Wollte man auch zugeben, daß unter dem Cosmasschen Dorfnamen ztibene, ztecne, nicht das heutige zbečno, sondern das unfern der ehemaligen Burg Kroks — dem heutigen Krakowec, Krokowec, Rothschloß, befindliche Dorf Steben, Stebno, zu verstehen sey, so muß man doch unter dem S. 11 bei Cosmas vorkommenden ztibecno, in dessen Nähe Libussa ihr Libossin erbaute, das heutige zbečno sowohl nach dem Wortlaut, als auch nach der geographischen Lage, in welcher Libossin gegen zbečno heutiges Tages sich befindet, verstehen; Cosmas nennt ferner S.

*) S. 9. edit. Dobrowsk.

69 beim Jahre 999 das Gebiet Stebecna, und S. 273 beim J. 1124 die villa Stbecna, in welcher der böhmische Herzog Wladislaw die Weihnachtsfeiertage zugebracht hat.

In der Umgegend solcher zur heidnischen Vorzeit bestandener Ortschaften lassen sich mit aller Wahrscheinlichkeit auch unterirdische Uiberreste des heidnischen Gottesdienstes und der heidnischen Vorzeit überhaupt vermuthen, und da Berufsgeschäfte den Zwikowetzer Pfarrer H. Wenzel Krolmus im Monate November 1834 nach Zbečno riefen, ersuchte ich ihn, Nachforschungen darüber einzuleiten; die Resultate derselben sind folgende:

Oestlich von Zbečno befindet sich ein wasserreicher, uralter Brunnen; die ihn umgebende Flur aus Gärtchen der Dorfinsassen bestehend, heißt: w'uličkách — in den Gässen — woraus sich schließen läßt, daß einst Zbečno bedeutender, ausgedehnter war, als itzt. Die Anhöhe oberhalb dieses Brunnens heißt Wyhob, welcher Name durch die bei den Slawen übliche Buchstabenversetzung aus dem Worte Wohyb — Ohyb — die Biegung — Wendung, vermuthlich die Wendung der alten Strasse gegen Prag — entstanden seyn mag. Oberhalb dieses Wyhob immer mehr östlich von Zbečno steht an einer Erhöhung gegenwärtig ein Kreuz, in dessen Umgegend in einer Tiefe von 3′ Kohlen, Bruchstücke, von unglasirten, bis 1/2″ dicken, ganz unverzierten Geschirren, welche unverkennbar der heidnischen Vorzeit angehören, nebst hartgebrannten Thonklumpen verschiedener Größe gefunden wurden. Auch waren daselbst Theile von Urnen, deren Boden einen Durchmesser von 6″ bis 9″ hatten; erstere hatten äusserlich den bekannten schwarzen glänzenden Anstrich, innerlich aber die gelbliche Thonfarbe. Ein anderes Bruchstück gehört einer nur 1 1/2″ hohen,

flachen Schale, deren obere Oeffnung blos 5″ im Durchmesser hatte; sie hat einen weißlichen Anstrich ohne Glanz, und mag eine Opferschaale gewesen seyn. Diese bisherigen Resultate charakterisiren den Ort als einen heidnisch-religiösen Opferplatz. Selbst das auf diesem Platz bestehende christliche Kreuz bestätiget diese Muthmassung, indem bereits öfter bemerkt wurde, daß die ersten Verbreiter des Christenthumes an den heidnischen, von den Bekehrten aus angewohnter Anhänglichkeit häufig besuchten Opferplätzen Gegenstände des christlichen Kultus aufgerichtet haben, welche aus dieser Zeit durch wiederholte Erneuerung bis auf unsere Zeit erhalten wurden. Die weiteren beabsichtigten Nachgrabungen werden entscheiden, ob sich an diesen nicht auch eine heidnische Begräbnißstätte anschliesse, was höchst wahrscheinlich ist, da unsere heidnischen Vorfahren in der Umgegend der, der Gottesverehrung gewidmeten Plätze auch die Asche der Verbrannten, oder die Leichen der Ihrigen beisetzten.

Dorf Groß-Augezd.

Auch das Dorf Großaugezd, 1½ Stunde südlich von der Stadt Rakonitz, und eben so weit nördlich vom Fluße Mies ist nicht ohne Spuren aus der heidnischen Vorzeit, welche weiter zu verfolgen, bisher nicht möglich war. Dieser Ort liegt nur eine halbe Stunde von der Ruine Krakow, die an der Stelle der ehemaligen Burg des Krok erbaut seyn soll.

Südlich von Groß-Augezd ist eine Anhöhe, welche Homole — Mohyla — benannt wird. Gegenwärtig sind auf dieser Anhöhe geackerte Felder;

durch diese Kultur mag ihre alte äußere Form verändert worden seyn. Auf diesen Feldern werden kleine Urnentrümmer häufig gefunden, unter welchen sich besonders einige dadurch auszeichnen, daß sie ganz flach, auf einer Seite rauh, auf der glatten Seite mit 3‴ dicken, 2″ von einander abstehenden Löchern versehen sind. Einige dieser Löcher durchdringen den 1/4″ dicken, gelblichen, aus einer sehr reinen, harten, stark ausgebrannten Masse bestehenden glanzlosen Scherben. Einer von den 3 Scherben, die ich besitze, hat an beiden Seiten solche Löcher, jedoch zeigen sich an keinem Spuren von Rauch oder Brand. Die Form, welche das Gefäß gehabt haben mag, läßt sich aus diesen Trümmern eben so wenig, als dessen Bestimmung errathen. Ich habe allen Grund, zu hoffen, daß eine Nachgrabung an diesem Orte nicht unbelohnt bleiben werde; es berechtigen aber schon diese wenigen Spuren, Großaugezd unter jene Orte Böhmens zu zählen, die in der Zeit des Heidenthums bewohnt waren. Dieses Großaugezd hat auch den Namen Panassow-Augezd. Panoss heißt Armiger, Waffenträger, oder eigentlich Krieger; Panassow-Augezd heißt also das Augezd der Krieger oder Soldaten. Wenn Krok in Krakow seine Burg hatte, so mögen in dem nahen Panassow-Augezd seine ihn beschützenden Wehrmänner, seine Leibgarde in den ihnen geschenkten Höfen (villae) gewohnt haben.

Kirche Mukarow.

Von dem ehemals im Kaurimer Kreise bestandenen Dorfe Mukarow ist nur noch die, unfern des an der Kaurimer Kunststraße gelegenen Wirths-

hauses Buda gelegene, zur Herrschaft Schwarzkosteletz gehörige, alte Kirche übrig, an welche die Wohnung des zum Schluße des achtzehnten Jahrhundertes daselbst dotirten Seelsorgers, die Schule, und paar neu angesiedelte Häuslerwohnungen angebaut sind.

Südlich und westlich von der Kirche ist noch die ausgedehnte Unebene, welche durch die im dreißigjährigen Kriege eingetretene Zerstörung des Dorfes entstanden seyn mag. Aus den Hügeln dieser Unebene habe ich im Sommer 1834 ohne viele Mühe Ofenkacheln ausgegraben, welche in der Kunst den in Zwikowetz ausgegrabenen gleich kommen. Sie bilden Quadrate von 7″, sind im rothen unglasirten gebrannten Thon aus Formen abgedrückt. Der eine Kachel stellt auf einem prächtig geschmückten Pferde einen Reiter, mit einer königlichen oder herzoglichen Krone vor, welcher mit der linken Hand seinen Mantel faltend, ausbreitet. Ein anderer Kachel stellt ein Wappen vor, in welchem im Vordergrunde gewürfelte Stadtmauern mit einem geöffneten Thore in der Mitte, oberhalb drei Thürme vorkommen, auf deren mittleren eine Figur aus einem musikalischen Instrumente bläst.

Unter diesen häufig vorkommenden verschiedenartigsten Kacheln findet man auch Scherben von sehr alten unglasirten, unverzierten, dickmassigen, röthlichen Geschirren. Es ist aus den bildlichen Darstellungen der Kacheln von selbst einleuchtend, daß sie nicht aus der heidnischen Zeit abstammen, sondern Bruchstücke jener Zimmeröfen sind, welche bei der Zerstörung des Ortes Mukakow zertrümmert worden sind. Allein die Urnenscherben gehören einer weit früheren Zeit an, nur befinden sie sich nicht mehr in der Lage, in welcher sie ursprünglich beigesetzt worden sind. Die gewaltsame Zerstörung des

Ortes, die Nachgrabungen, welche die Begierde nach Geld in zerstörten Ortschaften unternimmt, haben sie aus ihrer ursprünglichen Lage verschoben, und mit den Ruinen späterer Jahrhunderte vermischt.

Die schön gebildeten Kacheln, das aufgefundene Wappenbild geben der Vermuthung Raum, daß Mukakow zur Zeit der Zerstörung nicht von ganz gemeinen Landleuten bewohnt, vielleicht zu den Städten Böhmens gezählt war.

Wald Berna bei Kopidlno.

Zwischen Kopidlno und Dimokur Bidschower Kreises, in dem kleinen Walde Berna, wurden bei Gelegenheit, daß die nach Podiebrad führende Kunststrasse gebaut, zu diesem Ende über 200jährige Eichen ausgerodet, und an beiden Seiten der Strasse 3′ tiefe Gräben gegraben wurden, im Monate Juni 1834 in der Richtung von S. O. gegen N. W., in welcher auch die neue Strasse gebaut ist, bei fünfzig Leichen, jede 3′ von der andern entfernt, mit dem Gesichte gegen S. O. gewendet ausgegraben; die meisten dieser Leichen waren ursprünglich in besondern Särgen welche aus ausgehöhlten Eichenstämmen bestanden, von welchen aber dermal nur vermoderte Uiberreste übrig waren.

Einige Leichen hatten keine Särge, dagegen war ein solches Grab oben mit Schiefersteinen, welche in der Umgegend gebrochen werden, 2′ hoch bedeckt. Das Grab selbst war gleichfalls 2′ hoch. Sowohl rechts als links von der Leichenreihe fand man in einer Parallellinie abermals Reihen von Leichen, welche dicht an einander lagen, aber nicht

bis an das Ende der mittleren Leichenreihe reichten. Es scheint daher dieser Begräbnißort früher verlassen worden zu seyn, als der für selben bestimmte Platz mit Leichen ausgefüllt war. An den Füssen der meisten Leichen lagen messingene Ringe unverrostet; einer von diesen, welchen Se. Exzellenz Hr. Kaspar Graf Sternberg besitzen, ist stark vergoldet. Der innere Durchmesser dieser Ringe ist bald $1/_3$, bald $1/_2$, bald $3/_4$''. Die Dicke beträgt $1/_{16}$ bis $1/_8$.''

Jeder derselben ist mittelst des an einem Ende angebrachten eingebogenen Häkchens zum Schließen, und darum mögen auch diese Ringe nicht die Bestimmung gehabt haben, am Finger getragen zu werden, sondern zur Zusammenhaltung von Kleidern, Haaren u. s. w. als Hefte gedient haben.

Die meisten dieser Ringe sind ganz glatt gearbeitet, nur wenige haben eine einfache Verzierung. Der vergoldete Ring scheint die Gestalt einer geschuppten Schlange zu haben. Die Hände waren bei jeder Leiche längs des Leibes gerade ausgestreckt, die Lage des ganzen Körpers war unverrückt; nur der Schädel war etwas seitwärts gesenkt. Die Länge dieser Skelette betrug 5' 6'', bei einigen sogar 6' 4.'' Der Boden dieser Grabstätten ist ein weißlicher Letten, an welchem aber die Reste der vermoderten Eichenklötze fest anklebten, so daß man die Gewißheit von vorhanden gewesenen Särgen in der Form ausgehöhlter starker Eichenklötze hat. Es versteht sich von selbst, daß von diesen Leichen nur die Knochen übrig waren, durch welche hie und da Bäume ihre feinern Wurzeln bereits getrieben haben.

Ich verdanke die Nachricht über diesen Leichenacker dem verdienstvollen Mitgliede unserer Gesellschaft der Wissenschaften, Hr. Franz Wacek, Vicair und Dechant in Kopidlno, welcher sie

nebst den nöthigen Zeichnungen im August 1834 eingesendet hat. Ich stimme der von diesem Herrn Referenten ausgesprochenen Meinung bei, daß diese Leichen der vorchristlichen Zeit angehören, da sie gar keine auf das Christenthum Bezug habende Beilage mit sich führen. Höchstens könnte man zugeben, daß es Leichen aus der ersten Periode des eingeführten Christenthums sind, da es bekannt ist, daß selbst die zum Christenthum bekehrten Böhmen nur allmählig, und durch die strengsten Verbote von dem Gebrauche abzubringen waren, ihre Verstorbenen in Wäldern zu bestatten. Daß man hier so wie in Lochowitz Horin, Gezowitz, und an andern Orten unverbrannte Leichen findet, beweiset, daß auch bei den heidnischen Böhmen neben dem Verbrennen, das Begraben der Leichen üblich war, und es möge das Begraben vorzüglich in der Zeit allgemeiner geworden seyn, wo die Bestattung der Todten außer den Kirchhöfen in ungeweihten Wäldern von den böhmischen christlichen Herzogen schwer verpönnt war.

Das Vorfinden der eichenen Särge wiewohl in der rohesten Form ausgehöhlter Eichenstämme, der gänzliche Mangel an Grabgeschirren, beweiset gleichfalls, daß diese Beerdigungen der jüngsten heidnischen, oder vielmehr jener Zeitperiode angehören, wo bereits das Christenthum mit dem Heidenthum in Böhmen kämpfte.

Dorf Hollessowitz bei Prag.

Als im Jahre 1832 Hr. Dormitzer in dem Dorfe Hollessowitz am linken Ufer der Moldau in einer fruchtbaren Fläche, eine halbe Stunde von Prag entfernt, die Gründe zu dem dermal beste-

henden großen Fabriksgebäude graben ließ, wurde eine vollkommen erhaltene 6" hohe, 3" am Boden, 4" an der obern Oeffnung breite, von außen röthliche, von innen schwärzliche Urne ausgegraben, welche gar keine Verzierungen, am Boden aber zwei sich durchschneidende Linien, und rund um diese eine Kreislinie hatte. Ich konnte nicht erforschen, ob nebstbei nicht auch mehrere Urnenscherben, Asche und Knochen aus der Tiefe ausgegraben wurden.

Weingarten Panenska bei Prag.

Vor dem Reichs- oder Strahöfer Thor Prags, und zwar in dem rechts von der nach St. Margareth führenden Kunststrasse befindlichen Thale, ist der landtäfliche Weingarten Panenska, und die dazu gehörigen mit N. C. 35 und 36 bezeichneten Wohn- und Wirthschaftsgebäude gelegen. Diese Realität gehörte bis zu der am 20. März 1782 erfolgten Aufhebung, dem bereits im J. 967 unter dem böhmischen Herzog Boleslaw II. für Nonnen des Benediktiner Ordens gestifteten St. Georgs Kloster in Prag, woher er auch den Namen Panenska hat.

Der itzige Besitzer, Hr. Bachofen von Echt, unternahm im Frühjahre 1835 eine bedeutende Abgrabung an der Nordseite dieses Gartens, welche eine gegen Mittag gewendete Anhöhe bildet. Bei dieser Abgrabung wurden, wie ich mich persönlich überzeugte, mehrere menschliche Knochenskelette gefunden, welche mit dem Gesichte gegen Aufgang gekehrt, in mäßigen Zwischenräumen von 2 Schuh in gerader Richtung ausgestreckt lagen, ohne daß sich eine Spur von Särgen gezeigt hätte. Wohl

aber fand man diese Skelette vorzüglich an der Kopfseite von aufgeschlichteten Steinen umgeben.

Zwischen den Füssen eines Skeletts lag jenes eines etwa 3′ langen Kindes.

Die menschlichen Gebeine hatten nichts von den Attributen, welche verstorbenen Christen beigegeben zu werden pflegen. Dagegen fand man mehrere durchgeöhrlte, runde, ½″ dicke Bernsteinperlen und 3″ im Durchmesser haltende, mit dem edlen grünen Rost überzogene, bronzene Ringe, welche aber nicht ganz geschlossen sind, sondern, wie man sie in den heidnischen Gräbern häufig findet, aus einem runden, zirkelförmig eng zusammengebogenen, starken Drath bestehen, daher die Bestimmung hatten Kleiderfalten, Haare u. s. w. beisammen zu halten. Es waren nur wenige Urnenscherben dabei, dagegen aber hatten mehrere daselbst vorfindige kleinere Sandsteine eine künstliche Form; insbesondere fand ich einen Stein, der die Form und Größe einer Kaiserbirne, und an der Stelle des Stengels eine kleine Oeffnung hatte. Verschiedene Thierknochen, Pferdschädel, Schweinsrüssel lagen zwischen den Menschenskeleten. Auf einem andern Platz fand man viele Kohlen, welche es wahrscheinlich machen, daß hier für den zur Erde Bestatteten Thiere, und nach den Knochenresten zu urtheilen, auch Pferde geopfert wurden.

Aus der Beschaffenheit der vorgefundenen Attribute von Bernstein, Bronze und Stein folgt, daß diese Grabstätten einer sehr frühen, heidnischen Periode angehören, daß, nachdem so viele Pferdeknochen vorkommen, die hier Bestatteten keine gemeine Leute waren.

Das Vorfinden dieser unverbrannten Leichen beweiset abermals, daß in Böhmen neben dem Verbrennen auch das Begraben der Verstorbenen üblich war.

Dieser und der vorgenannte Hollessowitzer Fund beweisen, daß das heutige Prag schon in der heidnischen Vorzeit schon lange bewohnt war. Da in diesen Gräbern keine Spur von Eisen zu finden ist, so ist es zulässig, sie der Periode Libussens, in welcher schon Ackerbau, der ohne Eisen wohl kaum in Böhmen betrieben werden konnte, war, vorzusetzen. Diese Ausgrabung, verbunden mit den Ptolomäischen Nachrichten zeigt, daß es keine historische Ungereimtheit sey, das Bubienum und Marobudum der römischen Geschichtschreiber in die nächste Umgegend Prags, wenn nicht gar nach Prag selbst, zu versetzen.

In diesem Garten Panenska sind noch mehrere Grabförmige größere und kleinere Hügel, deren nähere Untersuchung ich mir für die Zukunft vorbehalte, da ihre Form und das bisher hier Ausgegrabene viele Hoffnung gibt, noch mehrere heidnische Alterthümer zu finden.

In der Hauptstadt Prag habe ich die so häufig vorkommenden Grund-Grabungen für Gebäude und Kanäle immer sorgfältig beobachtet. Sehr oft wird in der Tiefe von 3 bis 4′ noch eine Pflasterung, Mauern, und oft in einer noch bedeutendern Tiefe die beste schwarze Gartenerde, welche doch kaum ursprünglich da gelegen seyn kann, auch einzelne Menschen, und Thierknochen gefunden; aber noch nie beobachtete ich bei diesen Grabungen Spuren heidnischer Grabstätten, Urnen, Asche, Kohlen, oder angehäufte Menschenknochen.

Ich erkläre mir die Sache dadurch, daß Prag, das ist die heutige Altstadt und die Kleinseite, bis zur Ausrottung des Heidenthums kleiner als itzt war, dann in der christlichen Periode erweitert, und erst im vierzehnten Jahrhunderte mit der ausgedehnten Neustadt vergrößert wurde. Bei diesen Erweiterungen, bei den hiebei eingetretenen, mehrmals

abgeänderten Bauführungen mußten die, gewöhnlich außer, jedoch immer nahe der Ortschaft selbst, gegen Aufgang gewählten heidnischen Opfer und Begräbnißplätze zerstört, oder durch neue Bauten so unkenntlich und unzugänglich gemacht werden, daß man itzt keine Spuren derselben sieht. Um so willkommener war es mir im Sommer 1835 in dem Hause Nr. Kons. 800 auf dem Roßmarkte, als daselbst des Baues wegen eine über 8′ reichende Grundgrabung vorgenommen wurde, das Bruchstück einer der heidnischen Vorzeit angehörigen Urne zu finden. Sie ist aus schwärzlichem Thon, 1″ dick, so roh gearbeitet, daß sie von außen weder geglättet und kaum auf der Drehscheibe gearbeitet ist.

Der Boden derselben mißt 8″ im Durchmesser, die Richtung der Wände zeigt auf eine bedeutende Ausbauchung; die Höhe und die Beschaffenheit des Obertheiles läßt sich aus meinem Bruchstück nicht errathen; doch ist es gewiß, daß sie bedeutend groß war. Das Massive in der Masse, der Mangel an aller Verzierung läßt auf ein hohes Alter schließen.

Dorf Hlißow.

Auf der Gräflich Chotekischen Herrschaft **Neuhof**, in dem, eine Stunde nördlich von der Bergstadt **Kuttenberg** im Czaslauer Kreise gelegenen Dorfe **Hlißow**, wurden im April 1835 die Gründe zur Erweiterung des Kühstalles im obrigkeitlichen Maierhofe gegraben, und in einer bedeutenden, mir nicht näher bekannten Tiefe, lagen viele Scherben, kleine verbrannte Knochen, Asche, unter welchen auch einige kleine Urnen vollkommen erhalten, erschürft wurden. Diese letztern sind 3″ hoch, 3″ breit, sie

haben eine bedeutende Ausbauchung, sind grau ohne Anstrich und Glanz, die Wände sind mit triangular Zeichnungen verziert.

Auch blos 2″ hohe Urnen fand man da; der bisherige Fund wurde von dem Gräflichen Besitzer in das vaterländische Museum abgegeben, und ich habe die Hoffnung nähere Nachrichten über die hier fortzusetzenden Nachgrabungen zu erhalten. T. XXXIII. f. 3. 4. 5. liefert die Abbildung dreier kleiner, mit Asche und gebrannten Knochen gefüllter Urnen. Für alle Fälle beweist schon die bisherige Ausbeute, daß hier unsere heidnischen Voreltern gelebt, gewirkt haben, da die ausgegrabenen Geschirre der heidnischen Vorzeit angehören.

Stadt Mšeno.

Südöstlich von dem im Bunzlauer Kreise gelegenen, zur Herrschaft Lobes gehörigen Städtchen Mšeno liegt in der Ebene ein nicht bedeutend hoher Hügel, welcher dermal in der Umgegend na šibenci, oder na šibenicnem wrchu — Galgenhügel — genannt wird, weil in den mittleren Jahrhunderten daselbst das Hochgericht gewesen war.

Dieser Hügel wurde vor einigen Jahren zum Theil abgegraben, um den Schotter desselben zu Wegverbesserungen zu verwenden, und bei dieser Abgrabung wurden eine Menge thönener Scherben gefunden, welche unbeachtet als Wegschotter dienen mußten.

Indem der Hr. Pfarrer Krolmus in Zwikowetz von einem Mšener Bürger dieses Ergebniß erfahren hatte, veranstaltete derselbe, daß da-

selbst nachgegraben, und die Resultate ihm zugesendet wurden. Die überkommenen Scherben sind nach der Form, Dicke der Masse und Verzierung Theile von Gefäßen aus der heidnischen Vorzeit, und da sie die deutlichsten Brandspuren haben, auch die sogenannte Peinwalle sich vorgefunden hat, so unterwaltet kein Zweifel, daß hier eine heidnische Brandstätte für den Opferdienst, oder für die Verbrennung der Todten bestanden habe. Die Urnen sind meistens von braunrother, einige von gelblicher Farbe aus reinem, an der Oberfläche vollkommen geglättetem Thon gearbeitet. Die Dicke der Masse beträgt $1/4''$. Aus einem Obertheil einer innerlich stark angerußten Urne zeigte sich, daß sie weitbauchig war, daß die obere Oeffnung nur $3\,1/2''$ im Durchmesser hatte. Der Rand ist gerade aufstehend, ohne nach auswärts gewendet zu seyn, mit gar nichts verziert, nur in der Masse doppelt so dick, als der übrige Körper. Der untere Theil einer blaßrothen Urne läßt voraussetzen einen Boden, der $10''$ im Durchmesser hat. Wenn gleich die Weite des Bauches und die Höhe der Urne aus dem letzteren Bruchstücke nicht zu erforschen war, so sieht man doch aus der Größe des Bodens; daß sie zu den großen Urnen gehörte. Dieser Untertheil ist in einem glatten Zwischenraum von $3/4''$, mit zwei halbzoll breiten Streifen verziert, welche aus schief liegenden blätterartigen Eindrücken gebildet sind. Jedes solche Blatt hat sieben wagrechte, erhabene Rippen, welche, da sie in jedem Blatte ganz gleich sind, mittelst Eindrückung einer und derselben Form gemacht seyn mögen. Ob diese Streifen sich über die ganze Höhe der Urne verbreiteten, kann man aus dem Bruchstücke nicht erkennen. Übrigens hat dieser Urnentheil gar keine Brandspuren. Andere gelblichte Urnentheile haben doppelte, $2''$ von ein-

ander entfernte, 1'' breite, $\frac{1}{4}$'' erhabene Streifen, in welche ungleiche Vertiefungen neben einander, wie mit einem Finger eingedrückt sind. Diese Streifen mögen die Urnen horizontal unterhalb des Randes umgeben haben.

Unter den vielen kleinern fand sich hier eine durch Größe, Glätte und Weiße ganz besonders ausgezeichnete sogenannte Beinwelle. Sie ist $4\frac{1}{2}$'' lang, in der Mitte 2'' breit, gegen beide Ende spitzig und etwas einwärts gebogen, wiegt 13 Loth. Diese T. VI. f. 6. abgebildete, und die bei Teitowitz häufig vorfindigen, der Mssener äußerlich sehr ähnlichen Beinwellen gehören zu den größten und schönsten, welche mir vorgekommen sind.

Ich werde später über dieses wunderbare, bisher kaum befriedigend erklärte Gebilde, welches die Mineralogen Kalktuf, und ich nach Petrus Albinus Beinwelle nenne, aus dem Standpunkt der Alterthumsforschung umständlicher handeln.

Daß Mssen o und dessen Umgegend von Slawen ursprünglich bewohnt wurde, daß dieser heidnische Begräbniß- oder Opferplatz den Slawen angehöre, beweisen mitunter auch sämmtliche Ortsnamen der nächsten Umgebung, welche rein und unverkennbar slawischen Ursprungs sind. Mssen o selbst, unweit eines zum Theil mit Felsen reichlich bespickten Waldes gelegen, führt seinen Namen von Mech — Moos. Hoiaussta und Chorüssice sind von Kor, Gor, Hor — ein Berg, Sedletz von Usedlost — Ansäßigkeit, Skramaus von Chram — ein Tempel, oder Chramosta — ein Geräusch, — beide Wurzeln können mit der nahen Begräbnißstätte in Verbindung stehen. Es ist nicht zu übersehen, daß bei Hokin, nahe dem dort entdeckten, später von mir angeführten Begräbnißplatze Zelim, ein Dorf, gleichfalls den Namen

Chramosko führe. Die Namen Nebuzel und Kanina, welche zwei südlich, an Mšeno nahe gelegene Dörfer führen, sind, und zwar ersterer von žel — Leid, letzterer von Kanauti — träufeln, thränen, abgeleitet. Diese Namen der nächsten Umgebung von Mšeno deuten offenbar auf einen Opfer- und Begräbnißplatz, wo das Feuer die Opfer und Leichen verzehrte, und über das Dahinscheiden theurer Angehörigen Leid empfunden und Thränen vergossen wurden.

Krottau.

Zu Krottau, einem am Fluße Neiße an der äußersten der Oberlausitz anliegenden Gränze Böhmens gelegenen Städtchen, wurden im Frühjahre 1828 bei der Grundgrabung für den Wiederaufbau einiger abgebrannter Häuser mehrere Todtenurnen gefunden, deren eine nach dem Bericht des H. Diakonus Pessek *) in Zittau, in ihrer schlanken Form sich der Gestalt etrurischen Vasen nähert. Sie ist von feinem weißen Thon, der Boden hat 5″ Durchmesser. Die Urnen enthielten Asche, doch will man neben ihnen größere Gebeine gefunden haben. Ein bronzenes Beil — vermuthlich ein sogenannter Streitmeißl — mit starkem Rost überzogen, ein alt geformtes Hufeisen — letzteres mag wohl in einer spätern Periode dahin gekommen seyn, — hat man dabei gleichfalls ausgegraben. Schade, daß diese Funde in das vaterländische Museum mit einer genauen Beschreibung des Fundortes nicht eingesendet worden sind.

*) S. neues Lausitz. Magaz. 7. B. 4. Heft. S. 574.

Thal, und die Dächer des am Fuße des Berges gegen Ost beginnenden Städtchens Wsserau, Wsserow, Wsserub, dessen Name von ryti, ruti, graben, oder rubiti, hauen, hacken, abgeleitet seyn mag. Die Form dieses Berges, seine nahe Lage an einem Städtchen, dessen ächt slawischer Name ein hohes Alterthum verräth, die vorhandene Kapelle, erregte in mir die Muthmassung, daselbst Spuren aus den Zeiten des Heidenthums zu finden. Ich bestieg ihn am 16. und 18. April 1835, von Kuniowic aus.

Seit dem J. 1787 besteht auf dem nördlichen Bergtheil der christliche Leichenhof, beinahe ringsum die Kapelle. Schon auf den frischen Grabhügeln, besonders an der Nordwestseite der Kapelle, fand ich Urnenscherben, menschliche und thierische Knochenreste, die nach dem Grad ihrer Verwesung ein weit höheres Alter als der Bestand des itzigen christlichen Leichenhofes haben. Der Todtengräber, den ich gerade mit der Verfertigung eines Grabes beschäftiget fand, bestätigte, daß er bei seinem Geschäft an der Nord- und Nordostseite, aber nicht an der Ostseite der Kapelle derlei größere und kleinere Scherben, Kohlen, Thier- und Menschenknochen, große Nägel, Hufeisen, Spitzen und andere Sachen von Eisen häufig finde; da die Ost- und Südseite von felsiger Beschaffenheit ist, so ist es erklärbar, warum die heidnischen Vorfahren von ihrem Grundsatz, an der Ostseite zu begraben, hier abgewichen sind.

Noch häufiger und älterer Art zeigten sich die Spuren der heidnischen Vorzeit in der südlichen Abtheilung der Bergfläche. In den bis 8 Schuh tiefen Gräben, welche durch Ausgrabung der Grundmauern entstanden sind, fand ich häufig in der Tiefe von 2 bis 4 Schuh ganze Nester von Urnenscherben, unter häufiger Asche und 1 bis 1 ½ Zoll großen Holzkohlen. Thierknochen von Kühen, Schweinen,

Wſſerau (Wſſeruh) erhebt ſich ein mäßiger, etwa 30 Klafter hoher Berg, welcher nur an der Nordſeite mit der gegen Kuniowitz ſich ausdehnenden Feldflur zuſammenhängt, außerdem als ein iſolirter abgeplatteter Kegel da ſteht. Auf dieſem Berge ſteht eine aus Sandſtein ſolid erbaute Kapelle, deren Presbyterium gewölbt, der übrige, vermuthlich ſpäter zugebaute Theil aber nur mit einer gebretterten Decke verſehen iſt. Den darin befindlichen Altar ziert das in halber Lebensgröße aus Holz geſchnitzte Bildniß des heil. Martin, und jene der heil. Apoſtel Peter und Paul; die größere nördliche Hälfte der Bergfläche iſt von der kleinern durch einen tiefen, von Oſt gegen Weſt gezogenen Graben getrennt, welchen die Natur gebildet, die Kunſt erweitert haben mag. In dieſem bis 8 Klafter tiefen Graben beſtand einſt ein Brunnen oder eine Waſſerciſterne. Jede dieſer zwei Bergflächen iſt mit einem tiefen künſtlich hergeſtellten Graben umgeben, oberhalb welchen die Spuren beſtandener Erd-Aufwürfe und Mauern zu ſehen ſind. Am bedeutendſten, und eine Tiefe von zehn Klafter erreichend iſt der Graben an der Nordſeite, nämlich an derjenigen, wo außer dem die anſtoſſende Feldflur einen ungehinderten Zugang geſtatten würde.

Es bildet ſomit dieſe Bergfläche zwei verſchanzt geweſene Objekte, deren nördliches, außer der itzt vorhandenen Kapelle und den einſt beſtandenen äußern Sicherheitswällen keine Spuren vorhanden geweſener Gebäude hat, das ſüdliche aber nach den beſtehenden, und zum Theil zur Gewinnung der Bauſteine ausgegrabenen Gründen, in dem innern Raum einſt mehrere Gebäude gehabt haben mußte. Von dieſem Berg überſieht man das von W. nach Oſt zwiſchen Anhöhen durchziehende, von einem unbenannten größern Bach durchſtrömte anmuthige

Thal, und die Dächer des am Fuße des Berges gegen Ost beginnenden Städtchens Wsseraw, Wsserow, Wsserub, dessen Name von ryti, ruti, graben, oder rubiti, hauen, hacken, abgeleitet seyn mag. Die Form dieses Berges, seine nahe Lage an einem Städtchen, dessen ächt slawischer Name ein hohes Alterthum verräth, die vorhandene Kapelle, erregte in mir die Muthmassung, daselbst Spuren aus den Zeiten des Heidenthums zu finden. Ich bestieg ihn am 16. und 18. April 1835, von Kuniowic aus.

Seit dem J. 1787 besteht auf dem nördlichen Bergtheil der christliche Leichenhof, beinahe ringsum die Kapelle. Schon auf den frischen Grabhügeln, besonders an der Nordwestseite der Kapelle, fand ich Urnenscherben, menschliche und thierische Knochenreste, die nach dem Grad ihrer Verwesung ein weit höheres Älter als der Bestand des itzigen christlichen Leichenhofes haben. Der Todtengräber, den ich gerade mit der Verfertigung eines Grabes beschäftiget fand, bestätigte, daß er bei seinem Geschäft an der Nord- und Nordostseite, aber nicht an der Ostseite der Kapelle derlei größere und kleinere Scherben, Kohlen, Thier- und Menschenknochen, große Nägel, Hufeisen, Spitzen und andere Sachen von Eisen häufig finde; da die Ost- und Südseite von felsiger Beschaffenheit ist, so ist es erklärbar, warum die heidnischen Vorfahren von ihrem Grundsatz, an der Ostseite zu begraben, hier abgewichen sind.

Noch häufiger und älterer Art zeigten sich die Spuren der heidnischen Vorzeit in der südlichen Abtheilung der Bergfläche. In den bis 8 Schuh tiefen Gräben, welche durch Ausgrabung der Grundmauern entstanden sind, fand ich häufig in der Tiefe von 2 bis 4 Schuh ganze Nester von Urnenscherben, unter häufiger Asche und 1 bis 1 $1/2$ Zoll großen Holzkohlen. Thierknochen von Kühen, Schweinen,

Schafen waren darunter häufiger als Menschenknochen vorhanden. Die Urnenscherben hatten fast durchgehends Brandflecke, sie sind unglasirt, die meisten von gelblicher, einige von schwarzer Farbe. Mehrere sind äußerlich schwarz, innerlich gelb, bei manchen verhält es sich gerade umgekehrt. Auch bei den schwarzen Urnen vermißt man die Glätte und den Glanz, der andere heidnische Geschirre so gefällig macht. Außer 3 geraden Linien, welche sich bei einigen theils innerlich, öfter äußerlich vorfinden, haben sie keine Verzierung, jedoch sind die obern Ränder nach außen ein bis 1½ Zoll breit überschlagen.

Nirgends habe ich Henkeln ausgegraben; und aus den Peripherien der vorgefundenen Urnenböden, der obern Ränder, dann der Seitenwände, kann man schliessen, daß die Höhe und Breite dieser Gefässe ganz mittelmäßig, nämlich kaum 6zöllig war.

Die Dicke der übrigens aus einer sehr reinen, und stark ausgebrannten Masse gearbeiteten Urnen beträgt theils mehr, theils weniger als ½ Zoll.

Diese äußere höchst einfache Ausstattung und Gleichförmigkeit der Urnen berechtiget zu dem Schluß, daß die gemeinen Leute der Umgegend hier bestattet wurden. Denn die Einfachheit allein zum Kennzeichen des höchsten Alterthums zu machen, wäre schon darum gewagt, weil man viele eiserne Gegenstände ausgräbt, und Eisen nicht zu den Attributen des höchsten Alterthums gezählt werden kann; obschon in Böhmen früher, als in Deutschland der Gebrauch, wenn nicht gar die Erzeugung des Eisens einheimisch gewesen seyn mag. Ich fand, und zwar auf dem Kapellenberg ein Eisen, welches bei einer Länge von 3¾ Zoll die Gestalt eines Kinderlöffels hätte, wenn der Theil, welcher den eigent-

lichen Löffel bilden soll, statt löffelartig vertieft zu seyn, nicht ganz flach wäre. Der $2\frac{1}{2}$ Zoll lange Stiel ist $\frac{1}{8}$ Zoll dick, gedreht, und am Ende in einen sich schließenden Hacken, welcher ein Ohr bildet, umgebogen. Die Schaufel dieses Geräthes ist $1\frac{1}{4}$ Zoll lang, hat in der mittleren größten Breite $\frac{3}{4}$ Zoll, welche gegen den Stiel und gegen das Ende eiförmig abnimmt. Sollte dieses Geräthe nicht zu Auffassung des Rauchwerkes, zur Aufschüttung desselben auf die Opfergluth gedient haben?

Daß die hier aufgefundenen Urnenreste der heidnischen Zeit angehören, dafür bürgen alle Merkmahle. Zu welcher andern Periode wären sie auch 2 bis 4 Schuh tief mit Asche und Kohlen in solcher Menge unterirdisch vergraben worden? Ob aber alle, oder nicht vielmehr die wenigsten derselben zur Aufbewahrung der Asche der Verstorbenen bestimmt waren? getraue ich mich nicht auszusprechen. Das Vorhandenseyn mehrerer Thier- als Menschenknochen würde mich bestimmen, letzteres zu glauben, und dann wären die übrigen Urnentrümmer, die so häufigen Kohlen, Asche und Thierknochen Uiberbleibsel der Opferfeuer der Brandopfer, der religiösen Mahlzeiten, welche auf diesem, den Begriffen der heidnischen Religion ganz entsprechenden Berge begangen und abgehalten wurden. Auch in dieser Eigenschaft liefert der Wsserauer Berg den Beweis, daß diese Gegend schon in der heidnischen Vorzeit bewohnt war, er bereichert somit die vaterländische, vorhistorische Topographie.

Nach der Volkssage soll auf der südlichen Bergfläche eine Burg gestanden haben. Die vielen Spuren von Grundmauern bewähren allerdings, daß dieser Theil der Bergfläche mehr, als die nördliche Kapellenkuppe bewohnt war. Doch, da auch letztere mit tiefen Gräben und oberhalb derselben mit Auf-

würfen verschanzt war, da wir wissen, daß unsere heidnischen Vorfahrer auch ihre religiösen Versammlungs- und Opferplätze gegen Überfälle und Entheiligung, so wie später die Christen ihre Kirchen und Leichenäcker eingefriedet haben, da es endlich nicht unbekannt ist, daß die ersten Lehrer des Christenthums gerade an den Opfer- und Begräbnißplätzen der neu bekehrten Heiden christliche Kirchen aufzubauen pflegten, so dürfte die Meinung Glauben verdienen, daß auf dem Kapellenberg — der heidnische Opferplatz, auf dem südlichen Berge aber die Wohnung derjenigen war, welche ihn bewachten, und den Opferdienst besorgten. In spätern Zeiten, wo mit dem Heidenthum auch die Bestimmung dieses Berges verschwand, mag die für die Sicherheit und Vertheidigung so günstige Lage dieses Berges die Veranlassung gegeben haben, daß ein Ritter und Herr des Städtchens Wsserub seine Burg auf dem südlichen Theil des Berges erbaut hat. Das bei der Wsserauer Pfarre bestehende Memorabilienbuch nennt den Zdislaw Kokowec von Kokowa als denjenigen, welcher eine Burg gegen Ende des zwölften Jahrhundertes hier erbaut haben soll.

Da Wsserau ein Rittersitz in ältesten Zeiten war, indem die k. Landtafel bei der Rubrik des Gutes Kuniowitz noch heutiges Tages auch Wsserau, Mosting, Slatina als ehemals selbstständige, itzt vereinte Güter aufführt, so ist es allerdings wahrscheinlich, daß die Besitzer des Gutes Wsserau auf diesen geeigneten Berg hausten, bis sie durch den vereinten Besitz des Gutes Kuniowitz, oder durch eine Zerstörung der Wsseruber Burg in ein anderes Schloß ihres vereinten Besitzes übergezogen sind.

Besagtes Memorabilienbuch nennt noch folgende

Besitzer von Wsserau. Bartholomäus Kokorzowetz von Kokorzowa, der im Jahre 1250 gestorben, und so wie seine Gemahlin in der Prager St. Jakobskirche begraben seyn soll.

Hindrich (Heinrich), Herr auf Wsserau, von welchem das J. 1362 als Sterbejahr angegeben wird. Die von Balbin excerpirten libr. errect. erwähnen Vol XII. A. II., daß Bavarus de Wsserub, am 13. Oktober 1386 dem Probste und Konvente des Zdaraser Klosters in Prag das Patronat über die Wsseruber Pfarre eingeräumt habe; woraus sich ergibt, daß er damals Besitzer von Wsserau war. Im Verzeichniße der Kirchenzehnden des J. 1386 wird die Wsseruber Kirche mit 1 ß. 15 Groschen Zehendbezahlung angeführt. Balb. Misc. dec. I. lib. V. p. 30. p. 226.

Die Wsserauer Pfarrkirche wurde in ihrer itzigen Gestalt im J. 1529 erbaut, wie es die an dem westlichen Haupteingang in Stein gehauene, zwischen zwei einander entgegenstehenden Schlangen vorfindige Jahrszahl bewährt.

Noch eines ganz eigenen, nirgends mir vorgekommenen, bei der oberwähnten St. Martinskapelle bestehenden Gebrauches muß ich hier erwähnen, da er sich vielleicht so wie viele andere noch Bestehende — im grauesten Heidenthum gründen mag.

Am St. Martinsfeste nämlich, wo in der Bergkapelle der Gottesdienst abgehalten wird, werden am Eingange der Kirche von den Kirchenvätern Gebilde von Hausthieren, Ochsen, Kühen, Pferden, Eseln, Hühnern, Gänsen an die Wallfahrter verkauft, oder vielmehr gegen Erlag von paar Kreuzern geborgt, von diesen auf dem Altar dem heil. Martin in der frommen Absicht geopfert, damit der Heilige die gesunde Erhaltung der bildlich geopferten Thiere bei

Statistik Böhmens S. 298, aus welcher Quelle ich auch diese Nachricht schöpfe. Nur Schade, daß nicht angegeben ist; ob sie in der wirklichen Größe oder nach welchem Maßstabe gezeichnet sind. Sie sind aus einem schwärzlichen Thon, beiläufig wie unsere Schmelztiegeln gearbeitet, und scheinen einen graphitartigen Anstrich zu haben. Nach dieser Relation hatte die größere Urne einen Deckel, welcher auf 5 kurzen Füssen stehen kann. Ich glaube aber, daß dies kein Deckel, sondern ein Untersatz war, in welchem die Urne gestanden ist. Wenigstens befindet sich im hiesigen Musäum eine in der Farbe und Form dieser Webessaner ganz ähnliche, aber sehr große wohl erhaltene Urne mit einem befußten Beigefäß, welches aber nicht den Deckel, sondern einen Untersatz bildet, in welchen der untere Theil der Urne genau einpaßt.

Die kleinere Webessaner Urne ist unten am Boden etwas bauchig, in der Mitte schmäler, gegen oben etwas auswärts gebogen. Sie hat in der Mitte der Höhe einen runden hohlen Henkel. Beide Urnen haben gar keine Verzierung. So lang das Grab war, war auch der Stein, der es bedeckte. Der hier in einem so fleißig zubereiteten Grabe Bestattete mag allerdings eine ausgezeichnete Person gewesen seyn.

Im Sommer des J. 1792 grub der Richter des Dorfes Webessan einige Ellen tief unter seiner Hausschwelle; er kam abermals auf ein ähnliches Grab, in welchem ein vollkommenes Menschengerippe lag. In diesem Grabe befanden sich nicht nur zwei Urnen, welche den so eben beschriebenen ganz ähnlich waren, sondern auch drei Steine, welche dem Gerippe zur Seite lagen, und der im Archiv für Geschichte und Statistik Böhmens I. Th. S. 99 gelieferten Beschreibung dieses Fundes, bild-

J. 1745 zwei Urnen gefunden. Im J. 1769 wurden in demselben Felde viele irdene Schüsseln, Aschenkrüge und sogenannte Thränentöpfchen ausgegraben, und unser eifrige Alterthumsforscher Ritter v. Bienenberg holte sich von da im J. 1770 mehrere solche Geschirre. Nach seinem Bericht *) waren die Urnen von einem Steinkreis eingeschlossen, mehrere enthielten Nadeln, Kettenglieder, Ringtheile und andere metallene Verzierungen. In der fürstlichen Bibliothek zu Teplitz sind mehrere dieser Geschirre aufbewahrt.

Im Herbste d. J. 1788 wurde auf demselben Felde der Knecht bei der Ackerung durch einen Stein gehemmt; er wollte den Stein mit einer Spitzhacke wegräumen, bemerkte, daß unter dem Stein eine Höhlung sey, und als er zum zweitenmal einhieb, bekam er ein Stück Hirnschale heraus. Im größten Schrecken lief der Knecht zu seinem Bauer, der durch die frühern Ausgrabungen aufmerksam gemacht, mit einigen Nachbarn sich an diesen Ort begab, mit Behutsamkeit den Stein aufhob, und unter demselben ein ganzes Menschengerippe fand, welches blos am Kopf durch den Hieb des Knechtes verletzt war. Das Grab ungefähr 6' lang und eben so hoch als die itzigen Gräber, war mit ungewöhnlich großen platten Steinen so fest und ordentlich ausgelegt, daß keine Erde, mit Ausnahme jener, welche durch den Hieb des Knechtes hinein gerollt war, eingedrungen war. In diesem Grabe waren auch zwei Urnen; die Finder konnten sich nicht erinnern, ob sie beim Kopfe des Skeletts oder wo sonst gestanden waren. Diese Urnen finden sich abgebildet im 9ten Heft der Materialien zur alten und neuen

*) S. F. Pubitschka's Chronolog. Gesch. Böhmens. III. Th. am Schluße, den von Ritter v. Bienenberg über diesen Fund geschriebenen Brief.

Statistik Böhmens S. 298, aus welcher Quelle ich auch diese Nachricht schöpfe. Nur Schade, daß nicht angegeben ist; ob sie in der wirklichen Größe oder nach welchem Maßstabe gezeichnet sind. Sie sind aus einem schwärzlichen Thon, beiläufig wie unsere Schmelztiegeln gearbeitet, und scheinen einen graphitartigen Anstrich zu haben. Nach dieser Relation hatte die größere Urne einen Deckel, welcher auf 5 kurzen Füssen stehen kann. Ich glaube aber, daß dies kein Deckel, sondern ein Untersatz war, in welchem die Urne gestanden ist. Wenigstens befindet sich im hiesigen Musäum eine in der Farbe und Form dieser Webessaner ganz ähnliche, aber sehr große wohl erhaltene Urne mit einem befußten Beigefäß, welches aber nicht den Deckel, sondern einen Untersatz bildet, in welchen der untere Theil der Urne genau einpaßt.

Die kleinere Webessaner Urne ist unten am Boden etwas bauchig, in der Mitte schmäler, gegen oben etwas auswärts gebogen. Sie hat in der Mitte der Höhe einen runden hohlen Henkel. Beide Urnen haben gar keine Verzierung. So lang das Grab war, war auch der Stein, der es bedeckte. Der hier in einem so fleißig zubereiteten Grabe Bestattete mag allerdings eine ausgezeichnete Person gewesen seyn.

Im Sommer des J. 1792 grub der Richter des Dorfes Webessan einige Ellen tief unter seiner Hausschwelle; er kam abermals auf ein ähnliches Grab, in welchem ein vollkommenes Menschengerippe lag. In diesem Grabe befanden sich nicht nur zwei Urnen, welche den so eben beschriebenen ganz ähnlich waren, sondern auch drei Steine, welche dem Gerippe zur Seite lagen, und der im Archiv für Geschichte und Statistik Böhmens I. Th. S. 99 gelieferten Beschreibung dieses Fundes, bil-

demselben nähert, so findet man ein beträchtliches Plateau, an dessen Rand bis zu dessen schroffen Abhängen von Nord gegen Süd ein niederer kreisförmiger Aufwurf ist, der einem alten verfallenen Walle gleicht; dann folgt eine sanfte Aufsteigung und abermals ein höherer Steinwall, der ebenfalls bogenförmig einen ebenen Raum von etwa 1200 □ Klaftern umschließt. In der Mitte dieser Fläche ist ein Hain, von ehrwürdigen, bemoosten Lärch- und Kieferbäumen, welcher die von weitem sichtbare Kuppe des Radlstein begränzt. Dieser zweite, bei 8′ dicke, hie und da eben so hohe Steinwall ist offenbar ein Werk der Menschenhände; doch ist keine Spur eines Kalkmörtels, oder eines andern Bindungsmittels vorhanden. Bemerkenswerth sind in diesem Walle die Spuren von vier, nach den Weltgegenden eingetheilten Eingängen. Auch dieser zweite Wall lehnt sich an die schroffen Bergwände.

In diesem doppelt verwallten Raume findet man unter der Oberfläche: Asche, Kohlen, Knochen und heidnische Urnenreste. Es läßt sich aus letztern weder die Größe noch Form der Gefäße, sondern einzig so viel mit Gewißheit bestimmen, daß sie aus der heidnischen Vorzeit abstammen. Sie sind ohne aller Verzierung von aussen, von innen aber geglättet, 1/4″ dick, und mit einer dauerhaften, dem röthlichen Eisenocher ähnlichen Farbe äußerlich angestrichen.

Es verdient dieser merkwürdige Berg eine künftige nähere Untersuchung, da schon in dem Vorgefundenen die Bürgschaft liegt, daß er zur Zeit des Heidenthums zu religiösen Zwecken bestimmt war. Schon an mehreren, durch die unterirdischen Urnenreste, durch Knochen — Asche — und Kohlen als religiöse Opfer- oder Begräbnißplätze, charakterisirten Orten fand ich Umwallungen, welche, da sie

hange mehrere terrassenförmige, regelmäßige, künstlich gebildete Flächen hat, welche, da sie der Abendseite zugewendet sind, wohl kaum dem Weinbaue zu lieb angelegt worden sind. Oberhalb dieser Terrassen sind zwei, von einander durch einen bedeutenden Zwischenraum getrennte Erdwälle, welche die ovale Bergkuppe umschließen, und auf welcher noch die Uiberreste bestandener Mauern eines nicht großen Gebäudes zu sehen sind. Hajek versetzt hierher ein, von den Hussiten zerstörtes Nonnenkloster mit einer S. Katharina Kirche, von welcher dieser Berg den Namen Kotina haben soll. Auf den skarpirten Flächen dieses Berges Kotina fand Hr. Oekonom Franz Albricht, bis auf eine bedeutende Tiefe, Kohlen, Asche, Knochen, Urnentrümmer, die unverkennbar diesen Berg als einen heidnischen Begräbniß- oder Opferplatz, oder vielmehr für beides charakterisiren. Der Umstand, daß auf der Bergfläche eine christliche Kirche erbaut wurde, macht es wahrscheinlich, daß ebendaselbst zur Zeit des Heidenthums ein religiöser Versammlungs- und Opferplatz war.

Der Berg Radlstein bei Bilin.

Einer der interessantesten Berge Böhmens in alterthümlicher Beziehung ist der sogenannte Radlstein zur Herrschaft Bilin, Leitmeritzer Kreises gehörig, und zwischen der Stadt Bilin, dann den sogenannten Mileschauer, oder Donnersberg eine halbe Stunde nördlich vom Dorfe Mukow gelegen. Wenn man von Hittau, wo sich der zu den höchsten Basaltbergen des Mittelgebirges gehörige Radlstein zu erheben beginnt, sich

demselben nähert, so findet man ein beträchtliches Plateau, an dessen Rand bis zu dessen schroffen Abhängen von Nord gegen Süd ein niederer kreisförmiger Aufwurf ist, der einem alten verfallenen Walle gleicht; dann folgt eine sanfte Aufsteigung und abermals ein höherer Steinwall, der ebenfalls bogenförmig einen ebenen Raum von etwa 1200 Q. Klaftern umschließt. In der Mitte dieser Fläche ist ein Hain, von ehrwürdigen, bemoosten Lärch- und Kieferbäumen, welcher die von weitem sichtbare Kuppe des Radlstein begränzt. Dieser zweite, bei 8' dicke, hie und da eben so hohe Steinwall ist offenbar ein Werk der Menschenhände; doch ist keine Spur eines Kalkmörtels, oder eines andern Bindungsmittels vorhanden. Bemerkenswerth sind in diesem Walle die Spuren von vier, nach den Weltgegenden eingetheilten Eingängen. Auch dieser zweite Wall lehnt sich an die schroffen Bergwände.

In diesem doppelt verwallten Raume findet man unter der Oberfläche: Asche, Kohlen, Knochen und heidnische Urnenreste. Es läßt sich aus letztern weder die Größe noch Form der Gefäße, sondern einzig so viel mit Gewißheit bestimmen, daß sie aus der heidnischen Vorzeit abstammen. Sie sind ohne aller Verzierung von aussen, von innen aber geglättet, ¼" dick, und mit einer dauerhaften, dem röthlichen Eisenocher ähnlichen Farbe äußerlich angestrichen.

Es verdient dieser merkwürdige Berg eine künftige nähere Untersuchung, da schon in dem Vorgefundenen die Bürgschaft liegt, daß er zur Zeit des Heidenthums zu religiösen Zwecken bestimmt war. Schon an mehreren, durch die unterirdischen Urnenreste, durch Knochen — Asche — und Kohlen als religiöse Opfer- oder Begräbnißplätze, charakterisirten Orten fand ich Umwallungen, welche, da sie

aus geflissentlich zusammengetragenen Steinen ohne alle Bindungsmittel bestehen, schon in der heidnischen Vorzeit angelegt worden seyn mögen.

Es ist daher anzunehmen, daß, so wie die heidnischen Deutschen, eben so auch die religionsverwandten Slaven, die ihren Gottheiten geweihten Opferplätze gegen Entheiligung eingefriedet, gegen Uiberfälle, besonders zur Zeit des aufkeimenden Christenthums nach ihrer Art befestiget haben, und es wäre eine irrige Voraussetzung, wenn man solche Plätze immer für den ehemaligen Terrain eingegangener Burgen, Landesvesten oder verschanzter Lager auch da annehmen möchte, wo Knochen und Urnenreste, Asche und Kohlen in einer bedeutenden Tiefe von wenigstens 2′ vorgefunden, vielmehr auf religiöse Brandopfer, heidnische Begräbniße und auf die bei beiden abgehaltenen Mahlzeiten schließen lassen.

Man glaubt, daß der Berg Radlstein seinen Namen von den auf ihm vorkommenden radförmigen, doppelten Wällen habe. Ich glaube aber, daß die Namen der Berge weit älter, als die deutsche Sprache in dieser Gegend sind. Die böhmische Sprache war nach Ausweis der, bei den Pfarrkirchen des Mittelgebirges z. B. in Schüttenitz, Trebautitz u. s. w. vorhandenen Kirchen-Matriken noch im siebzehnten Jahrhunderte nicht verdrängt, und die slawischen Namen Wostrey, Srnec, Loboss, Radobil, Deblik, Podhayk, Becnik, Kremin, Holeg, Kozel u. s. w., welche andere Berge des Mittelgebirges führen, berechtigen zu dem Versuch, auch den Radlstein als einen ursprünglich slawischen, und nur erst in den letzten Jahrhunderten germanisirten Namen zu erklären. In der Umgegend dieses Berges kommen folgende Namen von Dörfern vor: Radowesic, Radowiesic, Rasic, Radzein; sollten diese nicht ihren Namen

von dem Worte bekommen haben, welches ursprünglich die Hauptsylbe des itzt zu Radlstein gemodelten Bergnamen war? Das könnte aber nur die Sylbe Rad seyn, da sie allen diesen Namen gemeinschaftlich ist. Bei den unwidersprechlichen Spuren der religiösen Bestimmung dieses Berges, wäre es somit nicht ungereimt, anzunehmen, daß er ursprünglich von der heidnisch-slawischen Gottheit: Radegost, Radegast — Beschützer der Gastfreundschaft bei den Obotriten — seinen Namen erhalten habe, und daß diese Gottheit auf dem Berge Radlstein verehrt wurde. Die benachbarten Orts-Namen: Trebin, Mukow, zelenk, hrobčin, kann man wohl von Treba — im altslawischen ein Opfer, Mukä, Marter, zel, Trauer, hrob, Grab ableiten, und somit deuten sie gleichfalls auf Opfer und Begräbnisse, welche in der Nachbarschaft statt hatten. Es ist aus mehreren Gründen wahrscheinlich, daß in den ältesten Zeiten die Verbindungsstrasse zwischen dem südwestlichen Böhmen und dem Lande der Sorbewenden von Trebnitz durch das Thal von Skalken — durch das ehemals bedeutende Wlastislawa — am Fusse des Radlsteins nach Bilin, Teplitz u. s. w. ging. An dieser Strasse, auf dem eine weite Aussicht gewährenden, und aus bedeutender Ferne sichtbaren Berge dem Gotte der Gastfreundschaft zu opfern, ihm diesen Berg zu weihen, wäre eben so wenig ungereimt, als unpolitisch gewesen.

Dorf Wlastislaw.

Wlastislaw, heut Watislaw benannt, ist ein Dorf im Leitmeritzer Kreise, zur Herrschaft Olaschkowitz gehörig, an dessen Stelle der Lu-

zaner — Saazer — Herzog Wlastislaw nach Kosmas, Dalemils und Hajeks Erzählung eine nach seinem Namen benannte Stadt mit einem festen Schlosse während der Regierung des Prager Herzogs Neklan, als eine Gränzveste seines Herzogthums beiläufig im Jahre 855 erbaut hat. Hinter dem dort befindlichen Judenhaus erhebt sich ein Hügel, der mit alten kreisförmigen Wällen von Ost gegen West umschlossen ist, in dem eingeschlossenen Raum findet man Knochen, Asche, Kohlen nnd Urnenscherben vergraben, welche bestätigen, daß die Nachrichten unserer Historiker von dem Bestande dieses Ortes zur Zeit des Heidenthums keine, blos aus den alterthümlichen Namen abgeleitete Fabel sey. Oberhalb dieses heutigen Dorfes ist eine reichhaltige Quelle, welche schwefelsaures eisenhältiges Wasser enthält, dem Modlbache den Ursprung gibt, einst unter dem Namen Teply, (warm) als Gesundheitsbad geachtet, und mit einer darüber gebauten Kapelle — der Modlkapelle — geheiliget wurde.

Von den hier ausgegrabenen Urnentrümmern war ich nicht so glücklich, Exemplare zu erhalten.

Dorf Zirkowitz.

Mein Freund H. Fr. Albricht entdeckte Urnenreste auch auf dem, oberhalb dem Kirchdorfe Zirkowitz am rechten Elbeufer, 2 Stunden nordwestlich von Leitmeritz gelegenen Berge Döblitz. Die Kuppe dieses Berges, wo diese Uiberreste aus der heidnischen Vorzeit anzutreffen sind, ist künstlich geebnet, und mit Steinwällen ohne Bindungsmittel umgeben. Unsere heidnischen Vorfahren mögen hier

ihren Göttern, vielleicht der Didilia, Gottheit der Ehen, oder dem Didlik *) geopfert haben.

Beim Dorfe Dubkowitz.

Auch auf dem nördlich vom Dorfe und Mayerhofe Dubkowitz, zur Herrschaft Lobositz gehörig, gelegenen Berge Srnec, (Rehberg) fanden sich Urnenscherben, welche der heidnischen Vorzeit angehören; sie bewähren zum mindesten, daß schon zu dieser Zeit die Umgegend des Berges bewohnt war.

Ruine Riesenburg.

Ostsüdlich unter dem Haupttheil der merkwürdigen Ruine Riesenburg unweit Ossek, erhebt sich ein mit Haselstauden dicht verwachsener Hügel, auf welchen ganz seicht unter der Oberfläche in größter Menge Knochen, fette Asche, Kohlen und Urnenscherben zu finden sind, welche den sichern Beweis liefern, daß dieser Platz die irdischen Uiberreste unserer heidnischen Vorfahren aufnahm, oder der damaligen Gottesverehrung geweiht war.

Teplitz.

Sehr bekannt ist der östlich von der Badestadt Teplitz gelegene sogenannte Schloßberg, der in frühern Zeiten Daubrawska Hora benannt wurde.

*) Diabol sive Černoboh, id est niger deus appellatus est a Slavis malus Deus, a quo malam fortunam dirigi putarent, sicut a bono, bonam. Helmold. Lib. I. c. 53.

aber weniger bekannt ist es, daß auf diesem Berge, insbesondere beim Eingang in die, in spätern Zeiten erbauten Verschanzungen, Aschenlager mit Kohlen, Urnenstücken und Knochen offen am Tage liegen, indem sie bei der Grundgrabung aus ihrer alten friedlichen unterirdischen Ruhe an die Oberfläche befördert wurden. Die Urnentheile gleichen in dem äußern röthlichen Anstrich den Radelsteinern, nur sind sie viel massiver, nämlich theils $1/2''$ theils 1'' dick; sie verrathen durch rohere Arbeit, durch den Mangel an jeder Art Verzierung ein hohes Alter, und haben an der innern Wand deutliche Brandspuren.

Auch wurde mir von da der obere 3'' lange, 1'' dicke, gegen das Ende zugespitzte Theil eines glatt polirten runden basaltartigen Steines zugeschickt, welcher mit dem in Podmokl von mir ausgegrabenen Exemplar ganz übereinstimmt; Wienenberg hat auf der III. Tafel des dritten Stückes seiner Alterthümer Böhmens insbesondere f. 63. Abbildungen solcher Bruchstücke geliefert. Er zählt sie unter die Opferwerkzeuge: da ich sie aber insbesondere in Podmokl wie es T. VI. f. 2. zeigt, in der Form fand, daß am untern breiten Ende ein für einen Bindfaden zureichendes Loch rein durchgebohrt war, so halte ich sie für Schmuckgegenstände des höchsten Alterthums, welche an einer Schnur gefädelt um den Hals, oder um einen andern Theil des Körpers getragen wurden.

Das Vorfinden solcher steinener Gegenstände ist ein Zeichen, daß der Fundort in dem grauesten Alterthum von Menschen bewohnt oder wenigstens besucht war. Da das herrliche Bielathal der Teplitzer Umgebung zu den fruchtbarsten Böhmens gehört, so ist es nicht zu wundern, daß die dem Ackerbau und der Viehzucht ergebenen Slawen

solche Fluren früher als die rauhern und minder dankbaren Gegenden zu ihren Wohnsitzen gewählt, und von solchen Centralpunkten aus die Umgegend allmälig bevölkert haben.

Die bedeutende Höhe, die isolirte Lage dieses Schloßberges war ganz dazu geeignet, die in der freundlichen Thalumgegend wohnenden Heiden einzuladen, ihn zu ihrem religiösen Versammlungsort zu wählen, wo sie der Gottheit ihre vermeinten Opfer brachten, ihre Todten in den Schooß der Erde bestatteten, ihre religiösen Gebräuche, und ihre Leichenbestattungen mit gemeinschaftlichen Gastmählern beschloßen. Auch auf dem sogenannten Hühnerberge (Hühnenberge?) dann auf dem Spitl (Spital) Berge bei Teplitz zeigen sich Spuren des heidnischen Alterthums, indem auf ersteren Urnenscherben, auf letzteren aber sogenannte Beinwellen, Osteocolla und zwar letztere in schönen großen Exemplaren gefunden werden. Uiber letztere werde ich besonders handeln.

Kraupen, Geiersberg, Kulm.

Nahe an den Ruinen des alten Schlosses der Bergstadt Kraupen und zwar in der Umgegend der heutigen sogenannten Rosenburg, ferner auf dem Geyersberg, nördlich von Maria Schein, und auf dem Kapellenberg, oberhalb dem durch die Schlacht vom Jahre 1813 berühmt gewordenen Städtchen Kulm hat Herr Franz Olbricht — die Wahrzeichen heidnischer Opfer- und Begräbnißplätze — nämlich Knochen, Aschenlager, Kohlen- und Urnenscherben entdeckt. Da diese Ortschaften so nahe aneinander liegen, so beweiset dieß abermals, daß

das fruchtbare Bielathal schon in der heidnischen Vorzeit durch Bevölkerung und Ortschaften vor andern Gegenden Böhmens ausgezeichnet war.

Kaaden.

Durch ähnliche Verhältnisse der Fruchtbarkeit des Bodens, der anmuthigen wasserreichen Lage, der üppigen Weiden und der Nähe waldreicher Gebirge, zeichnet sich auch das schöne ausgedehnte Thal an beiden Uferseiten des Flußes Eger, Ohře — von Ohřjti erwärmt, nämlich durch die von den heißen Karlsbader Quellen lau gewordenen Fluthen des einmündenden Flußes Tepl abgeleitet — besonders von Kaaden abwärts aus. Auch bei diesen Gegenden des Egerthales kann man eine frühzeitige in die heidnische Periode weit reichende Bevölkerung voraussetzen, und Uiberreste dieser Vorzeit bei unternommenen zweckmäßigen Nachforschungen auszubeuten hoffen. Die bei Horatic gefundene vorwärts erzählte Ausgrabung bestätiget diese Voraussetzung, da Horatic kaum eine halbe Stunde vom linken Egerufer entfernt ist, und einige Nachforschungen, in der Umgegend von Kaaden sollen hier in der doppelten Absicht mitgetheilt werden, um einestheils die Uibersicht der heidnischen Alterthümer Böhmens zu vervollständigen, anderntheils, Freunde der böhmischen Geschichte zu ermuntern, durch nähere Untersuchungen dieser Gegenden den Zustand unsers Vaterlandes in der dunkeln vorhistorischen heidnischen Zeit näher zu erforschen.

Ruine Hassenstein.

Die Burgruine Hassenstein wird jeden Freund schöner Gegenden ansprechen; der Patriot wird sie aber auch schon deswegen liebgewinnen, weil hier einer der ersten böhmischen Gelehrten Bohuslaw Hassenstein von Lobkowic ganz den Wissenschaften, vorzüglich der Dicht- und Redekunst und der Philosophie sich weihend lebte, und am 13. November 1510 gestorben ist. Sie liegt am Fuße des Erzgebirges 1986 Wiener Schuh höher als die See bei Hamburg, eine Stunde weit vom Fluße Eger. In den ausgedehnten Ruinen kann man unstreitig zweierlei Bau-Epochen unterscheiden. Jene Mauern welche eine Mörtelbindung haben, und die innern Gebäude, die innern Vertheidigungslinien ausmachten, gehören unstreitig einer neuern Zeit, und zwar dem fünfzehnten Jahrhunderte, wo Niklas von Lobkowic, nachdem er auf Befehl Kaiser Wenzel IV. diese Burg erobert, zerstört, ihren Besitzer, den Hrn. von Schönburg gefangen genommen hatte, diese der k. Kammer heimgefallene Besitzung als Lohn seiner Tapferkeit erhielt, und glänzender als sie früher war, wieder herstellte. Im dreißigjährigen Kriege wurde sie abermals zerstört, und nun können wir bloß aus den ausgedehnten Ruinen auf ihren ehemaligen Glanz schließen.

Allein jene zwei dicken Mauern, welche sich bis an den Fuß des Berges herabziehen, und zwei Eingangsöffnungen haben, scheinen, da sie gar kein Bindungsmittel haben, einer weit frühern, vielleicht noch der heidnischen Zeit anzugehören, und die Bestimmung gehabt zu haben, den vor der Burgerbauung zu religiösen Zwecken bestimmten, eingeschlossenen Raum zu begränzen, gegen jeden unberufe-

nen Besuch zu schätzen. Es ist nämlich innerhalb dieses später zum Burgvorhof bestimmten Raumes und zwar gegen die Ringmauer zu, eine große Menge Schutt zu finden, welche aus Asche, Kohlen, Knochen und Urnenresten besteht. Selbst in dem Mörtel der Burgmauern sind Stücke von Urnen enthalten, woraus sich folgern läßt, wie groß deren Menge auf diesem Platze war, bevor der Bau der Burg die ganze frühere Einrichtung des Berges zerstörte. Die vorhandenen Urnenreste sind von der mannigfaltigsten Art, theils dick, roh gearbeitet, ohne Glätte, ohne Verzierung, theils von feinerem reinem Thon dünn gehalten, mit geraden oder mit Wellenlinien geziert. Da diese Urnentheile unwidersprechlich den Charakter der heidnischen Zeit haben, da nebst ihnen so viele Asche, Kohlen, und was die Hauptsache ist, Knochen vorhanden sind, so können sie unmöglich Uiberreste der im fünfzehnten Jahrhunderte Statt gehabten Zerstörung der Burg seyn, sondern sie beweisen vielmehr, daß hier ursprünglich ein heidnischer Begräbniß- oder Opferplatz, oder beides war, welcher nach besiegtem Heidenthume wegen seiner, Sicherheit gewährenden Lage später zu einem Burgplatz gewählt worden ist.

Berg Schönburg.

Der nach der alten auf der Platte des Berges befindlichen Ruine, heutigen Tages Schönburg benannte Berg, ist weit ausgedehnt. Sein südlicher Abhang wird von der Eger bespült, der östliche erstreckt sich bis nahe an die Stadt Kaaden. An dem östlichen und westlichen Abhange ragen klafterhohe Felsenmassen hervor. Der Name Schönburg

Eingang zu dem eingeschlossenen Raum an der Mittagsseite. Innerhalb dieses Raumes ist eine Menge von Urnenscherben zu finden, welche für die Bedeutenheit dieses Ortes zur Zeit des Heidenthums spricht. Vier Fußsteige führen aus den vier Weltgegenden zu diesem merkwürdigen Berg, und zwar jener von Nord durch eine Schlucht, welche sich zwischen den Felsenwänden bildet.

Wenn man die Erdwälle und Steineinfassungen betrachtet, so muß man sie als das Werk der Menschenhände anerkennen, welches in einer solchen Zeit gemacht wurde, wo man sich noch nicht darauf verstand, aus Steinen mittelst eines Bindungsmittels eine feste Mauer herzustellen. Steinene Gebäude und Mauern zu bauen haben die Böhmen überhaupt erst im Anfange des zehnten Jahrhundertes angefangen, und zwar war die Einfassung der Stadt Altbunzlau mit einer hohen Mauer, nach der Erzählung Kosmas beim J. 932 das erste Werk dieser Art, zu welchem, als einer ganz ungewohnten Arbeit Herzog Boleslaw, der Grausame benannt, seine Unterthanen gegen ihren Willen gezwungen hat. Diesen Bau aus Stein nannte man den Römischen — opere romano aedificare, — zum Unterschiede des landesüblichen Baues aus Holz. Steinerne Gebäude, welche ein Bindungsmittel — sey es Kalk oder Lehm oder Erde, haben, sind somit in Böhmen in der christlichen Zeit gebaut. Dagegen muß man Steinwälle, welchen dieses Bindungsmittel fehlt, die ihre Festigkeit nur durch eine große Anhäufung von Steinen erhalten haben, der heidnischen Zeit zuschreiben. Die Stein-Einfassungen auf dem Burberg charakterisiren sich somit schon durch die Art ihrer Konstruirung als ein Werk unserer heidnischen Vorfahrer, und die vorfindigen häufigen Urnenreste bestätigen

Berg Burberg bei Kaaden.

Der merkwürdige, 1684 Fuß über der Nordsee hohe Burberg liegt südlich eine kleine halbe Stunde von Kaaden, am rechten Ufer der Eger. Man pflegt anzunehmen, daß dieser Name durch Korrumpirung des Wortes Burgberg sich gebildet habe. Allein auf diesem Berge ist gar keine Spur einer gewesenen gemauerten Burg zu finden, und somit wäre der Ursprung dieses Namens anderswo, und zwar am natürlichsten in der slawischen Sprache zu suchen. Buka heißt im Rußischen Dialekte Borax, das veraltete Wort: Buka, itzt Bauke, heißt im Böhmischen — Sturm, Ungewitter, Burakenj, das Spucken der Gespenster. Nehmen wir statt Berg das slawische Wort: Bor, ein Wald, — so kann der ursprüngliche Name dieses Berges seine Eigenschaft slawisch ausgesprochen haben, nämlich ein Wald, in welchem zum Opfer geräuchert wurde, oder von welchem man Geisterspuck glaubte, oder in welchem der Sturmwind oft und stark tobte.

Dieser Berg hat gegen Nord und Ost einen schroffen Felsenabhang. Auf der weiten etwas schiefen Bergfläche, ist ein gegen Westen sich ziehender, wahrscheinlich durch Menschenhände bewerkstelligter Erdwall. Von Norden nach Süden besteht gleichfalls eine Abgränzung theils durch eine natürliche Felsenmauer und künstlich angehäuftes Steingerölle, theils durch Erdwälle. In einer weiten Entfernung findet man einen Raum von beiläufig 200 Q. Klft., mit gelegten Steinen eingefaßt. Die Umwohner halten diese Steine für Reste einer hier bestandenen Burg, was sie aber nicht sind, da gar kein Mörtl oder Bindungsmittel zwischen den Steinen zu finden ist. In dieser Steineinfassung bestand einst der

Eingang zu dem eingeschlossenen Raum an der Mittagsseite. Innerhalb dieses Raumes ist eine Menge von Urnenscherben zu finden, welche für die Bedeutenheit dieses Ortes zur Zeit des Heidenthums spricht. Vier Fußsteige führen aus den vier Weltgegenden zu diesem merkwürdigen Berg, und zwar jener von Nord durch eine Schlucht, welche sich zwischen den Felsenwänden bildet.

Wenn man die Erdwälle und Steineinfassungen betrachtet, so muß man sie als das Werk der Menschenhände anerkennen, welches in einer solchen Zeit gemacht wurde, wo man sich noch nicht darauf verstand, aus Steinen mittelst eines Bindungsmittels eine feste Mauer herzustellen. Steinene Gebäude und Mauern zu bauen haben die Böhmen überhaupt erst im Anfange des zehnten Jahrhundertes angefangen, und zwar war die Einfassung der Stadt Altbunzlau mit einer hohen Mauer, nach der Erzählung Kosmas beim J. 932 das erste Werk dieser Art, zu welchem, als einer ganz ungewohnten Arbeit Herzog Boleslaw, der Grausame benannt, seine Unterthanen gegen ihren Willen gezwungen hat. Diesen Bau aus Stein nannte man den Römischen — opere romano aedificare, — zum Unterschiede des landesüblichen Baues aus Holz. Steinerne Gebäude, welche ein Bindungsmittel — sey es Kalk oder Lehm oder Erde, haben, sind somit in Böhmen in der christlichen Zeit gebaut. Dagegen muß man Steinwälle, welchen dieses Bindungsmittel fehlt, die ihre Festigkeit nur durch eine große Anhäufung von Steinen erhalten haben, der heidnischen Zeit zuschreiben. Die Stein-Einfassungen auf dem Burberg charakterisiren sich somit schon durch die Art ihrer Konstruirung als ein Werk unserer heidnischen Vorfahrer, und die vorfindigen häufigen Urnenreste bestätigen

noch mehr diesen Charakter. Die ganze Anlage dieser Erd- und Steinwälle verräth, daß sie einem religiösen Zwecke galt. Ein hoher, die ganze Umgegend beherrschender Berg war zu allen Zeiten des Alterthumes jene Lokalität, welche die Heiden aller Nationen für die Feier ihrer Mysterien wählten. An Wäldern mag es zu dieser Zeit auf dem Burberg nicht gefehlt haben, obschon gegenwärtig bis auf einen kleinen Uiberrest der Wald fruchtbaren Feldern und Wiesen weichen mußte. Vier Zugänge nach den Richtungen der Weltgegenden bewähren, daß auf diesem Berge nicht für eine nächste Umgegend, sondern für einen weit ausgedehnten Distrikt der religiöse Kultus abgehalten wurde. Ein auf dem Berggipfel veranstaltetes Feuer war das, mehr als Glockengeläute in weite Fernen dringende Signal, um zu diesen religiösen Opfern die Gläubigen zusammenzurufen. Eine äußere ausgedehnte Einfassung begränzte den Raum für das versammelte Volk innerhalb welchem, nach den auch hier vorfindigen Urnenscherben zu urtheilen, die verstorbenen Mitglieder der Gemeinde bestattet, die bei den Begräbnissen und Opfern üblichen Mahlzeiten genossen wurden. Der kleinere in die Runde nicht mit dicken, hohen Steingerölle, sondern mit einer niedrigern, die Einsicht nicht verhindernden Stein-Einfassung begränzte Raum war derjenige, wo die Priester die Opfer verrichteten, und die Mysterien feierten.

Es dürfte nicht unwahrscheinlich seyn, daß dieser heidnische Opferplatz der Göttin Cadania geweiht war, daß die gegenüber in der Nähe bestehende Stadt Kaadan, welche in Czechischer Sprache Cadaně, lateinisch Cadana benennt wird, ihren Namen dieser Gottheit, und ihren Ursprung dem nahen Tempel verdanke. Wenn uns Hajek in seiner böhm. Kronik bei dem Jahre 821 erzählt, daß ein

böhmischer Heerführer Kadan hier eine Veste gegen die Einfälle der Deutschen erbaut, von seinem Namen Kaaden benannt habe, welche in spätern Zeiten durch Ansiedler zu einer Stadt erwachsen ist, so verdient er schon deßwegen keinen Glauben, weil unser älteste Chronist Kosmas, und alle dem Hajek vorgegangene Historiker davon gar nichts wissen, und Hajek seine Dichtungsgabe so häufig erprobte, da er von jeder Burg einen Erbauer mit Namen und Veranlassung des Baues zu erzählen weiß. Es ist vielmehr wahrscheinlicher, daß Kaaden, so wie Welis, Beraun und andere Orte Böhmens ihre Namen aus der heidnischen Mythologie erhalten haben, da es gewiß ist, daß die Slawen eine Gottheit der Zukunft — der Vorhersagung — eine Pythonißa des griechischen Delphi, unter dem Namen Cadania verehrten. So wie in christlichen Zeiten Wallfahrtsorte häufig die Aufbauung ganzer Städte veranlaßten, eben so konnte in der Zeit des Heidenthums der Ruf, den einzelne größere Naturtempel und feierlichere Opferplätze sich erworben haben, ein größeres Zuströmen des Volkes aus weiter Ferne bewirken, und das Bedürfniß der Unterkunft herbeiführen, welches Ansiedlungen außerhalb des geheiligten Raumes befriedigten.

Es gibt noch einen zweiten ausgedehnten Burberg, welcher bei dem an seinem südlichen Fuße gelegenen Dorfe Czernitz beginnt, dann ziemlich steil gegen Norden aufsteigt und in einer kleinen bebauten Ebene endigt. Auch dieser Berg ist theilweise mit steilen Felsen umgeben, und scheint auf seiner Kuppe Steineinfassungen zu haben, welche aber noch genauer untersucht werden müssen, bevor sich über ihre Entstehung und Bestimmung eine begründete Muthmassung aussprechen läßt. Urnen-

scherben oder andere Überreste aus dem Heidenthume sind hier oberflächig nicht sichtbar.

Niklasdorf.

Dagegen sind auf dem Hügel, welcher bei dem Dorfe Niklasdorf, zur Herrschaft Klösterle gehörig, sich befindet, und auf welchem die Ortskirche steht, und zwar auf dem die Kirche umgebenden christlichen Friedhof, Urnenscherben sehr zahlreich zu finden.

Krenowitz.

Zwei Stunden westlich von der Kreisstadt Budweis, eine halbe Stunde nördlich vom Pfarrdorfe Duben liegt an einem Bergabhang das Dorf Krenowitz, in dessen Umgebung im Jahre 1836 nicht nur mehreren Bruchstücke von großen, alterthümlichen, aus einem röthlichen Thon dick gehaltenen Geschirren, deren Rand und Verzierung jenem auf der 23. Tafel Nr. 2. Vorgestellten gleich kömmt, sondern auch das auf der III. Tafel Nr. 4 abgebildete Gefäß ausgegraben wurde. Letzteres ist 4 ½" hoch, die größte Ausbauchung beträgt 3", der Rand ist glatt, nach innen gebogen; die Form ist jene eines Bechers mit einem Henkel, die punktirte Verzierung macht die Abbildung deutlich. Die Masse ist kaum ⅛" dick, sowohl von innen als auch äußerlich sind Brandspuren sichtbar.

Heidnische Geschirre von dieser Becherform gehören zu den seltenern. Bienenberg fand in Königgrätz ebenfalls zwei einhenklige Gefäße und liefert

chen sich auch mehrere Metallsachen sollen vorgefunden haben, die mir aber im J. 1833 weder gezeigt, noch beschrieben werden konnten. Man sieht in diesem Dorfe noch heutigen Tages deutliche Spuren von Schanzwällen, die es wahrscheinlich machen, daß einst, wenn nicht ein heidnischer Opferplatz, doch gewiß eine Burg oder Veste daselbst bestand. Im J. 1769 wurden innerhalb des verwallten Raumes sieben Stück Silbermünzen ausgegraben, welche Adaukt Voigt im 1. B. der böhm. Münzbeschreibung S. 214 dem Herzog Bretislaw zueignet, beschrieben und im Abdruck geliefert hat.

Dorf Zelenec.

Im J. 1802 wurden auf einem zum Dorfe Zelenec gelegenen Felde bei der Ackerung Grabturnen, beziehungsweise deren Trümmer ausgeackert, jedoch unbeachtet verworfen. Das Dorf Zelenec, gewöhnlich Selenetz genannt, gehört zum Gute Cirna, Kaurimer Kreises, und liegt 2½ Stunden westlich von Prag. Auch hier muß ich aufmerksam machen, daß der Ortsname Zelenec von Zel — Trauer, abgeleitet seyn dürfte.

Bei Neumetel.

Im J. 1817 wurden auf dem, unweit des Dorfes Neumetel gelegenen Berges Kossik viele Bruchstücke von Urnen gefunden, ohne daß durch eine weitere Nachgrabung das Innere dieser Begräbnißstätte wäre geöffnet worden.

Dieser Ort gehört zur Herrschaft Mostow, Berauner Kreises, und liegt 3 Stunden südlich von der k. Kreisstadt Beraun.

Gelegenheitlich bemerke ich, daß eine zwischen Neumétel und Libomissl gelegene Feldmark, bis heutigen Tages von dem Volke: Žižkowa Kuchyně, des Žižka Küche — aus dem Grunde benannt werde, weil nach der Tradition Žižka mit seinem Heere dort abgerastet und abgekocht haben soll.

Bei Drahobus.

Im J. 1818 wurde bei dem Dorfe Drahobus, dermal mit der Herrschaft Liboch, Leitmeritzer Kreises vereiniget, und eine Stunde südlich von der Stadt Ausche gelegen, eine an einem verlassenen hohlen Weg gelegene kleine Anhöhe zu einem Hopfengarten geebnet. Bei dieser Abgrabung fand man in einer Tiefe von 4 Schuhen, — nach der angränzenden Feldfläche gerechnet, in einer ovalen, zum Theil mit Erde verschütteten Höhlung, welche eine Breite von einem Schuh hatte, eine wohlerhaltene Urne aus schwarzem Thon, welche ich der k. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften zur Aufbewahrung übergab, und dermal in dem vaterländischen Musäum aufgestellt ist. In der Nähe dieser Urne, so wie an der zweiten Wand des Hohlweges wurden große Aschenklumpen, größere und kleinere Scherben, welche bauchigen Urnen angehört haben, gefunden. Die Urne und mehrere Scherben waren mit Paralellstrichen verziert. Auch fand man viele thierische Knochen; endlich zeigten sich auch unter diesen Urnentrümmern zwei schwache Uiberreste von menschlichen Körpern, die mit den Köpfen

gegen einander lagen, jedoch wurde von eisernen oder metallenen Geräthen nichts gefunden.

Bei dieser Gelegenheit erlaube ich mir eines naturhistorischen Fundes zu erwähnen, um ihn der Vergessenheit zu entreissen. In eben dieser Drahobusser Rachel nämlich wurden bei derselben Abgrabung in einer Tiefe von 16 Schuh — somit um 12 Schuhe tiefer als die oben beschriebenen Leichenreste — mehrere große Zähne, und ein ganz verwitterter Kinnbackenknochen in einem gelben Thonmergellager gefunden. Die Zähne, welche keiner unserer gegenwärtig klimatischen Thierart anzugehören scheinen, übergab ich der k. Gesellschaft der Wissenschaften, so wie die Theile eines großen Thierkopfes, welche im J. 1810 nahe bei dem Schlosse Schnödowitz, Leitmeritzer Kreises, 1½ Stunde südöstlich von der Stadt Ausche, ebenfalls bei Ebenung einer Rachel im Thonmergellager ausgegraben wurden. Auch diese Kopfknochen scheinen einer Thierart anzugehören, die gegenwärtig hierlandes nicht besteht.

Ich bringe in Erinnerung, daß bereits Balbin in seinen Miscel. Dec. I. Lib. I. c. 49 und 50, dann Dr. Mayer im 6ten Band der Abhandlungen einer Privatgesellschaft in Böhmen S. 260, von Knochen nicht einheimischer Thiere, die in Böhmen gefunden werden, geschrieben haben.

Dorf Kwilic.

Bei dem zur Herrschaft Smetschna Rakonitzer Kreises gehörigen, 1½ Stunde westlich von Schlan gelegenen Pfarrdorf Kwilic besteht ein

10' hoher steinerner Untersatz, auf welchem dermal ein eisenes Kreuz aufgestellt ist. Die Volkssage behauptet, daß zur Zeit des Heidenthums ein Götzenbild auf diesem Gestell gestanden habe.

Der Ortsname Kwilic ist höchst wahrscheinlich von Kwiliti — heulen abgeleitet, und berechtiget zu der Muthmassung, daß daselbst die der Erde übergebenen Verstorbenen beweint wurden.

Dorf Rostok.

Auf dem Gute Rostok, Rakonitzer Kreises, $1\frac{1}{2}$ Stunde nördlich von Prag, am linken Moldauufer, wurden bei Gelegenheit eines im herrschaftlichen Maierhofe vorgenommenen Baues zwei Urnen mit Asche und Menschenknochen gefüllt, nach der vom Gutsbesitzer Hrn. Dr. J. Löhner mir mitgetheilten Nachricht bereits vor mehreren Jahren ausgegraben.

Städtchen Milin.

Bei dem Städtchen Milin Berauner Kreises wurden öfter insbesondere im J. 1825 Urnen ausgegraben, deren Beschaffenheit, da sie unbeachtet verworfen wurden, nicht angegeben werden kann.

Dorf Gezowic.

Bei dem Dorfe Gezowitz Rakonitzer Kreises, eine Stunde südwestlich von Budin entfernt, fand man bei Abgrabung des nach Mzedhost füh-

tenden Weges an der Kirchhofmauer einen aus Quadersteinen zusammengesetzten Block von 8' Länge, 4' Breite, 4' Höhe. An beiden Seiten desselben waren deutliche Spuren, daß große Kesseln daselbst eingemauert waren. In einer Entfernung von vier Schuh davon, waren zwei große Aschenhaufen. Von diesem Steinblock 10' entfernt waren rund herum verweste Menschenleichen mit den Köpfen gegen Sonnenaufgang gerichtet, und es machten die Spuren von ganz vermodertem Holz es wahrscheinlich, daß diese Leichen einst in hölzernen Särgen lagen. Ueber den Schultern und an dem Kopfe fand man platte Steine, von der Größe eines halben Bogen Papiers, mit welchen die Gräber gleichsam eingefaßt waren. Unter den Köpfen vieler Leichen entdeckte man kupferne Ringe von verschiedener Größe, aber einerlei Form. Einige waren mit einem Gold-, einige mit einem Silberblättchen überzogen. *) Ob auch Urnen gefunden wurden, ist nicht zu erforschen. Auch in weiterer Entfernung waren Menschengerippe aber ohne Ringen.

Stadt Kolin.

Bei der k. Stadt Kolin, Kaufimer Kreises, an der Mauer des akatholischen gegen Czaslau gelegenen Leichenhofes wurden im Jahre 1830 drei gut erhaltene Urnen ausgegraben, und in das vaterländische Museum abgegeben, welche sich durch ihre besondere Größe merkwürdig auszeichnen. S. auf der XXXIII. Tafel 1. 2. Die größte hat in ihrer weitesten Breite a b einen Umfang von

*) S. Litt. Magazin von Böhmen und Mähren, von J. Dobrowsky. II. Heft. S. 154. Prag, 1786.

5′ 1 ½,″ in ihrer Höhe c d 1′ 7″. Der Durchmesser des obern Randes e f mißt 1′ 2 ½″. Der Durchmesser a b 1′ 8 ½.″ Ober dem Bauch sind 4 hohle Henkel in gleichen Entfernungen. Die zweite f. 2. scheint der Untersatz dieser großen Urne gewesen zu seyn, wenigstens paßt letztere mit ihrem Untertheil ganz in erstere.

Dieser Untersatz fig. 2. mißt in der Höhe 9 ¼,″ im Durchmesser c d 1′ 3 ½″ im Umfang 4′ 4 ½.″ Die dritte hat eine Höhe von 5 ½″ einen Umfang von 1′ 5,″ in der obern Oeffnung einen Durchmesser von 5 ½,″ im Bauche von 5 ⅔.″ Ihre Form ist die einer gewöhnlichen Urne.

Alle 3 Urnen sind schwarz, in der Masse stark, und haben den gewöhnlichen Bleiglanz. Verzierungen findet man an ihnen nicht. Diese Koliner und die bei Heratitz ausgegrabenen Urne sind wohl die größten in Böhmen aufgefundenen Urnen.

Unter den von Bienenberg im II. Band seiner Alterthümer Böhmens, beschriebenen Urnen hat die größte nur eine Höhe von 9″ und einen Durchmesser von 10;″ den Abbildungen, welche im 9. Heft der Materialien zur alten und neuen Statistik Böhmens der S. 299 gelieferten Beschreibung von den in Wehoschan ausgegrabenen Urnen beigegeben sind, fehlt der Maßstab im Texte und bei der Abbildung.

In den vielen Werken, die ich über Urnenausgrabungen in Deutschland und in andern Ländern gelesen habe, fand ich nur folgende Nachrichten von sehr großen Urnen. Zu Lawalde bei Grünberg in Schlesien fand Worbs im J. 1816 eine Urne, deren obere Oeffnung 1′ im Durchmesser hatte; *) Dorow in s. Röm. und Deut-

*) S. Korrespondenz der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur. S. 45.

schen Alterth. am Rhein erwähnt einer bei Wiesbaden gefundenen Urne von 1' 8'' Höhe, 1' 9'' Breite im Bauche. Unter ihr lag ein sogenannter Donnerkeil $1 \frac{1}{2}$'' lang, $\frac{1}{2}$'' breit.

Dr. Wagner erzählt in Kruse's deutschen Alterth. II. B. 6. Heft, daß er an der schwarzen Elster zwischen Schlieben und Malitschken Dorf 2 große, über eine Elle hohe Urnen ausgegraben habe, und S. 11 seines Aegypten in Deutschland beschreibt er den Fund einer $16 \frac{1}{2}$'' im Durchmesser haltenden, mit Knochen und Asche gefüllten Urne, die in einer noch größern Schale — also wie die Koliner Urne — stand. Beide Wagnerische Funde, da sie an der schwarzen Elster in den ehemaligen Wohnsitzen der Wenden Statt fanden, bewähren so wie die Koliner Riesen-Urnen, daß sich slawische Völker derselben bedienten. In der Amtshäußer Haide nahe am Fückenbach zwischen Bielefeld und Halle dann in Burgchemnitz wurden 1821 Urnen gefunden, welche $12 \frac{1}{4}$'' hoch waren, am Bauche einen Umkreis von 1 Elle 21,'' an der obern Oeffnung von 1 Elle 12'', am Boden von $15 \frac{1}{4}$'' hatten. *). Dorow führt ferner eine ebenfalls bei Wiesbaden ausgegrabene Urne von gelbem Thon an, welche 1' hoch, 1' 1'' im Bauche breit, mit 2 hohlen Henkeln versehen, mit Punkten und Strichen verziert ist. Beide Wiesbadner Urnen unterscheiden sich von der Koliner in der Figur dadurch, daß die obere Oeffnung und der Boden viel kleiner als bei der Koliner sind.

Ich bedaure, daß ich über die Umstände der Ausgrabung der Koliner Urne über den bei ihr

*) S. zweiten Bericht an d. Mitglied. des sächs. Vereins für vaterl. Alterth. Leipzig, 1826.

vorgefundenen Inhalt, über ihre Umgebung nichts näheres erfahren konnte.

Dorf Zahor.

Im J. 1802 wurden in dem Dorfe Zahor Elbogner Kreises, welches am rechten Ufer des Flußes Strela, und nahe an dem merkwürdigen Berge Wladar gelegen, zur Herrschaft Chiesch gehörig ist, bei Gelegenheit, daß der zum Hause Nr. Kons. 3 gehörige Garten planirt wurde, menschliche Skelette, Urnen und Asche gefunden. Eine nähere Beschreibung dieser Gegenstände konnte ich eben so wenig als die Nachweisung: wohin sie gekommen sind, erhalten.

Bei Czistowes.

Bienenberg in seiner Geschichte von Königgrätz S. 79 Anmerkung 3 führt an, daß beiläufig im J. 1750 ein Bauer bei Erweiterung seines Gartens im Dorfe Czistowes. zur Herrschaft, Horzeniowes, Königgrätzer Kreises gehörig, zwei Urnen ausgegraben habe. Ihre Beschaffenheit wird nicht angezeigt.

Bei Kocwar.

Im J. 1802 wurden bei Kocwar, einem zur Herrschaft Lochowic, Berauner Kreises gehörigen zwei Stunden südlich von der Kreisstadt Be-

raun entfernten Dorfe 21 mit vielen zum Theil großen Steinen bedeckte Grabhügel von dem Kanonikus Arnold entdeckt. Ihre Beschreibung mit Abbildungen der ausgegrabenen Gegenstände lieferte derselbe in einem Aufsatz, der im I. Bande der neuen Abhandlungen der k. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften Prag 1804 vorkömmt. Man fand unter den Steinplatten gewöhnlich eine große Urne mit Asche, die von kleinern umgeben war. Viele Asche, unter diesen verschiedene Knochen von Menschen und Thieren, Kohlen, eiserne Schwerter, metallene Ringe, Bundnadeln, wurden in diesen Grabhügeln gefunden; diese Hügel hatten 5 bis 10 Klafter im Durchmesser, bis 6′ in der Höhe. Der Ortsname Kočwar, kann nach Dobrowsky *) abgeleitet werden von Koczewje, Koczewicze, ein Ort, wo sich ein herumziehendes Volk Koczewy národ, lagert, oder niederläßt.

Dorf Lochowitz.

In spätern Jahren wurden bei Gelegenheit, als der Grund zu einem hölzernen Feldkreuz gegraben wurde, die Skelette von drei nebeneinander liegenden Leichen, und an deren Seite ein vom Roste beinahe verzehrtes eisernes Schwert, in der Nähe des Ortes Lochowitz gefunden; und im J. 1819 wurden eben in der Umgegend von Lochowitz Urnen und Lanzenreste ausgegraben; diese zwei Funde sind nirgend beschrieben, sie sind mir blos aus verlässigen mündlichen Berichten bekannt.

*) In dessen der oben angeführten Abhandlung beigefügten Anmerkung.

Dorf Ginec.

Über die sogenannte Streitmeißl, Securis missilis.

Kaum eine Stunde südlich von diesem Lochowitz liegt in demselben Berauner Kreise der Ort Ginec von welchem die umliegende Herrschaft den gleichen Namen hat. Im Bezirke dieser Herrschaft liegt der Berg Plessiwec auf dessen Hochebene Spuren ehemaliger Verschanzungen bestehen. Hier wurden im J. 1825 bei Wegräumung eines Hügels zwei und dreißig bronzene verschiedenartige alterthümliche Gegenstände, unter andern auch solche Stücke, wie Bienenberg im III. Bande s. Alterthümer T. 1 f. 1 sie abgebildet liefert, gefunden. Dieser und andere Alterthumsforscher nennen solche metallene Werkzeuge Abhäutmesser, welche zum Abhäuten der Opferthiere gebraucht worden seyn sollen. Ich möchte sie vielmehr für technische Werkzeuge überhaupt halten, welche die Stelle unsers heutigen Hobels oder Stemmeisens vor der Erfindung und dem Gebrauch des Eisens vertreten haben mögen. Hätten sie blos die Bestimmung des Abhäutens gehabt, wären sie nur Werkzeuge für Gottesdienstliche Geschäfte gewesen, so würden sie uns kaum in so verschiedener Form vorkommen, als sie oft an demselben Orte ausgegraben werden, denn ein einfacher Zweck fordert auch nur einerlei Werkzeug, und zu allen Zeiten hat man nicht gerne an solchen Geräthen Aenderungen vorgenommen, welche beim religiösen Kultus gebraucht wurden. Diese sogenannten Abhäutmesser haben aber nicht allein an ihrer scharfen wirksamen Seite, sondern auch in jenen Theilen, worein eine hölzerne Handhabe einzupassen war, verschiedene Formen, wie es die von H. D. Büsching in seinen heidnischen Alterthümern Schlesiens

T. IV. von Caylus im Recueil d'Antiqutes T. II. vom Bienenberg im 3. Bande s. Alterthümer Böhmens, F. A. Wagner in s. Egypten in Deutschland, T. IV. f. 11 u. a. m. gelieferten Abbildungen dieser Werkzeuge deutlich zeigen. Andere glauben, daß sie zum Abkratzen des für den Gottesdienst bestimmten Harzes dienten. Wenn gleich es für dieses Geschäft allerdings paßte, so folgt doch nicht, daß es ausschlüßlich dazu verwendet wurde.

Ich kann mich am wenigsten mit der Meinung befreunden, daß dieses Werkzeug eine Art Kriegswaffe war. Jene, welche dieses behaupten, nennen es auch Steitmeisl — securis missilis. Das, bei einigen an einem Ende vorkommende Loch veranlaßte die Vermuthung, daß in diesem Loch ein Riemen angebunden war, mit welchem diese Waffe, wenn sie gegen den Feind geworfen wurde, wieder zurückgezogen werden konnte. Die Unsicherheit und Unbehüflichkeit einer solchen Wurfswaffe leuchtet von selbst ein. Waffen haben zum Zweck, den Feind zu tödten. Dazu sind spitzige Werkzeuge immer geeigneter, als runde, wie die vorliegenden sind, welche auch durch ihre geringe Schwere keine große Wirkung hervorbtingen könnten, da sie nur zwischen 20 bis 28 Loth zu wägen pflegen. Warum sollten wir aber auch in allen ausgegrabenen heidnischen Gegenständen nur immer religiöse Werkzeuge und Waffen, warum nicht auch technische Werkezuge erblicken, da wir so viele aus Metall, Thon, Stein, Bein verfertigte Gegenstände der heidnischen Vorzeit zu Gesicht bekommen, deren Glätte, Rundung, Bohrung, Zuspitzung, Theilung, Verzierung doch offenbar dahin weiset, daß sie nicht blos mit den fünf Fingern der menschlichen Hand, ohne gewisse schneidende, glättende, bohrende Werkzeuge verfertigt worden

sind? Daß wir diese Werkzeuge aus den Gräbern unserer heidnischen Voreltern ausgraben, macht sie nicht zu religiösen Geräthen oder Waffen. So lange es keine Grabschriften gab, welche den Namen und Stand des Beerdigten enthalten, war es natürlich, daß man ihm die Attribute seines Standes mit in die Grube gab, sey es in der Absicht, damit er nach der Meinung der Zeit die Geschäfte seines Berufes auch in der andern Welt fortsetzen könne, oder, was mir wahrscheinlicher ist, damit aus dem Attribute seine Nachkommen erkennen mögen, wessen Asche oder Gebeine hier ruhen. Die Liebe zu den Verstorbenen, welche sich heutigen Tages durch die Aufbewahrung der Leichen in metallenen Särgen, in gemauerten Grüften, in abgesonderten Gräbern, die sich durch die Bezeichnung der Grabstätten und durch Grabschriften, selbst bei den gemeinsten, guten Menschen ausspricht, dürfen wir unsern heidnischen und wahrscheinlich noch sinnlichern Vorfahren nicht absprechen; auch sie wollten wissen, und ihren Nachkommen bezeichnen, wo die irdischen Uiberreste theurer Personen im Schoße der Erde ruhen; und da es nur den Mächtigern und Vornehmern vorbehalten war, unter einem großen Erdhügel ganz abgesondert zu ruhen, so konnten die Uibrigen das Grab oder die Urne, welche die Asche des Vaters oder der Gattin enthielt, nicht anders, als mit einer — meistens aus der Beschäftigung des Verblichenen gewählten Beilage bezeichnen. Hat man doch, wie Kruse in s. Alterth. 1. B. 5. Heft S. 4 berichtet, in nordischen Grabhügeln sogar kleine Schiffchen gefunden; was kann diese Beilage anders bezwecken, als die Bezeichnung der Ruhestätte eines Mannes mit einem Symbol seiner betriebenen Beschäftigung? Diesem gemüthlichen Gebrauche mögen wir es wohl haupt-

sächlich verdanken, daß solche im Heidenthume üblich gewesene Werkzeuge bis auf unsere Zeiten erhalten wurden. Denn andere im Gebrauche gestandene wurden, wenn sie ganz abgenützt waren, verworfen, oder nach den, von Zeit zu Zeit entdeckten Verbesserungen, umgearbeitet.

So wie aber heutigen Tages die meisten technischen Werkzeuge nicht bloß aus Metall, sondern auch aus Holz bestehen, ebenso, ja wegen der damaligen Seltenheit des Metalles noch mehr, war es auch im heidnischen Alterthume. Die hölzernen Bestandtheile an den Werkzeugen der Heiden hat der Zahn der Zeit ganz verzehrt. Nur das Metall, oder den Stein, oder das Bein haben wir noch. Wie schwer ist es, bloß aus diesen Ueberresten zu beurtheilen, welcher Arbeit es gedient hat? Das vorliegende Werkzeug aus Bronz war nach seiner ganzen Struktur, nach der keilförmigen Schärfe seines gerundeten, breiten Endes ganz dazu geeignet, gegossene, metallene Gegenstände, Ringe, Fiebeln, Bukeln u. s. w. von ihren Unebenheiten schabend zu befreyen, vollkommen zu glätten; auch steinerne Gegenstände konnten auf gleiche Art geebnet werden, und selbst zum Spalten und Schneiden konnte es gleich unserem Stemmeisen verwendet werden, wenn es durch angebrachte Schläge an den eingesetzten hölzernen Heft, getrieben wurde.

Aehnliche Werkzeuge, wie diese vorbenannte, fand man in Böhmen an vielen Orten; insbesondere wurden sie nach der Erzählung Bienenbergs im 3. B. s. Alterthümer S. 7. u. s. w. zu Rostok, zu Dobrusska — beides im Königgrätzer, zu Hostaun im Rakonitzer Kreise, und in neuerer Zeit *) in Chocenitz Pilsner, in Chudenitz

*) S. Verhandl. des vaterländ. Musäums. 4. Heft 1826. S. 52. u. s. w.

Klattauer, in Rattai Kaurimer, auf der Herrschaft Gitschinowes, Bidschower, in Wossow, Berauner Kreises ausgegraben. Am letztern Orte waren 8 ganze und 3 gebrochene; an einer waren 3 aneinander befestigte Ringe angebracht, von denen der nächste in das Oehrchen eingefügt ist. Einige dieser Meißel sind nach vorne statt keilförmig, mehr abgerundet, in der Art, wie sie bei Bienenberg 3. B. T. I. f. 3. vorkommen.

Man hat solche Meißeln häufig in Frankreich, England, Skandinavien, Deutschland, Schlesien, Lausitz gefunden. Insbesondere fand man sie in der neuesten Zeit in den Grabhügeln des Gehölzes unfern Wiesbaden zwischen Urnen, Steinhämmern, Pferd und Menschenknochen, Nadeln, Spornen, Ringen, Asche und Kohlen *), dann im J. 1829 bei dem Dorfe Tschossig, eine Stunde von Glogau 13 an der Zahl, in Gambach, unweit Butzbach, in einer Tiefe von 3—4' **), in Zittau und Albersdorf in der Lausitz ***), am Teufelsstein beim Dorfe Bieli in der Lausitz †), zu Oberfarrenstädt unfern Hornburg im halberstädtischen Gebiethe. ††)

Das Vorhandenseyn dieser Werkzeuge bei so vielen und verschiedenen Völkern: als die Celten, Gallier, Germanen und Slawen sind, ist nicht zu übersehen; es deutet auf einen allgemeinen Gebrauch dieses Geräthes, und dürfte in der Folge

---

*) S. Darow's Opferplätze und Grabhügel der Germanen und Römer am Rhein.

**) Bericht d. deutschen Gesellsch. für Alterth. und Sprache in Leipzig f. d. J. 1829. S. 14.

***) Anzeiger der oberlaus. Gesellsch. d. Wissensch. vom J. 1798. S. 43.

†) Neues Lausitz. Magaz. 7. B. 4. Heft.

††) Kruse's deutsche Alterth. I. B. 5. Heft.

zu einer noch glücklicheren Errathung seiner Bestimmung führen.

Unter den Sinetzer broncenen Funden war auch eine Lanzenspitze, die auf einen Schaft gesteckt werden konnte, und der von Bienenberg im 3. B. T. 1. f. 2 gelieferten Abbildung gleicht; ferner 13 Ringe von verschiedener Größe und Dicke, theils glatt, theils zierlich gravirt, mehr oder weniger geschlossen. Merkwürdig ist ferner ein großer, oblonger, oben und unten abgerundeter, zu beiden Seiten in der Mitte eingebogener Reif von Fingersdicke. Die schmalen Oeffnungen zu beiden Seiten des Einbugs zeigen an, daß in der Mitte ein plattes Querstück durchgezogen gewesen seyn mag. Wahrscheinlich war dies ein Schmuck, den man dem Verstorbenen mitgab, um Kleidungsstücke gefaltet durchzuziehen.

Ebenfalls zur Zierde mag der spiralförmig gewundene noch jetzt elastische Bronzdraht, der zwei nach entgegengesetzten Seiten gewundene, zusammenhängende, ein querliegendes lateinisches S bildende Kreise darstellt, gedient haben. An einer Seite sind einzelne Dräthe im Innern des Kreises gravirt. Solche gewundene Dräthe, oft von stärkerem Drath, und locker und somit höher aufwärts gewunden, sind in den Jahren 1827 — 28 bei Sinsheim im Großherzogthum Baden *) bei Melkendorf **) unfern Wirzburg ***) zwischen Helmstädt und dem Elenwald †) bei Keuschberg und Dürrenberg, an der Saale ††) zu Conewic bei Leipzig †††)

*) Beschreibung der 14 alten Todeshügel bei Sinsheim von K. Wilhelmi. Heidelberg, 1830. S. 77.
**) Bericht des hist. Vereins zu Bamberg. 1834. S. 58.
***) Bericht des Sinsheimer Alterth. Vereins f. d. J. 1834. S. 42.
†) Deutsche Alterth. I. B. 1. H. S. 47. II. 2. S. 146.
††) Ebenda I. B. 3. H.
†††) 2ter Bericht an den sächsischen Verein f. Alterth. in Leipzig.

und an mehreren andern Orten Deutschlands, Schlesiens und der Lausitz in Gräbern gefunden worden. In Böhmen wurden sie, wie oben gesagt wurde, auch zwischen Protzen und Zebus, in Urnen aufbewahrt, ausgegraben. Nicht immer bilden sie ein Doppelgewinde, öfter erscheinen sie als ein einzelner, aus Drath gewundener, 4 bis 5'' hoher Cilinder. In dieser letztern Gestalt können jene, die einen angemessenen Durchmesser haben, gleiche Bestimmung mit unsern heutigen Armbracelets gehabt haben, welche auch Männer, besonders an den Handgelenken, getragen haben mögen, um diese gegen feindliche Verletzungen zu schützen, ohne doch bei der Elasticität der Ringe in der freien Handbewegung gehindert zu seyn. Jene aber, welche den Durchmesser eines gewöhnlichen Fingerringes haben, oder aus einem Doppelgewinde, wie der Ginecer, bestanden, hatten nach meiner Meinung die Bestimmung, das durchgezogene Haar, welches von beiden Geschlechtern unserer heidnischen Vorfahren lang gehalten wurde, festzuhalten, und dessen unbequemes Vorfallen über das Gesicht zu verhindern.

Sicheln bei Chocenitz, Ginec und Freistadt ausgegraben.

Zu den seltenen und sowohl in Deutschland, als in Böhmen nur in den neuesten Zeiten vorgekommenen Ausgrabungsgegenständen gehören kupferne und bronzene Sicheln. Es wurden deren im J. 1830 in Böhmen bei Ginec im Komorsker Waldrevier, früher in Chocenic, Berauner Kreises, ferner in Oberösterreich in der Nähe von Freystadt in einem Felde gefunden, und an das

vaterländische Musäum abgegeben. *) Bei dem Ackern eines Feldes in der Umgegend von Freystadt rollte die Erde durch eine vom Zahn der Zeit entstandene Oeffnung in ein unterirdisches Gewölb, in welchem man nebst mehr als 50 solcher bronzenen Sicheln auch einen Klumpen von rohem Bronz fand, woraus einige schließen wollen, daß, da die Sicheln Gußwaare und ungebraucht sind, in der ältesten Vorzeit hier eine Gießerei von Bronzsachen war. Das böhmische Musäum besitzt von solchen Freistädter Sicheln 3 Stück, von den Ginetzern 4 Stück, ich liefre eine Abbildung derselben im verjüngten Maßstabe (Tab. XXXIII. f. 6, 7) und beschreibe sie zur deutlichern Auffassung. Die Oesterreicher Sicheln N. 6 sind größer als die Ginetzer N. 7, ungebraucht, während die letzteren manche Risse und Verbiegungen haben. Die Gestalt ist bei beiden ganz ähnlich; sie haben nämlich in a einen Absatz, der aber viel zu klein ist, um das Werkzeug in der Hand zu halten. Es scheint daher zu diesen Sicheln noch ein durch die Zeit eingegangenes Holz als Handhabe zu gehören, in welchem der Untertheil b saß, an welchen die Sichel durch den Absatz a gedruckt, und mittelst einer durch eine vorhandene Oeffnung anzubringende Schraube oder Nagel befestiget wurde. Nur die Ginetzer Sicheln haben diese Oeffnung, die Oesterreicher Sicheln, da sie erst fertig gewordene Gußwaare sind, sollten vermuthlich erst später diese Durchlöcherung erleiden. An einer dieser Oesterreicher Sicheln ist bei dem Absatz a noch ein Ansatz von Bronze, welcher zeigt, daß bei a das Gußloch der Form war, welches im Gießen sich immer mit Metallfluß an-

*) S. Verhandl. der Ges. des vaterl. Musäums. 4. Heft. 1826. S. 55. Jene vom J. 1832. S. 11. 41.

füllte, und erst nach dem Guß abgefeilt werden mußte. Dieser Ansatz bewährt zugleich, daß die in Oesterreich gefundenen und im vaterländischen Musäum aufbewahrten Sicheln als rohe Gußwaare ohne weitere Zuschickung auf uns gekommen sind. Sie sind, wie es die Abbildung zeiget, bedeutend breiter als die böhmischen, doch stimmen beide darin überein, daß der Rücken dick gerundet, und meines Erachtens hohl ist.

Die Oesterreicher Sichel mißt 6 ½″ von d bis e, die Breite f g ist 1 ¾″.

Bei der Ginetzer Sichel hat die Höhe d e 5 ⅓″, die Breite f g 1 ⅛″.

Uiber die Bestimmung dieser Sicheln lassen sich nur Muthmassungen aussprechen. Dorow sagt im seinem Werke „Opferplätze und Grabhügel der Germanen und Römer″ nur im Allgemeinen: daß sie ökonomische oder religiöse Werkzeuge waren.

Nach meiner Meinung ist es sehr unwahrscheinlich, daß sie eine ökonomische Bestimmung hatten. Es hat allerdings seine Richtigkeit, daß unsere Vorfahren früher im Besitze von Bronze und Kupfer als von Eisen waren, und aus Mangel des Eisens auch Schneidewerkzeuge z. B. Messer aus Kupfer, oder Bronze verfertigten. Allein aus dieser Zeitperiode scheinen mir weder die Freistädter noch die Ginetzer Sicheln zu seyn. Die geschickte Arbeit, die angenehmen Formen und Verzierungen scheinen einer spätern Periode anzugehören, in welcher auch schon eiserne Werkzeuge üblich waren. In dieser spätern Periode würde man aber zu Getreidesicheln, die für den Gebrauch eine vorzügliche Schärfe haben müssen, und sich so schnell abnützen, viel eher Eisen als Kupfer oder Bronze gewählt haben. Die kleinere Form, die Nettigkeit der Arbeit, die Verzierungen durch Striche, Vertiefungen,

Erhöhungen, machen es daher wahrscheinlich, daß sie eine religiöse Bestimmung gehabt haben mochten. Entweder hat man mit ihnen, das zu Opfern bestimmte Getreide vom Felde abgeschnitten, oder mit diesem an einer Stange befestigten Werkzeng den unsern heidnischen Vorfahren heiligen Mistel von der Höhe des Baumes abgelöst, oder endlich waren diese bronzenen Sicheln Symbole des Feldbaues, die man den zur Erde bestatteten Uiberresten eines größern oder ausgezeichneten Landbebauers beilegte, so wie man mit den Helden, mit dem Krieger wirkliche Waffen und Symbole der Tapferkeit begraben hat.

Am wenigsten kann ich der nach Dorow's Bericht von Hrn. Schaum in seiner im J. 1819 herausgegebenen, aber durch den Buchhandel nicht verbreiteten Beschreibung der Fürstl. Braunfelsischen Alterthümersammlung ausgesprochenen Meinung beipflichten, als wären diese Sicheln für den sogenannten Sichelwagen, der furchtbarsten kriegerischen Zerstörungsmaschine des Alterthums bestimmt, und zu beiden Seiten des Wagenkastens mit der Schneide vorwärts ein Schuh nebeneinander befestiget gewesen. Für diesen Zweck wären sie offenbar zu schwach konstruirt, und zu schön ausgefertiget.

Außerhalb Oesterreich und Böhmen wurden, so viel ich erforschen konnte, noch an folgenden Orten bronzene Sicheln ausgegraben: in der Lausitz auf dem Linwesberg bei Liebstein, wo im J. 1798 eine solche Sichel nebst Spornen und andern eisernen Bruchstücken gefunden wurde. *) Bei Gambach, Amts Hunger, unweit Butzbach fand

*) Anzeiger der Oberlaus. Ges. d. Wissenschaft v. J. 1798. S. 43.

ein Bauer beim Pflügen eines Ackers nebst dem bekannten Streitmeißln (securis missilis) eine gegossene, ungebrauchte, geschmackvoll gearbeitete Sichel von Bronze, 4 Zoll hoch; 6'' im Durchmesser des Bogens, 1'' breit. *) Hinter dem Dorfe Grötz- schen bei Hohenmölsen wurden im Jahre 1824 bei Ausrodung eines Waldes in einer Tiefe von 3' etwa 50 kupferne Sicheln, in der Größe der heut zu Tage gewöhnlichen Sicheln gefunden; statt des Griffes haben sie einen Kopf zum halten. Auf dem Hug, einem waldigen Höhenzug im Fürstenthume Halberstadt wurde eine derlei Sichel ausgegraben, welche 11'' lang war, und in der größten Breite 1 1/4'' hatte. Bei Lindau im Torfmoor wurde ein kleineres, bei Raitsch unfern Torgau ein größeres sichelförmiges bronzenes Messer gefunden. **) An der schwarzen Elster zwischen den Städten Ubigau, Jessen, Schlieben, wo D. Wagner große theatralische heidnische Opferplätze, und sehr viele Begräbnißorte mit unzähligen Urnen, Knochen von Schweinen, Pferden, Hirschen, Rehen, Bibern, Elenthieren, Waitzen, Hirsen, Wicken, Erbsen, Eicheln und unbekannten Gesäme, Geräthe aus Thierknochen, Schlagsteine, Messer, bronzene Nadeln u. s. w. fand, hat derselbe auch metallene Sicheln gefunden. ***)

Auch in den zu Connewic, einem Dorfe unweit Leipzig aufgegrabenen, wahrscheinlich Sorbenwendischen Begräbnißplätzen fand man nebst

*) D. Dorow's Opferstätte und Grabhügel der Germanen und Römer am Rheine. 1826. II. Abth. S. 35.

**) S. Jahne's Bericht auf das J. 1831 für die deutsche Gesellschaft zur Erforschung der Alterth. u. Sprache. S. 7.

***) S. D. F. A. Wagner's. Tempel und Pyramiden der Urbewohner auf dem rechten Elbeufer. Leipzig. 1828. Dann dessen Abhandlung in deutschen Alterthümern. II. B. 2. und 3. Heft, und dessen Abh. im Bericht der deutsch. Gesellsch. für Alterth. u. Sprache in Leipzig f. d. J. 1831.

vielen Urnen, kalcinirten Knochen, Nadeln u. s. w. eine metallene Sichel. *)

Nach dem Bericht des k. Ingenieur F. Panzer **) wurde bei Giebelstadt eine eiserne, und bei Jessen an der schwarzen Elster sogar ein Sichel aus Stahl ausgegraben.

Es ist nicht zu übersehen, daß die meisten dieser Gegenden, wo bisher solche Sicheln ausgegraben worden sind, einst von Slawen, entweder als Volk, oder als Kolonisten bewohnt waren. Schon jene Geschichtschreiber, welche die ersten von den slawischen Völkern sprechen, schildern sie als ein den Ackerbau und die Viehzucht liebendes und betreibendes Volk. Die Ausgrabungen der bronzenen Sicheln, wenn wir diese gleich nicht als unmittelbare Werkzeuge des Ackerbaues, sondern nur als Symbole desselben, und als ein dem beerdigten Grundbesitzer mitgegebenes Attribut betrachten, dürften es somit wahrscheinlich machen, daß sie aus jener Zeit stammen, wo Slawen da wohnten. Ich wäre schon deshalb nicht geneigt, diese Sicheln für eine durch den Handel von auswärts, etwa von den Römern bezogene Waare zu halten, weil in jener Höhle bei Freistadt so viele noch ungebrauchte Sicheln, und sogar ein Klumpen Bronz gefunden wurde, welcher doch offenbar, als roher Stoff des Fabrikates dahin deutet, daß die Sicheln an Ort und Stelle verfertiget worden sind.

---

*) S. 2ten Bericht an die Mitglieder des sächsischen Vereins zur Erforschung und Bewahrung vaterländ. Alterth. zu Leipzig. 1826.

**) Bericht über einige in der Umgegend von Würzburg ausgegrabene Alterthümer. 1832. S. 28. T. V. f. 46.

Steinerne Keulen — Donner-Thorsteine.

In der Umgegend des Schlosses Rischburg, Rakonitzer Kreises, der Ruine Klapey (Hasenburg), Leitmeritzer Kreises; des Dorfes Konossin bei Dolan, Klattauer Kreises, des Schlosses Manderscheid (Dobrzegowic), Kaurimer Kreises, wurden zu verschiedenen Zeiten Pfeile, Schwerter, steinerne Beile und Streithämmer, sogenannte Donnerkeile, Thorsteine zwischen Urnentrümmern gefunden, welche das vaterländische Musäum aufbewahrt. *)

Bei Czaslau, auf meinem Gute Zwikowetz, Pilsner, auf dem Gute Czeytitz, Bunzlauer Kreises, bei Schlan, in Raudnitz, bei dem Dorfe Woboschan unweit Teplitz, auf den Feldern der Umgegenden von Trautenau, Policzan, Chotieborek, Dubenetz, Sedlitz, Königgrätzer Kreises **), in der Umgegend von Kuttenberg, Zerhowitz ***), bei Mies und Lobositz wurden gleichfalls zu verschiedenen Zeiten solche sogenannte Streithämmer gesammelt. Sie sind meistens von grünem Serpentinstein, das Loch gewöhnlich in der Mitte, seltner an dem dickern Ende, sehr glatt und rein gebohrt. Hr. Ritter v. Neuberg besitzt einen solchen Streithammer, dessen Loch erst zur Hälfte ausgebohrt ist.

Die im vaterländischen Musäum aufbewahrten Streithämmer aus Raudnitz und Czaslau unterscheiden sich durch ihre Unförmigkeit, Schwere, Größe

*) S. Archiv der Geschichte und Statistik insbesondere für Böhmen. I. S. 99.

**) Bienenberg's Versuch über einige Alterth. Böhmens. III. S. 10.

***) Zeitschrift des vaterl. Musäums. 1829. 6. Heft. 1830. 2. Heft.

und Form. Sie haben die Oeffnung am obern breiten Theil, von welchem sie in eine runde Spitze wie eine Holzart zulaufen, während bei andern die Oeffnung in der Mitte, wo der Stein die größte Breite hat, ist, und der Hammer gegen beide Enden in fassettirten Flächen spitzig endet. Die unförmigern schweren steinernen Aexte könnte man eher für technische Werkzeuge oder Waffen anerkennen, als die kleinern, rein geflächten, in der Mitte durchbohrten Steine; das Gewicht der erstern ist 3 Pf. 29 Loth, der letztern 13 Loth bis 1 Pf.

Diese Letztern werden noch heutigen Tages von dem böhmischen Landmanne als ein Familien-Erbstück sorgfältig und geheim aufbewahrt und ihnen die Wunderkraft beigemessen, daß sie durch Bestreichen der leidenden Theile gichtische Schmerzen, Uiberbeine, Krankheiten der Küheiter heilen.

Dieser Aberglaube könnte zu der Vermuthung führen, daß diese Hämmer im heidnischen Alterthum einem religiösen Gebrauche gewidmet, oder den Göttern geweiht wurden. Diese Hypothese wird durch die Erfahrung, daß man solche Steine auch oft z. B. in Wemeschan in den Gräbern der Verstorbenen fand, nicht widerlegt. Denn geweihte Sachen, Heiligen Bilder, Rosenkränze, Kreuze werden ja heutigen Tages den verstorbenen Christen in den Sarg mitgegeben. Uibrigens bleibt es auch noch immer möglich, daß sie auch geweihte Symbole der Waffen waren und den verstorbenen Krieger als solche beigelegt wurden.

Die schweren unförmigern steinernen Aexte können allerdings als mechanische Werkzeuge demjenigen, der hienieden sie berufsmäßig brauchte, zur Fortsetzung seines Gewerbes in der andern Welt, auch mit in das Grab gelegt worden seyn. Der gemeine Böhme nennt die glatten kleinen Steine in seiner

Sprache: Donnerkeule, Donnersteine, und glaubt, daß sie mit dem Blitze zur Erde fallen. Diesen Glauben will auch Peter Albinus in seiner Meißner Bergchronik vom J. 1590 durch Anführung mehrerer Beispiele rechtfertigen. Er beschreibt diese Donnerärte, wie er sie nennt, ganz so wie sie in Böhmen und anderwärts nach Form, Stoff und Bohrloch gefunden werden, woraus hervorgeht, daß sie auch im Meißner Lande, und zwar nicht selten gesammelt wurden. Es kann der Name: Donnerstein aus dem grauesten heidnischen Alterthum sich erhalten haben, und daher entstanden seyn, daß sie ursprünglich als eine dem Donnergotte geweihte, von ihm mit Wundergaben begabte Sache verehrt wurden.

In den spätern Zeiten, wo das Heidenthum vergessen war, die Benennung Donnerstein aber geblieben ist, mag letztere zu dem Glauben verleitet haben, daß diese Steine mit dem Donner zur Erde gefahren sind. Bienenberg liefert zu seinem 3. Theil der Alterthümer auf 2 Tafeln die Abbildungen von 36 solchen Streithämmern und Donnersteinen, und im Archiv für Geschichte und Statistik, besonders von Böhmen I. B. werden auf der 2. Kupfertafel zwei derselben Nr. 1 und 3 sehr gut vorgestellt.

Bienenberg im angezeigten Werke 3. B. S. 36 hält beide Arten dieser alterthümlichen Steine für Waffen der Cimbrier, welche, nachdem sie von den Bojern auf dem von ihm in die Chotieborker und Dubenetzer Fluren versetzten Schlachtfeld besiegt wurden, diese ihre Waffen daselbst häufig zurückgelassen haben sollen.

Zu dieser Hypothese mag Bienenberg durch J. G. von Eckards *) Behauptung: daß solche

*) Comment. de reb. Franc. Orient. T. 1. p. 894.

Steine die uralten, vor der Kenntniß des Eisens den Deutschen eigene Waffen waren, und durch den Umstand verleitet worden seyn, weil er nicht wußte, daß man solche Steine auch an andern Orten Böhmens, ja fast im ganzen Lande finde. Allein eben der Umstand, daß solche sogenannte Donner- oder Thorsteine an unzähligen Orten in Böhmen gefunden werden, beweiset, daß sie nicht blos ein Eigenthum der Cimbrier, welche schon an der Gränze Bojohemiens von den Bojern zurückgeschlagen wurden, waren, sondern daß sie auch dem Volke gehörten, welches in der heidnischen Vorzeit Böhmen bewohnte. Ich glaube, daß keine Gattung dieser Steine sich für eine Waffe eigne. Ihr Bohrloch hat einen Durchmesser von $\frac{1}{2}$''. Das Holz, mit welchem der Stein in dieser Oeffnung verbunden gewesen seyn mag, kann daher wenigstens an dieser Stelle nicht stärker als halbzöllig und somit viel zu schwach gewesen seyn, um nicht durch das Gewicht bei der im Streite nöthigen Schwingung der Waffe zu brechen.

Diese Art künstlich gearbeiteter Steine wurden nach dem Zeugniß des Saxo Grammaticus lib. XIII. histor. Daniae auch in Dänemark häufig gefunden, und ebenfalls als vom Himmel gefallene Donnerkeile, die mit Wunderkraft begabt sind, hochgeschätzt. In Deutschland kommen sie gleichfalls an sehr vielen Orten vor, z. B. auf dem Petersberge, bei den Dörfern Nelitz und Westwitz 2 $\frac{1}{2}$ Stunde nördlich von Halle, bei Brachwitz 1 $\frac{1}{2}$ Meile nordwestlich von Halle am rechten Ufer der Saale, zwischen Lettin und Schiebzig, eine Meile nordwestlich von Halle am linken Ufer der Saale *) bei Salzwedl in der Mark Bran-

*) S. deutsche Alterthümer, herausgegeben von D. Kruse. I. B. 5. Heft.

denburg, bei Oberfarrenstädt unfern Hornburg, bei Langendorf an der Leipziger Strasse, um Eggenstett bei Halberstadt, in dem sogenannten Klusdamm am rechten Elbeufer in der Richtung zwischen Krakau und Sommern *) bei Wettin auf einem gegen Halle zu gelegenen Berge **) an der Süd und Nordseite der schwarzen Elster, zwischen den Städten Ubigau, Jessen, Schlieben, ***) im Herzogthum Schleswig ****), bei Wiesbaden *****), bei Welsleben in der Wüste, der Osterberg genannt, (wohl ursprünglich Ostraberg von der Gottheit Ostrá?) †) bei Isedringen im Magdeburgischen, zwischen Weissenfels und Naumburg am rechten Ufer der Saale hinter den Kirchhof Rödchen ††), bei Pansin, Satziger Kreises in Pommern †††), bei dem Dorfe Breslak in der Lausitz ††††), bei Löhlitz, im Ober-Mainkreise, wo sie aus Bronz verfertiget waren, zu Bamberg nahe an der Domkirche †††††). Sind gleich diese sogenannten Donnersteine meistens aus einem grünen Serpentinstein verfertiget, so fand man doch auch solche, die aus Schiefer, aus Feuersteinen, aus Basalt, und bei Würzburg nach dem Bericht der Sinsheimer Gesell-

*) Eben daselbst. I. B. 6. Heft.

**) Eben daselbst. II. B. 2. 3. Heft.

***) S. die Tempel und Pyramiden der Urbewohner auf dem rechten Elbeufer von D. F. A. Wagner. 1828.

****) Deutsche Alterth. von Struwe. III. B. 1. Heft.

*****) Dorow's deutsche und römische Alterthümer am Rhein. 1. S. 7.

†) Bericht der deutsch. Gesellsch. zur Erforsch. vaterl. Alterth. und Sprache in Leipzig f. d. J. 1829.

††) In demselben Bericht f. d. J. 1828.

†††) Baltische Studien. S. 303.

††††) Lausitz. Magaz. 1832. II. Heft.

†††††) Bericht des histor. Vereins zu Bamberg. S. 60. 63.

schaft für vaterländische Denkmahle der Vorzeit vom J. 1834 S. 42, sogar aus gebranntem Thon gemacht waren.

Solche thönerne und bronzene Thorsteine dürften wohl auch beweisen, daß sie nicht als Waffe dienten.

Dorf Czernaussek.

Im J. 1754 wurden im Dorfe Czernaussek, Rakonitzer Kreises, zur Herrschaft Oberberzkowitz gehörig, an Rande des Pfarrgartens zwei langhalsige Urnen ausgegraben. In der einen Urne soll sich eine Münze, welche eine, einer Fledermaus gleichende Gestalt vorstellte, vorgefunden haben. Bienenberg in dem oben angeführten Briefe an Pubitschka erwähnt dieses Fundes.

Stadt Königgrätz.

In den Jahren 1768 bis 1778 wurden vorzüglich bei Gelegenheit des Festungsbaues in der Stadt Königgrätz vor dem Mauthner Thore, ostnordwärts, verschiedenartige Urnen, mit und ohne Asche und Knochen, Schaalen, steinerne und metallene Geräthe, Schmuck und broncene sogenannte Götzenbilder ausgegraben.

Umständliche Berichte und Abbildungen darüber finden sich sowohl am Schluße des 3. Theiles der chronologischen Geschichte Böhmens von Pubitschka, als auch in K. J. v. Bienenbergs Versuch über einige merkwürdige Alterthümer Böhmens 2. St. Königgrätz 1779

S. 102, und in dessen Gesch. d. Stadt Königgrätz, Prag 1780.

Merkwürdig ist, daß die Anhöhe, in welcher vor dem Mauthner Thore die Urnen, Asche, Knochen und Schaalen gefunden wurden, einen Theil des Roscher Berges ausmache, welcher später Kroatenberg genannt wurde. Bienenberg behauptet, daß Roz (Rosch) nach der ursprünglichen Wurzel: Friede heiße, und somit schon unsere heidnische Voreltern ihren Begräbnißplatz den Ort des Friedens — Friedhof genannt haben.

Schloß Konopischt.

Im J. 1772 sollen in einem unterirdischen Gewölbe des Schlosses Konopischt, Berauner Kreises, 5 Meilen südlich von Prag, Urnen mit Asche und Gebeinen gefunden worden seyn. Bienenberg erwähnt derselben in dem oben angeführten Briefe an Pubitschka.

Dorf Brozan.

Im J. 1780 fand man bei dem Dorfe Brozan, Leitmeritzer Kreises, ganz verweste, uralte Leichen; an jeder derselben stand bei der Schulter eine lange, flaschenartige Urne ohne Henkl, aus welcher ein Weinartiger Geruch bemerkt werden wollte.*

*) S. v. Bienenberg's Alterth. 3. St., S. 28.

Dorf Kletzan.

In eben diesem 1780ten Jahre wurde ein ganz ähnliches Grab zu Kletzan, zwei Stunden nördlich von Prag, im Kaurimer Kreise gelegen, entdeckt. *)

Dorf Libesnitz.

Im J. 1781 wurden im Dorfe Libesnitz — gewöhnlich auch Rothkirchen genannt — zur Herrschaft Pakomërzitz, Kaurimer Kreises, gehörig, über zwanzig verschiedene Geschirre von schwarzem Thon, einige Leichname mit den Füssen gegen Mittag gewendet, und steinerne Hämmer ausgegraben. Wo sich die Urnen fanden, war eine Grube voll Asche.

Hořin bei Melnik.

Im J. 1784 fand man auf der Herrschaft Hořin, westlich von Melnik am linken Elbeufer, im Kaurzimer Kreise, bei Gelegenheit, als der herrschaftliche Garten erweitert und geebnet wurde, in einer Tiefe von 4 Schuh, unter einer Sandlage ein uraltes Menschengerippe, am Kopfe desselben mehrere Urnen, Schüßeln, theils von feinem schwarzen, theils von gelbem und röthlichem Thon; gleich in der Nähe war eine 2 Klafter lange, eben so breite, 4 Schuh tiefe Grube voll Asche. Auch später fand man in dem anstossenden Felde, welches

*) S. v. Bienenberg's Alterth. 3. St. S. 28.

seit undenklichen Zeiten Zelim genannt wird, Urnen und Skelette, daher auch der Besitzer dieser Herrschaft, der für die Menschheit und für die Wissenschaften viel zu früh am 12. Juni 1819 verstorbene Herr Anton Isidor Fürst Lobkowitz, Herzog zu Raudnitz, meistens mit Zuziehung unseres gleichfalls bereits verstorbenen gelehrten J. Dobrowsky in dieser am linken Elbeufer gelegenen Feldstrecke, an mehreren Punkten zu verschiedenen Zeiten Nachgrabungen veranlaßte. Uiberall stieß man auf ganz verweste Menschengerippe, verschiedenartige Urnen, auf eine Unzahl von Urnentrümmer, auf halb verbrannte Knochen, größere und kleinere Aschenheerde, Kohlenreste. Die oberhalb diesem Funde gelegene Erdschichte zeigte deutlich Spuren von vermodertem, nicht ganz zusammengebranntem Holze, von Asche und Knochenmoder.

Noch im J. 1819 kam man nach der von wailand dem durchlauchtigen Fürsten und Herzog mir gemachten mündlichen Mittheilung auf 13 kleinere, ganz nahe aneinander gereihte Urnen, in welchen sich Spuren der darin aufbewahrten Asche zeigten. In dem Horzimer Schlosse werden mehrere dieser Urnen aufbewahrt, die übrigen wurden an verschiedene Alterthumsfreunde verschenkt. Da das, diesem unbestreitbaren heidnischen Begräbniß- und Opferplatze ganz nahe gelegene Dorf und Schloß — Hořin, der Begräbnißplatz selbst Zelim heißt, so unterliegt die Ableitung des erstern Namens von hořetj, brennen, des letzteren von Zel, zelitj, trauern wohl keinem Zweifel, und es belehrt uns dieser Umstand, daß solche und ähnliche in Böhmen häufig vorkommende Ortsnamen immer zu der Vermuthung berechtigen: es seyen in der heidnischen Vorzeit in dieser Gegend Opfer- oder Begräbnißplätze gewesen. Insbesondere tritt

diese Vermuthung bei dem von Hořetj abgeleiteten Ortsnamen alsdann um so gewißer ein, wenn der Ort nicht auf, oder an einem Berg liegt; denn in diesem Fall könnte der Ortsname auch von Gora — Hora — Berg abstammen.

Unsere ältesten Vorfahren konnten nicht richtiger den Begräbnißplatz ihrer Zeitgenossen, oder den Ort, der sich an denselben anbaute, bezeichnen; und da diese Bezeichnung in der slawischen Sprache gewählt ist, so kann auch die Begräbnißstätte nur Slawische Vorfahren aufgenommen haben, woraus zu ersehen ist, daß die slawischen Völker, insbesondere die Czechen, ihre Todten bald verbrannten, bald vergruben. Dobrowsky in seiner Abhandlung über die Begräbnißart der alten Slawen überhaupt und der Böhmen insbesondere, welche in dem Bande der Abhandlungen der k. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften für das J. 1786, Dresden bei Walter, vorkömmt, behandelt diesen Hořiner Fund, in so weit er im J. 1784 entdeckt war, umständlicher.

Dorf Weiskirchen, Wlnowes.

Etwa im J. 1789 wurden, nach dem Zeugnisse des Pfarr-Gedenkbuches in Weiskirchen — böhmisch Wlnowes genannt — einem gleichfalls am linken Elbeufer im Rakonitzer Kreise flußabwärts von Melnik gelegenen, zur Herrschaft Hořin gehörigen Pfarrdorf, Aschenkrüge gefunden, doch waren die weitern von wailand Sr. Durchlaucht dem Herrn Fürsten von Lobkowitz dort veranlaßten Nachgrabungen fruchtlos.

Dorf Sudoměř.

Im J. 1791 wurden bei dem im Bunzlauer Kreise, 2 Stunden nordwestlich von der Kreisstadt Jungbunzlau, zur Herrschaft Weißwasser gehörigen Dorfe Sudoměř, Urnen, Menschenknochen, und ein ganzes Menschenskelett ausgegraben. Die Urnen waren meistens schwärzlich, einige röthlich, mit Streifen einfach verziert. Auch weiße, vertiefte Streifen sollen einige Urnen gehabt haben. Man fand auch daselbst nach dem im 1. Band S. 664 des Archivs für böhmische Statistik vorkommenden Berichte zwei Ringe von Gold, an welchen eine alte Münze gehangen haben soll. Schade, daß diese Schmucksachen nirgends aufbewahrt sind! War das Anhängsel wirklich eine Münze — woran ich aber sehr zweifle, so wäre sie aus den Zeiten des Heidenthums in Böhmen abstammend, von höchster Wichtigkeit für diese Geschichte.

Burg-Ruine Hradek bei Skalsko.

Etwa eine Viertelstunde nördlich von dem, mit einem obrigkeitlichen Schloße versehenen Pfarrdorf Skalsko, und ebensoweit südlich von dem vorstehend erwähnten Fundorte Sudoměř befindet sich auf einem Berge die Ruine Hradek, deren Umgebung im Mai 1836 der k. k. Strassenmeister Hr. Karl Brantel, welcher seine berufsfreien Stunden der vaterländischen Geschichte und Alterthumsforschung thätigst widmet, untersuchte. Nach seiner mir gemachten schriftlichen Mittheilung fand er an der Ost- und Nordostseite, wo dermal Fel-

der bestehen, Steinhaufen, die bei der Urbarmachung aus diesen Feldern zusammengetragen wurden, und unter diesen viele größere und kleinere Urnenreste, nebst größeren höchst porösen Fuß- und Arm-Menschenknochen. Die Urnenscherben waren theils sehr roh, aus grob körnigem, grauem Thon 1/4" dick, theils von Aussen geglättet, und dünner gearbeitet. Die Gefäße, denen sie angehörten, waren sehr bauchig, die obere Oeffnung betrug bis 20", sie sind mit geraden Paralellinien, einige nebstdem mit Eintupfungen verziert. An einem Scherben ist der obere Rand gekerbt.

Pfarrdorf Kowan.

Nach der Aussage der Kowaner Insaßen wurden vor mehreren Jahren daselbst Krugartige Urnen und auch ein, in der Mitte durchbohrter, Streithämmer, aus Basalt- oder Serpentinstein ausgegraben, ohne daß diese Funde mehr vorhanden sind, oder nähere Umstände zu erforschen wären. Diese letzterwähnten, so nahe an einander gelegenen 3 Fundorte, Sudoměř, Hradek und Kowan machen es abermals sehr wahrscheinlich, daß Böhmen, insbesondere dessen nördliche Hälfte, in der heidnischen Zeit viele Ortschaften zählte, und bedeutend bevölkert war. Wenn im Süden Böhmens weit weniger Spuren der heidnischen Vorzeit bisher entdeckt wurden, so kann dieß wohl daher kommen, weil bisher daselbst weniger gesucht wurde, allein es ist auch nicht unwahrscheinlich, daß unsere heidnischen Vorfahren sich im Süden des Landes weniger angesiedelt haben, da sie die Nachbarschaft der bis an und über die Donau vorgedrungenen Römer nicht suchten, vielmehr durch die Erhaltung

ausgedehnter Waldungen sich gegen sie zu schützen getrachtet haben.

Stadt Mies.

Bei der k. Stadt Mies, Pilsner Kreises, wo, wie oben erwähnt wurde, auch sogenannte Streithämmer, Thorsteine gefunden wurden, hat man auch im J. 1830 schwarze, gut gebrannte, 6'' hohe, 3'' in der obern Oeffnung breite Urnen mit Henkeln und Streifen ausgegraben, welche das vaterländische Musäum aufbewahrt.

Dorf Běssinow.

Als im J. 1797 der Platz, auf welchem noch einige Reste der sonst bestandenen Burg Kacow, nahe bei dem Maierhofe Běssinow und eine halbe Stunde südlich von der k. Stadt Kaurzim geebnet, und zu Baumpflanzungen Gruben gegraben wurden, hat man in dem vermeinten ehemaligen Wallgraben dieser Burg mehrere, mit Asche und Knochen gefüllte Urnen ausgegraben, die nach der Versicherung des damaligen Oberamtmannes der Herrschaft Schwarzkosteletz und dermaligen Bürgermeisters der k. Stadt Böhmischbrod Hr. Dominik Schauer, den von Rit. von Bienenberg in Königgrätz ausgegrabenen, in dessen Beschreibung dieser Stadt bildlich vorgestellten Urnen ganz gleich waren. Auch wurde im J. 1801 in dem zum Hofe Běssinow gehörigen Felde na Beranku, ein 2 Klafter langes, 8 Schuh breites, unterirdisches, mit langen Steinen, ohne Mörtel eingewölbtes Behältniß in der Tiefe von 8' entdeckt,

in welchem sich nichts, als einige Kohlen vorfanden. Dieses Behältniß hatte von einem tiefern Feldrand einen Eingang, der aber mit Erde dicht verstampft, und so verwachsen war, daß man ihn von aussen nicht ahnen konnte.

St. Georg in Oberösterreich.

Bei St. Georg am Walde, in dem an Böhmen gränzenden Theil von Oberösterreich wurde aus Gelegenheit einer zu der budweiser Eisenbahn beiläufig im J. 1830 vorgenommenen Ausgrabung eine Lage Asche und gebrannter Gebeine gefunden, welche hinlänglich das Vorhandenseyn eines heidnischen Opfer- oder Begräbnißplatzes bewährt. Ungern vermißt man die umständlichern Nachrichten über etwa dabei vorgefundene Urnen und Beilagen, über die Ausdehnung und Beschaffenheit der Brandstätte. Nur das wissen wir, daß mitten unter der Asche und den Gebeinen ein antikes, grünliches, irisirendes Glas sich vorfand, welches alle Kennzeichen hat, daß es aus der Periode dieses heidnischen Aschenhügels abstammt. Die Form ist ein Cylinder, oben mit ungestülptem Rande, unten birnenförmig erweitert und ziemlich einwärts gebogen, jedoch ohne Nabel oder Pfeifenansatz, mit vier im Kreuz stehenden Eindrücken an dem Cylinder, woraus die Wahrscheinlichkeit hervor geht, daß selbes noch im weichen Zustande mit einer Doppelzange gehalten wurde, um den Rand umzubiegen.*) Dieses Glas ist in dem vaterländischen Musäum aufbewahrt, und da der ganze Fund zwar außer,

*) Verhandl. der Gesellsch. des vaterl. Museums v. J. 1834. S. 50.

aber doch nächst Böhmen in einem Lande gelegen ist, welches in der Vorzeit von Slawen bewohnt war, glaubte ich, ihn hier aufnehmen zu müssen.

Uiber die Beinwellen oder Kalktuff — Kalkkonkretionen,

welche in den heidnischen Opfer- und Begräbnißplätzen so oft vorkommen.

In vielen der von mir persönlich untersuchten größeren heidnischen Opfer-, oder Beerdigungsplätzen, insbesondere bei Schlan, Podmokl, Zwikowetz, Hradisst, Mssena, Teikowitz, ja selbst oft da Orten, wo die Ausbeute an heidnischen Urnen, Asche u. s. w. nicht von besonderer Bedeutenheit war, wie z. B. bei dem Dorfe Rinic, wurde bald mehreres, bald wenigeres Kalktuff-Gerölle, sogenannte Beinwellen, Osteocolla, wie sie Petrus Albinus in der Meißner Bergchronik benennt, gefunden. Auch ausländische Alterthumsforscher fanden sie häufig an solchen Orten; D. F. A. Wagner *) nennt sie nach ihrer äußeren Gestalt — kalcinirte Knochen.

Hr. K. Rath **), der sie in der im J. 1834 entdeckten Empfinger Höhle neben vielen Thier- und Menschenknochen, jedoch auf dem Boden der Höhle liegend, gefunden und genau beschrieben hat, nennt sie eine räthselhafte Kalkkonkretion.

*) S. dessen Aegypten in Deutschland. Leipzig. 1833. S. 7, 11, 43, dessen

**) S. dessen Beschreibung der bei Empfingen neu entdeckten Höhle. 1834. S. 20.

Schlottheim in seiner Abhandlung: über den Kalktuff*) u. s. w. erwähnt der Entdeckung von Menschenschädeln in den Tufflagern von Meißen und Bilsingsleben, doch waren dort die Verhältnisse, unter welchen die menschlichen Uiberreste unter dem Kalktuff vorkamen, zu wenig untersucht. In der schon seit Agricola bekannten Kalktuffablagerung bei Roßschütz, unweit Meißen, hat man zweimal kalcinirte Menschenschädel mit Stücken Eisen und vegetabilischen Kohlen gefunden, letztere fand man in den Tufflagern von Bilsingsleben gleichfalls.**)

In der neuesten Zeit, nämlich im Sommer des J. 1835 wurde in der Umgegend von Göttingen, oberhalb der kleinen Ortschaft Lenglern links vom Wege nach Emmenhausen unter einer zweischuhigen Schicht von Dammerde eine, über 1′ mächtige Lage von hartem, theilweise porösem Tuff entdeckt, an dem sich durchaus keine, durch Menschenhände vorgenommene Veränderung erkennen läßt. Diese Lage ist mit mehreren engen Klüften durchsetzt, durch welche die Dammerde verflößt. Unter dieser festen Lage, also in einer Tiefe von mehr als 3′ von der Oberfläche findet man die Uiberbleibsel von Aschenkrügen, theils lose, thils von festem Gestein umschlossen. Sie bestehen aus rohgearbeiteter, ungebrannter Thonmasse, die nur von aussen durch schwache Feuer-Einwirkung gehärtet ist. Auch zwei kleine, künstlich scharfkantig geschlagene Feuersteine waren da. Gleiche Steine fand ich bei den Schlaner Ausgrabungen. Mit diesen Scherben kommen bei Göttingen viele Thierknochen vor, welche schichtweise

*) In v. Leonhard Mineral. Taschenb. 1818. Band 2.

**) v. Freiesleben Magazin f. d. Oryktographie von Sachsen. 7. Heft. 106 u. s. w.

die lockere Tuffmasse durchsetzen. Diese Knochen gehören Hirschen und nagenden Thieren an, auch sind da Backenzähne von Fleischessern und Flußmuscheln. Die Knochen haben, so wie in der Höhle von Bize ihre animalische Substanz noch nicht ganz verloren. Der Referent über diesen Fund Hr. Hofrath Hausman *) glaubt: daß die Tuffmassen, welche in gleicher Tiefe mit den Scherben vorkommen, Uiberreste von ausgestorbenen Thierarten enthalten. Fast im Mittelpunkte der Roßdorfer Ablagerung an dem Theile, welcher sich vom westlichen Ende bis an den Fuß des kleinen Warteberges heranzieht, haben sich Fährten von Thieren in einer Tiefe von mehreren Fuß unter der Oberfläche auf den Absonderungsflächen des Gesteins gezeigt, die mit Ausnahme weniger, von hirschartigen Thieren herrühren; das Gestein, auf dem diese Abdrücke sichtbar sind, bildet horizontal gelagerte, große Platten, welche selten die Dicke von einem halben Fuß erreichen, und aus einem festen, dabei porösen Tuff bestehen. Die meisten Fährten stimmen mit den heutigen Hirschen überein; andere übertreffen die Fährten eines Sechzehnenders in der Breite um 3'''. Auch Fährten von zwei- und einhufigen Thieren gibt es, letztere sind nicht scharf genug abgedrückt.

Hr. Referent hält dieses Auffinden von Urnenscherben im Kalktuff für die erste sichere Erfahrung über das Vorkommen von Kunstprodukten in den Tuffablagerungen, und glaubt, daß hiedurch die erste Kunde erlangt wird, daß diese Ge-

*) S. die Göttinger gel. Anzeigen Nr. 110 des Jahrganges 1835, wo der genaue Bericht über diesen höchst merkwürdigen Fund, aus welchem ich nur dasjenige heraushebe, was in alterthümlicher Rücksicht beachtungswerth ist, vorkömmt.

gend bereits von Menschen bewohnt war, als hinsichtlich des Bodens, und der belebten Geschöpfe noch ein von dem Gegenwärtigen abweichender Zustand herrschte. Er fand Stücke von festem Kalktuff, in welchem ein Urnenscherbe so fest eingeschlossen war, daß es nicht möglich sei, daran zu zweifeln, daß das Gefäß, von welchem der Scherbe ist, früher verfertiget war, als der Kalktuff, welcher es nun einschließt, gebildet war. Meine Leser werden S. 29 finden, daß ich schon im J. 1831 bei Schlan, und später bei mehreren heidnischen Ausgrabungen, insbesondere bei dem großen Kalktuff- oder Beinwellenlager in Teikowitz Urnenscherben, Asche, Kohlentrümmer, Knochen und Kalktuffgerölle nebeneinander, und auch solche Exemplare der letzteren gefunden habe, in welchen Urnenscherben auf das festeste eingeschlossen sind. Auch besitze ich viele, bei meinen Ausgrabungen eroberte Urnenscherben, welche, und zwar meistens an der äußeren Seite mit einer Kalkmergelartigen Substanz, ½" dick so fest überzogen sind, daß man den Uiberzug vom Scherben gar nicht losmachen kann.

Es erzählt der Herr Referent ferner: daß bei Weende — wohl abgeleitet von dem slawischen einst daselbst seßhaften Volksstamme der Wenden, — am Fuße des Hainberges bei Göttingen auch Aschenkrüge in der Nähe des Kalktuffs aber stets über denselben getroffen werden.

Er glaubt daher, daß die bei Lenglern, im Innern des Kalktuffs entdeckten Scherben aus einer viel frühern Zeit als die bei Weende abstammen; denn er glaubt, es müßten Jahrhunderte über die Bildung der bedeckenden Tuffmasse und über die Aufschwemmung der mächtigen Damm-Erde verstrichen seyn. Wenn diese Muthmassung gegründet ist,

so müßten auch unsere böhmischen zwischen und unter Beinwellen gefundene Urnenreste dieser frühen Periode angehören. Eine plattenartige Bedeckung von Kalktuff oberhalb der Urnenschichte oder Abdrücke von Fährten in denselben ist mir niemals vorgekommen; aller von mir ausgegrabener Kalktuff kam in diesen heidnischen Urnenplätzen als Gerölle vor. Es wäre daher genau zu untersuchen: ob die mit Thierfährten ausgestatteten Kalktuffplatten, welche das Aschenkrüglager bei Göttingen bedecken, nicht zu einer Zeit, wo sie die Fährten längst hatten, aus einem andern Orte geholt, und hier zur Bedeckung der Aschenkrüge geflissentlich gelegt wurden. Es ist bekannt, daß die Heiden die Urnenbehältnisse mit flachen Steinen zu bedecken pflegten. Eine ausgemachte Sache bleibt es aber, daß jene Urnenscherben, welche mit Kalktuff konglomerirt, oder von selbem überzogen sind, schon zu einer Zeit bestanden haben, wo das itzt verhärtete Mineral-Gebilde noch im flüssigen Zustande war. Es beweisen daher die mit Kalktuff konglomerirten Urnenscherben ein höheres Alter derselben, und somit auch der Begräbnißstätte, welcher sie angehören, als man vielleicht bis itzt annimmt; es folgt daraus, daß die Länder, wo man sie vorfindet, weit früher bevölkert waren, als wir, bei dem Mangel an historischen Nachrichten, uns es zu denken wagen.

In der Empfinger von Hr. K. Rath im oben angezeigten Werke beschriebenen Höhle, kommen viele, wie der Hr. Verfasser sie nennt, räthselhafte Kalkkonkretionen neben einander, auf dem Boden der Höhle liegend vor. Sie haben ein walzenförmiges etwas gerundetes Aussehen; die Oberfläche ist ziemlich weiß, dicht, wollig, glatt, so daß man sie für ein Kalkgerölle halten könnte; ihr Inneres zeigt

sich jedoch konzentrisch, schalig gebildet, aus fasrigem Kalkspath zusammengesetzt. In der Mitte ist ein länglicher walzenförmiger hohler Raum, der früher von einen organischen Körper ausgefüllt gewesen zu seyn scheint. Die Seiten dieser innern Höhlung sind oft etwas bräunlich gefärbt. Hr. Rath sagt weiter, es könnten dieß keine Tropfsteine seyn, welche etwa später mit Kalksinter überzogen wurden. Denn solche Tropfsteine gebe es in dieser Höhle eine Menge, jedoch ganz anders geformt, von allen Seiten koncentrisch schalig geschlossen, und immer auf einer Seite an den Kalksinter angewachsen. Hr. Rath vergleicht das äußere Aussehen dieser räthselhaften Kalkkonkretionen mit Harn- Gallen- oder der Form nach mit Dammsteinen. Sie sollen aus reinem kohlensauern Kalk bestehen, und in Salzsäure unter starkem Aufbrausen sich ganz auflösen.

Es ist nicht zu übersehen, daß nach der Relation des Hrn. Rath in dieser Empfinger Höhle auch Urnen, alterthümliche Metallsachen, Skelette, gebrannte und fossile Knochen, häufig gefunden wurden, daß somit auf die Bildung dieser, von meinen sogenannten Beinwellen gar nicht abweichenden Kalkkonkretionen, eben die Kräfte eingewirkt haben konnten, welche bei den Göttinger und böhmischen heidnischen Beerdigungsplätzen wirksam waren. Auch in den heidnischen Grabstätten welche Hr. Zwick in den Kaukasischen, Don- und Wolga-Steppen insbesondere in den Wohnsitzen der Tungusen entdeckte, *) wurde neben unverbrannten, aufrecht sitzenden, mit dem Gesichte gegen Aufgang gewendeten Leichen eine graue Masse theils

*) S. Dorpater Jahrbücher für Literatur, Statistik und Kunst. 5. B. 4. Heft. S. 292.

in Stücken, theils als Pulver gefunden, welche bei Chemischer Untersuchung auf Kalk- und Thontheile hinwies. Nach diesen Bestandtheilen zu urtheilen, ist somit auch in diesen heidnischen Gräbern derselbe mineralische Körper aufzufinden, welcher bei uns bald kalcinirte Knochen, bald Kalkkonkretion oder Kalktuff, Beinwelle von den Alterthums- und Naturforschern benannt wird. Dieses Tungusische Grab war auf ebener Steppe, mit einem unförmlichen, 1½ Archine hohen und dicken Sandstein bedeckt. Tiefer als zwei Archinen wurde ein vermodertes Holz mit weißer Schale, etwa 2 Finger dick, eine Hand lang — vielleicht der Rest des Birkenholzes eines Bogens — dann eine Menge Rückenwirbel und Rippen von Pferden und Ochsen, endlich der Schädel der Leiche nebst den übrigen Gebeinen gefunden. Der Schädel war sehr gut erhalten, von weißgelber Farbe, mit rothen Flecken bedeckt. Letztere mögen daher entstanden seyn, daß der Schädel mit einer feuerrothen Masse zur bessern Erhaltung eingesalbt war; wenigstens war in diesem Grabe auch natürlicher Zinnober und verhärteten Eisenocker, welche diese Bestimmung gehabt haben mögen. Der Schädel lehnte sich rechts an eine kupferne Scheibe, welche einen ganz wenig gebogenen Rand und die Größe einer Untertasse, aber weder Schrift noch Figuren hatte. Links vom Gerippe war die Hälfte einer zweischaaligen Muschel, ein stehender irdener Topf, ohne andere Zierrathen als Grübchen am Halse, einige Scherben, und eine schwarze Masse, welche ein Rauchwerk gewesen seyn mag.

Schon Peter Albinus nennt in seiner Meißnischen Berg-Chronik Seite 153 solche Kalktuffhältige Körper Beinwelle Osteocollum. Hr. v. Freiesleben im o. a. Werke S. 114 meint.

es sey der Name Beinwelle daher entstanden, weil man in ältern Zeiten von dem Tuffstein besonders in der Tennstädter Gegend medicinischen Gebrauch, vorzüglich zu Pflastern bei Beinbrüchen gemacht habe. Es dürfte aber wahrscheinlicher dieser Name von der Aehnlichkeit dieses Gebildes mit dem Bruchtheil eines bald geraden und länglichten, bald gebogenen Beines z. B. eines Schlüssel- oder Kinnladenknochens, meistens aber mit Gelenkknochen abgeleitet seyn, und ich erlaubte mir die Beibehaltung dieses, wenn gleich nicht systematischen Namens, da ich nicht als Natur- sondern als Alterthumsforscher schreibe, und durch diese Benennung der nach Art der Knochen gebildete und vorzüglich in heidnischen Grabstätten als Gerölle vorkommende Kalktuff von andern Gattungen desselben deutlicher unterschieden wird. Rücksichtlich der von mir aufgefundenen böhmischen Beinwellen muß ich zur leichtern Uibersicht Folgendes zusammenstellen:

Die bei Podmokl, Zwikowec, Hradist, Rinie ausgegrabenen Beinwellen gleichen zweizolligen, an beiden Enden oft gerundeten Gelenkknochen, sie sind mehr weiß als gelb, fühlen sich glatt, thonartig an, ihre Oberfläche ist porös, das größte Exemplar wog 1 $^{7}/_{8}$ Loth. Unter vielen fand ich auch nicht eine, in welcher ein Urnenscherbe konglomerirt wäre, auch wurde kein Urnentheil ausgegraben, an welchen sich diese kalkartige Substanz angesetzt hätte. Sie scheinen mir nach dem äussern Ansehen überhaupt weniger Kalk- und mehr Thongehalt zu haben. Die Leitowitzer und Mssener Beinwellen bilden grössere Körper, bis 5″ lang, bis 2 $^{1}/_{2}$″ in der Mitte breit. Beide fühlen sich thonartig, milde an; die Leitowitzer ist auch sehr porös, was die Mssener durchaus nicht ist, diese besteht vielmehr in ihrer Mitte, wo sie am dicksten ist, aus mehreren

bis 7 kleinen kugelartigen Körpern, welche in ihrer Hälfte auf dem Hauptkörper gleichsam aufsitzen, dabei so fest und innigst zusammengewachsen sind, daß gar kein Zwischenraum sichtbar ist, sondern die äußere Oberfläche ein zusammenhängendes Ganze bildet. Die Teitzowitzer Beinwelle scheint specifisch viel schwerer als die Mssener, und noch mehr thonhältig als letztere.

Ganz abweichend ist die Schlaner. Sie klingt wie ein stark ausgebrannter Körper, die äußere Oberfläche ist sehr scharf, voll Ecken, es löset sich bei der Befühlung kein Thonstaub ab, wie bei den andern Beinwellen; man wird durch den äußeren Anschein unwillkührlich zu der Meinung bestimmt, als habe dieser Körper einen hohen Grad von Feuerhitze ausgestanden; denn zwei aneinander geschlagen klingen, wie stark gebrannte Thonstücke, während die andern gar keinen Ton geben. Die äußere Form ähnelt ebenfalls animalischen Knochen.

Mehrere Urnenscherben von Schlan und Teitzowic sind mit derselben Masse, jedoch immer nur an ihrer äußeren Seite bis 1/2" hoch, gleichsam übergossen, und so innigst mitsammen verbunden, daß es beinahe unmöglich ist, diese Masse vom Scherben zu trennen. Auch fand ich an beiden Orten mehrere solche Körper, in welchen Urnenscherben auf das festeste konglomerirt sind. Die Schlaner Beinwellen sind specifisch viel leichter, als die Podmokler und Teitzowitzer. Bei Podmokl und Teitzowitz ist der Hügel, wo die Beinwellen liegen, ein feiner, vielleicht künstlich vorbereiteter, oder durch die viele beigemischte Asche gelockerter Thon; bei Zwikowetz und Hradisst — gewöhnliche Dammerde; Kalkgebirge gibt es da keine. Der Schlaner Fundort ist gleichfalls nicht kalk-, sondern mehr sand- als thonhältig. Nach den vorgenommenen Proben ist in allen diesen böhmischen

Beinwellen Kalk ein bald geringerer, bald größerer Bestandtheil. Ob nun dieser Kalkbestandtheil dennoch aus den Erdarten der Lagerstätte ausgeschieden wurde, oder sein Daseyn den häufigen verbrannten oder unverbrannten Menschen- und Thierknochen, die sich auf heidnischen Beerdigungs- oder Opferplätzen angehäuft haben, zu verdanken habe, mögen Naturforscher entscheiden. Aus dem Standpunkte meiner alterthümlichen Forschungen erlaube ich mir blos auf den Umstand aufmerksam zu machen; warum gerade in jeder größeren heidnischen Beerdigungsstätte sich solche, die Form animalischer Knochen an sich tragende Beinwellen häufig als Gerölle vorfinden? warum man daselbst, ungeachtet die vorhandene Asche, Kohle, die Brandflecke an den Urnen unwidersprechlich beweisen, daß das Feuer hier gewirkt habe, dennoch wenige verbrannte Knochen, wohl aber Beinwellen finde? Warum an so vielen Orten zwischen dem Gerölle der Beinwellen auch vegetabilische Kohlen vorkommen, deren Daseyn in solchen Tiefen, besonders neben Urnen und Knochen einen heidnischen Verbrennungsort der Leichen oder Opferthiere wahrscheinlich machen. Mir als Layen in der Geognosie und Oryktographie dürfte es nicht übelgedeutet werden, wenn ich ferner an Sachkenner die Frage stelle: ob die in den heidnischen Grabstätten vorkommende eigentliche Beinwelle, die überdieß auch den äußern Typus von Knochen überhaupt, und insbesondere von Menschenknochen unverkennbar an sich trägt, nicht von dem Daseyn verbrannter Knochen bedingt sey? Berzelius hat den Phosphorit und verbrannte Knochen chemisch untersucht, und die größte Uibereinstimmung in den Bestandtheilen mit dem einzigen Unterschiede gefunden, daß das im Phosphorit in geringer Menge vor-

handene Eisenoxyd und Kiesel in den gebrannten Knochen ganz fehlte.

Das Vorhandenseyn der Beinwellen in den heidnischen Opfer- und Grabstätten dürfte aber auch ein Beweis eines sehr hohen, vielleicht nicht blos nach Jahrhunderten zu berechnenden Alters der letzteren seyn. Im Schooße der Erde, ohne freien Zutritt der atmosphärischen Luft, ohne einen mächtigen Zufluß kalkschwangerer Wässer kann sich dieses Mineral für alle Fälle nur langsam bilden und verhärten. Wenn nun die konglomerirten Scherben des Göttinger, Teikower, Schlaner Kalktuffs unwidersprechlich beweisen, daß die Urnen früher da lagen, als der Kalktuff oder Beinwelle sich verhärtet hat, so kann man sich denken, wie alt die in diesen Mineralkörpern eingeschlossenen, oder mit selben übertünchten Urnen seyn mögen, selbst wenn sie nicht, wie die Göttinger, sogar die Fährten ausgestorbener Thiere an sich tragen. Oder sollten die heidnischen Voreltern dieses Gerölle aus irgend einem religiösen Vorurtheil anderwärts gesammelt, und den Verblichenen in ihre Ruhestätte mit beigesetzt haben? Diese Hypothese wird darum unwahrscheinlich, weil sie den kalktuffartigen Uiberzug mancher Urnentheile doch nicht zu erklären im Stande ist, welcher vielmehr beweiset, daß diese Masse in der Periode, wo die Urnen schon beigesetzt waren, noch im flüssigen Zustande war, und erst viel später verhärtet ist. Es dürfte aus dem Gesagten wenigstens für Böhmen folgen, daß wir dessen Bevölkerung viel zu spät datiren, wenn wir sie erst von der Einwanderung der Bojer — sechs hundert Jahre vor Christus — ableiten wollten. Seit dieser Zeit könnten sich die später, als die Graburnen in ihrer itzigen Form entstandenen Beinwellen, um so weni-

ger die mit den Fährten ausgestorbener Thierarten bezeichneten Kalktuff=Platten, als Oberdecke der vergrabenen Urnen kaum gebildet haben. Erwägen wir endlich, daß diese den Kalktuff an Alter übertreffende Urnen den vollen Beweis liefern, daß jene Menschen, welche sie verfertiget, und so tief in die Erde vergraben haben, so manche technische Kenntniße besassen, daß sie durch die, den Uiberresten ihrer verstorbenen Mitmenschen erwiesene, Ehrerbietung ein edles Zartgefühl und die Ahnung einer Unsterblichkeit ausgesprochen haben, so können wir diesen schon in der vorhistorischen Zeit in unserm Vaterlande wohnenden Menschen einen gewissen Grad von technischer, intellektueller und moralischer Ausbildung nicht absprechen, und wir müssen eine Art Mißtrauen gegen unsere auswärtigen ältesten Historiker fassen, die uns den Zustand der neben den Griechen und Römern wohnenden Europäischen Nationen als roh und barbarisch schildern. Uibrigens findet man zusammengeschwemmte Menschenknochen mit vorweltlichen Thierknochen in den Alluvial=Gebilden und Grotten bei Nizza, Lüttich, in England und an andern Orten. Allein an diesen Orten wurde dieses Knochengemisch durch die Allgewalt der Fluthen ohne Unterschied des verschiedenen Alters dieser Knochen aus ganz verschiedenen Lagerplätzen zusammen getragen. In unserm Fall aber sind keine Spuren einer solchen großen Alluvion; hier wurden die vorgefundenen Körper, nämlich Urnen, Knochen, Beinwellen, in ihre Lage gelegt, oder sie haben sich an Ort und Stelle allmälig gebildet. Ich hielt es für wichtig, diese sonderbaren, von den Naturforschern, besonders nach ihrem Vorkommen in heidnischen Grabstätten noch zu wenig untersuchten Mineralkörper bildlich vorzustellen. Tab. IV. f. 6. liefert die Mssener, f. 7. die Zwikowetzer, T. XXXIV.

f. 1. 2. Schlaner, f. 3. Podmokler, f. 4. 5. Rinitzer f. 7. Teikowitzer Beinwellen.

Mit Vergnügen will ich Exemplare zur prüfenden Forschung ausfolgen, da ich besonders von den Schlanern, Podmoklern und Teikowitzern viele besitze.

Sind die in Böhmen vorgefundenen und vorstehend aufgezählten heidnischen Grabstätten und Opferplätze germanisch oder slawisch?

Wenn die deutschen Alterthumsforscher Worbs*), Kruse**), D. Klemm***), zum Theil D. Schmidt†), Prusker††), Wagner†††) und mehrere andere behaupten: daß die in Meißen, Sachsen, im Elbethal, an der Saale, Mulde, schwarzen Elster, in den Lausitzen und Schlesien, ja selbst die zu Königgrätz in Böhmen ausgegrabenen heidnischen Urnen, steinerne, eiserne und bronzene Beisachen germanischen Völkern angehören, so wäre es möglich, daß auch die Resultate meiner in Böhmen vorgenommenen Ausgrabungen von manchem Alterthumsforscher nicht für slawisch, sondern für germanisch werden gehalten werden. Ich glaube aber aus wichtigen Gründen, welche vielleicht bisher den Freunden der Alterthumsforschung zur Prüfung

*) S. dessen Abh. in deutschen Alterth. 1. B. 1. Heft. S. 39. Halle, 1824.

**) S. dessen Anmerkungen zu vorstehendem Aufsatz ebenda.

***) S. dessen Handbuch der germanischen Alterthumskunde. Dresden, 1836. S. XIV.

†) S. Variscia. 1te Lieferung.

††) S. deutsche Alterth. II. B. 6. Heft. S. 33.

†††) S. dessen Tempel und Pyramiden der Urbewohner auf dem rechten Elbeufer u. s. w. Leipzig. 1828; und dessen Aegypten in Deutschland u. s. w. Leipzig, 1833.

kaum vorgelegt worden sind, daß nicht nur die in Böhmen, sondern auch die in Schlesien, in den Lausitzen, in Meissen, Sachsen, Thüringen, dann in den weitern Elbegegenden, ferner in Brandenburg, Pommern, kurz in den ehemaligen Wohnsitzen der Slawen-Wenden aus den häufig vorkommenden Opfer- und Begräbnißplätzen ausgegrabenen Alterthümer slawischen Völkern angehören. Ich halte mich verpflichtet, die Gründe meines historischen Glaubens, für itzt, wenigstens theilweise, der sachkundigen Beurtheilung vorzulegen.

Ein Hauptgrund, warum den Slawen diese Opfer- und Begräbnißplätze abgesprochen werden, ist: weil Letztere die deutlichsten Spuren zeigen, daß die Leichen verbrannt wurden, und weil viele, besonders deutsche Schriftsteller behaupten: daß die Slawen ihre Todten nicht verbrannten. Allein es hat schon unser verstorbener gelehrter J. Dobrowsky in seinem Werkchen: Uiber die Begräbnißart der alten Slawen überhaupt, und der Böhmen insbesondere*) gründlich erwiesen, daß auch die Slawen ihre Todten verbrannt haben, obschon bei ihnen, wie bei den Deutschen und Römern neben dem Verbrennen auch das Begraben üblich war, und obschon wir nicht bestimmen können, in welchen Fällen die eine oder andere Bestattungsart eingetreten ist. **)

Die Slawischen Völker und insbesondere Böhmens heidnische Bewohner waren nicht so glücklich, wie die Deutschen schon in

*) In den Abhandl. der k. böhm. Gesellschaft der Wissensch. vom J. 1786. Dresden bei Walter.

**) Daß auch die Deutschen die Leichen der Ihrigen begraben haben, bewähren nebst andern die Ausgrabungen Wilhelmis bei Sinsheim.

der Zeit, wo sie ihre heidnischen Religionsgebräuche frei ausüben durften, einen In= oder Ausländischen Geschichtschreiber, insbesondere einen Tacitus, zu finden, der ihre Sitten, Gebräuche, Lebensweise, ihren Kultus und ihre Verfassung, kurz ihr inneres Leben umständlich beschrieben hätte. Sie werden auf den Europäischen Schauplatz von christlichen Historikern erst in der Periode eingeführt, wo die westlichen Nachbarn sich bereits zum Christenthum bekannten, und wo bei ihnen selbst das Heidenthum mit der Christuslehre, besonders in dem westlichen Slawenland, zu kämpfen anfing. Läßt sich da eine genaue Darstellung ihrer Mythologie, ihres heidnischen Kultus erwarten? Es fehlt aber demungeachtet nicht ganz an historischen Zeugnissen, welche das Verbrennen der Todten bei den Slawen bewähren. So schreibt Dithmar lib. 8. Chron. in temporibus patris sui (Miecislai) cum is gentilis esset, unaquaeque mulier, post viri sui exequias igne cremati decollata subsequitur.

Der hl. Bonifaz, der im J. 716 den Wenden in Thüringen das Evangelium predigte, schreibt von diesen: *)

Et Venedi, quod est foedissimum et deterrimum genus hominum, tam magno zelo matrimonii amorem mutuum servant, ut mulier viro proprio mortuo, vivere recuset, et laudabilis mulier inter illas esse judicatur, quae propria manu sibi mortem intulit, ut in una strue pariter ardeat cum viro suo.

Procopius, der griechische Geschichtschreiber des sechsten Jahrhunderts, sagt lib. III. cap. 58 de bell. Goth. von den östlichen Slawen und Anten,

---

*) Tom. XVII. Bibl. max. SS. Patrum. Lugduni. 1677 p. 77.

daß sie ihre Gefangene verbrannt haben. Alexander Quagninus, ein polnischer Krieger des sechzehnten Jahrhunderts, sagt in descript. Sarmat. Europ. bei Pistorii script. rer. Polon. T. 1. p. 25 Sepulturae eorum (Polonorum) erant in silvis et agris, tumulosque aggestis lapidibus vestientes, eminenter muniebant, quod genus in Russiae regionibus passim visuntur. Nonnulli quoque more romano cadavera cremare, cineresque collectos in urnas recondere solebant. Und T. II. p. 391 sagt derselbe von den Begräbnißceremonien der Lithauer:

Corpora mortuorum cum praetiosissima supellectile, qua vivi maxime utebantur, cum equis, armis, et duobus venatoriis canibus, falconeque cremabant etc. Ad busta propinquorum lacte, melle mulsato et cerevisia parentabant, choreasque ducebant, tubas inflantes et tympana percutientes. Hic mos adhuc hodie in partibus Samogetiae confinibus Curlandiae ab agrestibus quibusdam observatur.

Nestor, der älteste Russische Annalist — geboren im J. 1056, welcher nicht blos die Byzantinischen Historiker benützt, sondern auch die mündlichen Uiberlieferungen seiner Landsleute gesammelt hat, sagt von mehreren Russischen Stämmen, daß sie ihre Todten verbrennen, die Knochen in ein Gefäß sammeln, und dieses auf einen Pfeiler an den Weg stellen. Diese Ausstellung mag wohl nur einige Tage für die Zeit der Gastmahle und Tänze gedauert haben; dann mögen sie wohl den Topf mit der Asche verscharrt haben; da nach ihren Religionsbegriffen die Seligkeit des Abgeschiedenen von einer ruhigen Lage seiner irdischen Uiberreste im Schooße der Erde abhing.

Der Mönch Albericus erzählt P. 1. ad A.

750 von den Slawen überhaupt: Slavi morem hunc habent, ut mulier mortuo viro se in rogum cremati pariter arsura precipitet. Der im J. 1523 verstorbene polnische Geschichtschreiber, Arzt und Domherr zu Krakau — Miechow sagt Annal. Pol. lib. 1. c. 3. daß in Polen öfter Urnen mit Asche in der Erde gefunden werden; dasselbe behauptet Mart. Cromer. de situ Polon. in Pistor. script. rer. Polon. T. II. p. 9. Auf diese Zeugnisse und Ausgrabungen gestützt, spricht sich Hofrath Ewers im I. Th. seiner Russischen Geschichte S. 21 für die Meinung aus: daß bei den Slawen das Verbrennen der Leichen eben so wie das Begraben üblich war.

Der älteste im J. 1125 verstorbene böhmische Chronist Cosmas benennt S. 30 seiner von Pelzl und Dobrowsky im J. 1783 herausgegebenen böhmischen Chronik die Ruhestätte des Neklanischen Feldherrn Styr — Bustum Styri, was doch offenbar auf das Verbrennen seiner Leiche hindeutet.

Auch die, in der vom Hrn. Bibliothekar Hanka gefundenen und wiederholt herausgegebenen höchst wichtigen Königinhofer Handschrift vorkommenden, älteste Stoffe der heidnischen Vorzeit bearbeitenden, die Sitten und Gebräuche unserer heidnischen Vorfahren treu schildernden Gedichte liefern uns einen bisher nicht bekannt gewesenen Beweis, daß die heidnischen Böhmen die Todten verbrannten.

Im Gedichte: Czestmir und Wlastislaw S. 32 heißt es nämlich:

Ay — a wyſſla duſſe zrwaucj huby, wzletela na drewo a po drewech ſemo tamo, do niž mrtew nez žen.

Zu deutsch:

Ei, die Seele flog aus dem brüllenden Munde und flog hin und her, von

daß sie ihre Gefangene verbrannt haben. Alexander Quagninus, ein polnischer Krieger des sechzehnten Jahrhunderts, sagt in descript. Sarmat. Europ. bei Pistorii script. rer. Polon. T. 1. p. 25 Sepulturae eorum (Polonorum) erant in silvis et agris, tumulosque aggestis lapidibus vestientes, eminenter muniebant, quod genus in Russiae regionibus passim visuntur. Nonnulli quoque more romano cadavera cremare, cineresque collectos in urnas recondere solebant. Und T. II. p. 391 sagt derselbe von den Begräbnißceremonien der Lithauer:

Corpora mortuorum cum praetiosissima supellectile, qua vivi maxime utebantur, cum equis, armis, et duobus venatoriis canibus, falconeque cremabant etc. Ad busta propinquorum lacte, melle mulsato et cerevisia parentabant, choreasque ducebant, tubas inflantes et tympana percutientes. Hic mos adhuc hodie in partibus Samogetiae confinibus Curlandiae ab agrestibus quibusdam observatur.

Nestor, der älteste Russische Annalist — geboren im J. 1056, welcher nicht blos die Byzantinischen Historiker benützt, sondern auch die mündlichen Uiberlieferungen seiner Landsleute gesammelt hat, sagt von mehreren Russischen Stämmen, daß sie ihre Todten verbrennen, die Knochen in ein Gefäß sammeln, und dieses auf einen Pfeiler an den Weg stellen. Diese Ausstellung mag wohl nur einige Tage für die Zeit der Gastmahle und Tänze gedauert haben; dann mögen sie wohl den Topf mit der Asche verscharrt haben; da nach ihren Religionsbegriffen die Seligkeit des Abgeschiedenen von einer ruhigen Lage seiner irdischen Uiberreste im Schooße der Erde abhing.

Der Mönch Albericus erzählt P. 1. ad A.

750 von den Slawen überhaupt: Slavi morem hunc habent, ut mulier mortuo viro se in rogum cremati pariter arsura precipitet. Der im J. 1523 verstorbene polnische Geschichtschreiber, Arzt und Domherr zu Krakau — Miechow sagt Annal. Pol. lib. 1. c. 3. daß in Polen öfter Urnen mit Asche in der Erde gefunden werden; dasselbe behauptet Mart. Cromer. de situ Polon. in Pistor. script. rer. Polon. T. II. p. 9. Auf diese Zeugnisse und Ausgrabungen gestützt, spricht sich Hofrath Ewers im I. Th. seiner Russischen Geschichte S. 21 für die Meinung aus: daß bei den Slawen das Verbrennen der Leichen eben so wie das Begraben üblich war.

Der älteste im J. 1125 verstorbene böhmische Chronist Cosmas benennt S. 30 seiner von Pelzl und Dobrowsky im J. 1783 herausgegebenen böhmischen Chronik die Ruhestätte des Neklanischen Feldherrn Styr — Bustum Styri, was doch offenbar auf das Verbrennen seiner Leiche hindeutet.

Auch die, in der vom Hrn. Bibliothekar Hanka gefundenen und wiederholt herausgegebenen höchst wichtigen Königinhofer Handschrift vorkommenden, älteste Stoffe der heidnischen Vorzeit bearbeitenden, die Sitten und Gebräuche unserer heidnischen Vorfahren treu schildernden Gedichte liefern uns einen bisher nicht bekannt gewesenen Beweis, daß die heidnischen Böhmen die Todten verbrannten.

Im Gedichte: Czestmir und Wlastislaw S. 32 heißt es nämlich:

Ay — a wyssla dusse zrwaucj huby, wzletěla na drewo a po drewech semo tamo, do niž mrtew nez zen.

Zu deutsch:

Ei, die Seele flog aus dem brüllenden Munde und flog hin und her, von

„ Baum zu Baume, so lange der Leichnam nicht verglüht worden ist.

Wäre bei den Czechen das Verbrennen der Todten nicht üblich gewesen, sondern nur das Begraben, so hätte der Dichter, der hier den fast bei allen Nationen vorkommenden Glauben: daß die Seele des Verschiedenen, insolange dessen irdische Uiberreste nicht zur Ruhe bestattet sind, unstätt umherwandeln müsse, ausgesprochen hat, sich des Ausdrucks: Verglühen, welcher offenbar das Verbrennen der Leichen ausdrückt, nicht bedienen können.

Uiberhaupt glaube ich, daß man keiner Nation das Verbrennen der Todten in den frühern Zeiten ihrer Entwicklung absprechen könne.

Selbst wenn es Moses nicht angedeutet hätte, so würden alle Kombinationen es wahrscheinlich machen, daß das Land zwischen dem Indus und Ganges die Wiege der Menschheit war, daß von diesem Lande aus die Bevölkerung über alle Welttheile sich verbreitet habe. Insbesondere sind Slawen, Deutsche, Griechen und Römer, wie es die unverkennbare, von Schlötzer und Dobrowsky anerkannte Aehnlichkeit der Sprache beweist, von einem Volksstamme entsprossen, und es sprechen alle Umstände dafür, daß man die Slawen nicht später, als ihre Europäischen Brüder, nach Europa kommen lassen dürfe.

Es ist nichts natürlicher, als daß Nationen, die von demselben Volksstamme ausgingen, ursprünglich eine gleiche Religion hatten, und gleiche Gebräuche bei den wichtigsten Lebensmomenten sich angewöhnten; daß, selbst dann, als diese ursprünglichen Brüder in weite, verschiedenartige Länder-Räume sich ausgebreitet, durch die klimatischen und andere Umgebungs-Verhältnisse in der Ausbildung der Begriffe und Sprache sich ungleich verhalten haben,

sie wenigstens den ursprünglichen gemeinschaftlichen Typus ihrer Religionsbegriffe und religiösen Gebräuche am spätesten abstreiften. In dieser gemeinschaftlichen Abstammung gründet es sich, daß wir bei den Slawen, wie bei Persern, die Idee von einer guten und von einer bösen Gottheit — den Biel- und Černobog der Slawen, den Oromazes und Arimanes der Perser, bei den Römern, Griechen und bei den heidnischen Deutschen gute und böse Götter finden, daß Deutsche und Slawen die Sonne, das Feuer verehrten, letzteres für ein Reinigungsmittel selbst des geistigen Menschen hielten; und so mögen auch die Slawen, wie die Deutschen, Griechen und Römer den religiösen Gebrauch: die Todten zu verbrennen, schon aus ihren Asiatischen Ursitzen mitgebracht haben.

Wir lesen im I. Buch der Chronik 31. Cap., daß die Israeliten nach der gegen die Philister erlittenen Niederlage den Leichnam des Königs Saul und seiner Söhne bei der Nacht von den Mauern Bethsans genommen, nach Jabes gebracht, dort verbrannt und die Gebeine unter dem Baume zu Jabes vergraben haben. Im II. B. der Chronik 28. c. heißt es vom König Ahas, der dem Glauben der Väter untreu wurde: er räucherte im Thale der Kinder Hinnoms, und verbrannte seine Söhne mit Feuer nach dem Greuel der Heiden, die der Herr vor den Kindern Israel vertrieben hatte, und opferte und räucherte auf den Höhen, auf den Hügeln, unter allen grünen Bäumen. Das 34. Kapitel des Propheten Jeremias beweiset, daß bei den Israeliten längere Zeit das Verbrennen der Todten, wenigstens der Helden und Könige Sitte war, und nachdem sie diesen Gebrauch verworfen hatten, so hat sich der-

selbe noch, wie wir aus Hezekiel XXIV. 37. Jeremias VII. XIX. XXXIV. ersehen, bei den an das Jüdische Reich gränzenden Heiden erhalten Homer erzählt im I. B. der Iliade daß der Leichnam eines Verstorbenen zu Asche verbrannt, und dessen Vater übersendet wurde. Im 22. Buch erwähnt er der Verbrennung des Achilles, und im 24. B. beschreibt er das Verbrennen der Leiche des Hektor, das Bedecken des Grabhügels mit großen Steinen ganz so, wie wir die Skandinavischen, Deutschen und Slawischen Grabhügel der Vornehmen finden. Thucydides geboren 471 Jahre vor Christus, welcher in 8 Büchern die Geschichte des Peloponnesischen Krieges schrieb, ist uns Bürge, daß die Griechen damals die Todten theils verbrannten, theils begruben, und Livius im VI. B. 36. c. seiner römischen Geschichte bestätiget, daß beiläufig bis zum J. 300 u. c. die Verstorbenen in der Stadt, ja selbst im Hause theils verbrannt, theils begraben wurden.

Die Urnen, deren Ausgrabung am Pyräus bei Athen Dodwell in s. classical tour through Greece S. 449 beschrieben hat, haben sogar dieselben Verzierungen, wie viele bei Merseburg und in Schlesien ausgegraben. *)

Noch heutigen Tages werden, nach dem neuesten Zeugniße des Engländers Samuel Davis in Butan und Bengalen, die Todten verbrannt. Es werden am nördlichen Gestade des Pontus Euxinus, bei Olbia, nach Choiseul Gouffier bei Pergamus, in der Gegend des ehemaligen Alba longa nach D. Alessandro, auf der Weide bei Castel Gandolfo nach Guiseppe Tambroni, Graburnen mit Asche gefunden, und es ist merkwürdig, daß die

*) S. D. Kruse deutsche Alterth. I. B. 2. Heft.

an diesen beiden Orten ausgegrabene Aschengefäße, keineswegs den Römischen, wohl aber den in Deutschland, Böhmen, Schlesien aufgefundenen Urnen gleichen. Selbst in Amerika im Staate Neuyork, im westlichen Theile von Pensylvanien, im Ohio-Staate, werden, nach dem Bericht Allwaters über Alterthümer in den amerikanischen Staaten am Ohio, Grabhügel gefunden, die theils aus Erde, theils aus Steinen bestehen, bald Skelette, die dem Brande ausgesetzt waren, bald Urnen mit Asche und Knochen enthalten, welchen Schmuckgegenstände, Hausgeräthe und Waffen beigegeben sind, wie wir sie in Germanischen und Slawischen Grabstätten finden.

Die historische Societät für amerikanische Geschichte zu Boston, begründet im J. 1792, hat am Missisippi künstliche, schlangenartige Aufwürfe, viereckig eingefaßte Plätze entdeckt, deren Inneres urnenartige Gefäße, Metallschmucke und sonstige in unsern Grabhügeln vorkommende Beisachen enthielt, welche eine Verschiedenheit in der Kunstfertigkeit und in den Religionsbegriffen zwischen den itzigen sogenannten Wilden Amerika's und jenem Volke, dessen Begräbnißplatz hier ist, anzudeuten scheinen. Auch sind die in den Grabhügeln vorgefundenen 5′ langen Skelette nicht diesen Wilden, sondern einer Asiatisch-Europäischen Menschen-Race angemessen. *)

In der Umgegend der im J. 1787 angelegten Stadt Neu-Madrid, früher Anse a la gresse genannt — welche an der Westseite des Missisippi im Staate Missouri liegt, findet man gleichfalls viele Grabhügel mit zahlreichen Trümmern von irder

*) S. Jahresbericht der deutschen Gesellsch. u. s. w. für das J. 1830 und Chronik des Voigtländ. Alterth. Vereins. II. B. S. 127.

nen Geschirren. Einer dieser Hügel ist 1200 Fuß im Umfang, 40′ hoch, oben abgeplattet, und mit einem 4—5′ breiten Graben umgeben; er liegt am Rande eines schönen Sees.*) Wir sehen in dieser Beschreibung ein treues Bild unserer einheimischen heidnischen Grabhügel.

Wenn wir auf diese Art so zu sagen zu allen Zeiten des Heidenthumes, bei allen Nationen, den Gebrauch des Verbrennens der Todten finden, warum sollte man ihn gerade bei den Slawen nicht zulassen wollen, ungeachtet sowohl in jenen Ländern, wo einst unwidersprechlich Slawen waren, als auch in jenen, wo sie bis itzt bestehen, und Germanen niemals standhaft seßhaft waren, so häufig die Uiberreste verbrannter Leichen gefunden werden. Daß die Germanen und Slawen, wenn nicht eine ganz gleiche, doch wenigstens eine sehr ähnliche Mythologie hatten, ist nicht nur aus ihrer ursprünglichen, gemeinschaftlichen Heimath wahrscheinlich, sondern auch darum gewiß, weil bei beiden Völkern bis zur Zeit der Einführung des Christenthums, ja selbst bis heutigen Tages sich mehrere, gleiche, aus dem Heidenthume entspringende Gebräuche erhalten haben.

In Böhmen, wie in Deutschland besteht noch das Austreiben des Todes im Frühjahre unter Absingung uralter Volkslieder, und die Johannisfeuer am Vorabend des Sommer-Solstitium; über die Nacht von Walburgis werden Düngerhaufen und das Vieh gegen die Einwirkung böser Geister unter Hersagen bestimmter Sprüche mit Baumreisigen verwahrt, und in die Luft geschleuderte Brände sollen sie verjagen. Der wilde Jäger, der Alp, lebt in

---

*) S. Kolumbus, Amerikanische Miscellen von D. Röding. Dezember-Heft 1831. S. 122.

dem Volksglauben, durchkreuzende Straßen hielt man für ein Asyl neckender Gespenster und Hexen. Noch sind die Gastmahle am Begräbnißtage als Uiberreste der heidnischen Datsissa auf dem flachen Lande in mehreren Gegenden heut zu Tage üblich. Die Oster- und Weihnachtsfeiertage haben ihre eigenen mystischen Volksgebräuche, durch welche die Zukunft erforscht werden will, der Christabend heißt im Böhmischen sstědrý weček, der freigebige Abend; Kinder, Freunde, Dienstbothen werden an diesem Tag, so wie in Deutschland beschenkt, und das eigene Weihnachtsgebäcke — der sogenannte Striezel, kann nicht, wie der Osterkuchen von den Juden, sondern nur aus dem Heidenthum sich erhalten haben. Bei den christianisirten Deutschen brauchte es lange Zeit, und wiederholte Verbote, selbst noch in dem Capit. Karls Saxon. cap. 6., bis sie von dem Gebrauche: ihre Todten in Wäldern und Feldern zu bestatten, abließen. Eben so verhielt es sich in Böhmen. Noch im J. 1039 war dieser Gebrauch bei den christlichen Böhmen sehr allgemein, und wurde insbesonders bei der Erhebung der Leiche des h. Adalbert zu Gnesen, vom Herzog Břetislaw schwer verpönt. *). Unser Chronist Cosmas beklagt sich S. 10, daß noch seiner Zeit, das ist beiläufig bis zum J. 1125, viele Landleute das Feuer verehren, auf Bergen opfern, Haine und Bäume als religiöse Heiligthümer behandeln. Herzog Boleslaw der Fromme hat nach der Erzählung unsers Geschichtschreibers Hajek auf dem im J. 979 abgehaltenen Landtag, im Einverständniß mit dem h. Adalbert, Bischof in Prag, nachdrücklichst verboten, an Wegen, in Haine, die Verstorbenen zu verbrennen oder zu begraben.

---

*) S. Cosmas p. 112. ad A. 1039.

Bei den so magern verlässigen Nachrichten, die wir über die germanische und slawische Mythologie haben, müssen wir diese Uibereinstimmungen in mehreren Gebräuchen und religiösen Ansichten als einen Beweis annehmen, daß die Religion der Germanen und Slawen, wenn nicht ganz gleich, doch wenigstens sehr ähnlich war, und daraus läßt sich wohl schließen, daß sie eine gleiche Art der Behandlung der Todten hatten.

So wie heutigen Tages von Gibraltar bis Petersburg alle christliche Nationen ihre Todte in Särgen begraben, so haben einst alle heidnischen Nationen, Germanen und Slawen, Skytten und Skandinavier, Gallier, Römer und Griechen die Todten verbrannt. So wenig heutigen Tages das Vorfinden der Leichen in Särgen einen Schluß auf die Nationalität des Leichenhofes zuläßt, eben so wenig kann man in der heidnischen Vorzeit die Grabstätten verbrannter Leichen diesem oder jenem Volksstamm ausschließlich zuschreiben.

Es mag aber jede der heidnischen Nationen neben dem Verbrennen auch das Begraben unverbrannter Leichen gehabt haben, ohne daß wir bestimmen können, ob die eine oder andere Bestattungsart nach dem Rang, nach den Schicksalen des Verblichenen, oder nach verschiedenen Zeitperioden gewählt wurde. Wahrscheinlich dürfte es aber seyn, daß das Begraben dem Verbrennen folgte, theils weil letztere Bestattungsart einer feinern Nationalbildung entsprach, theils weil die christlichen Verbothe, in Wäldern und Feldern zu beerdigen, es unmöglich machten, die Leichen zu verbrennen, ohne durch Feuer und Rauch verrathen zu werden; während die Leiche aus Anhänglichkeit zu den heidnischen Gebräuchen, unbemerkt bei der Asche der Voreltern vergraben werden konnte.

Ein weiterer Grund, warum Hr. D. Klemm und andere deutsche Alterthumsforscher alle, selbst in sonst slawischen Ländern vorfindige Aschenhügel den Germanen vindiciren wollen, ist: weil letztere die Urbewohner dieser Länder gewesen, weil die Slawischen Völker erst im 4.—5. Jahrhundert dahin eingewandert, zu kurz, zu unruhig daselbst gelebt haben sollen, um solche ansehnliche Opfer- und Brandbegräbnißstätten zu hinterlassen. Selbst unser vaterländischer achtungswerther Alterthumsforscher Hr. R. v. Bienenberg ließ sich durch die fast allgemeine Behauptung der Historiker, daß die slawischen Völker im 4.—5. Jahrhundert nach Böhmen eingewandert seyen, verleiten, die in der Stadt Königgrätz in den J. 1768 78 82 und 84 ausgegrabenen Urnen, Schüsseln, Waffen und Götzenbilder in seiner Geschichte dieser Stadt (Prag 1780) S. 49 u. s. w. wenigstens größtentheils für germanisch zu halten. Aber es sey mir erlaubt, den bisher fast allgemein angenommenen Satz: es seyen die Slawen im 4. 5. oder wie einige wollen, gar im 6. Jahrhundert nach Schlesien, Lausitz, Böhmen und in die itzt deutschen, bis an das rechte Elbeufer gelegenen Länder eingewandert, etwas näher zu prüfen. Es ist überhaupt die Einwanderung, die plötzliche Einwanderung eines Volkes schwer zu denken, wenn man die Schwierigkeiten erwägt, mit welchen die Wanderung eines ganzen Volkes mit Weibern, Kindern und Greisen, mit Lebens- und Transportmitteln zu allen Zeiten verbunden gewesen seyn muß. Weit natürlicher und wahrscheinlicher ist es, wenn man sich statt einer solchen Volkswanderung den Zug eines Kriegsheers mit theilweisem weiblichem Gefolge denkt,

welches den Namen jenes Volkes führte, aus welchem es sich gebildet hat. Durch solche Heereszüge, und durch allmählige Ausbreitung einzelner Völkerschaften über andere Länder kann die Nationalität einzelner Länderstrecken sich modificirt haben, ohne daß ganze Völker andere aus ihren Ursitzen vertrieben haben. Allein selbst wenn man auch nur an die Einwanderung eines slawischen Kriegsheers, um so mehr eines slawischen Volksstammes glauben soll, so muß doch diese durch ein historisches Zeugniß nachgewiesen werden können. Wo ist denn aber nur ein einziger gleichzeitiger, oder der Gleichzeitigkeit naher, somit glaubwürdiger Geschichtschreiber der uns eine Einwanderung slawischer Völker oder eines slawischen Kriegsheeres in diese Länderstrecken erzählte? Durchaus keiner! Herodot, der älteste Geschichtschreiber, dessen Werke auf uns kamen — 484 Jahr vor Chr. geboren — sagt in seinen novem musis, in welchen er die von den Griechen mit den Lydiern und Persern geführten Kriege, aber auch nebst dem alles, was er sonst besonders auf seinen Reisen erforscht hat, vorträgt: Heneti Asiae incolae, jam in Europa aliis permixti incolis habitant, daß die Heneti — Veneti Vinidi ein slawisches Volk sind, setze ich als bekannt voraus. Diese Stelle verbürgt uns eine doppelte historische Wahrheit. Erstens bewährt sie, daß slawische Völker lange vor den Zeiten Herodot's in Europa wohnten; zweitens liefert sie den Beweis, daß die slawischen Völker nicht als ein kriegerisches nur Wohnsitze eroberndes Volk in Masse nach Europa eingewandert sind, sondern sich allmählig dahin ausgebreitet haben, ohne Rücksicht: ob sie andere Einwohner in der neuen Heimath gefunden haben oder nicht. Wie läßt sich nun mit diesem

Herodotischen Zeugniß die Behauptung vereinigen, daß die Slawen erst im 4. 5. oder gar 6. Jahrhundert nach Europa, oder wenigstens nach Schlesien, Böhmen und nördlich bis an die Elbe eingewandert, und deutsche Völker aus ihren Wohnsitzen verdrängt haben? Procopius', ein griechischer Geschichtschreiber des 6. Jahrhunderts, schildert der erste in seinem Werke de bell Goth. lib. 3 die Slawen und Anten. Er sagt: man habe sie früher Spori genannt, weil sie σποραδεν, das ist zerstreut, und nur selten in großen Haufen beisammen wohnten, daß sie von jeher in einer natürlichen Gleichheit — populari imperio gelebt haben, Getreidevorräthe und viel Vieh haben. Diese Charakteristik paßt wohl auf ein ackerbauendes, aber keineswegs auf ein kriegerisches Volk, welches in Masse auswandert, um von andern Völkern sich Wohnsitze zu erobern. Sie paßt auf ein Volk, welches weit eher von einer andern Nation unterjocht werden kann, als daß es andere angreifen, vertreiben sollte; denn dazu gehört ein Beisammenhalten, die Wahl eines Heerführers, die Aufopferung eines Theiles der Freiheit unter seinen Willen.

Ein anderer griechischer Geschichtschreiber derselben Zeit, Jordanes, nennt in seinem Geschichtsbuch de Goth. origine et reb. gestis lib. I. c. b die bereits in Europa wohnenden Slawen eine volkreiche Nation. Beide diese Geschichtschreiber lebten in oder wenigstens bald nach der Periode, in welcher die Slawen aus Schlesien, Böhmen u. s. w deutsche Völker vertrieben haben sollen. Hätten sie dieses, da sie der Slawen ausdrücklich erwähnen, wohl verschwiegen? oder hätten sie, wenn die Slawen ein erst kürzlich angekommenes Volk waren, nicht vielmehr erzählt: wann — woher — wohin sie erobernd gewandert sind? davon sprechen

sie aber kein Wort, vielmehr behandeln sie die Slawen als ein Volk, welches da, wo sie sie gefunden haben, auch schon früher war. Da auch kein anderer gleichzeitiger Historiker von einer Einwanderung der Slawen im 4ten, 5ten oder 6ten Jahrhundert spricht, so muß man diese slawische Einwanderung als eine unerwiesene, willkührlich angenommene Sache annehmen, von welcher weit spätere Geschichtschreiber aus unrichtigen Kombinationen sprechen.

Die slawischen Völker, besonders die westlichen, wurden weder von den römischen, noch griechischen Geschichtschreibern beachtet, weil sie auf dem Weltschauplatz, wenigstens unter ihrem Namen, nicht auftraten. Erst im 5ten und 6ten Jahrhunderte griffen sie in die europäische Geschichte unter ihrem eigenen Namen, und zwar sogleich als eine volkreiche Nation ein. Die Geschichtschreiber erwähnen erst aus dieser Veranlassung der Slawen, und somit wurden spätere Historiker zu den Glauben verleitet, daß, weil früher der Slawen nicht erwähnt wurde, sie auch nicht da waren. So bildete sich die Idee, daß wenigstens die westlichen slawischen Völker in dieser Periode nach Schlesien, Böhmen, Lausitz, Meissen, Thüringen u. s. w. eingewandert sind, und da bis dahin Germanen diese Länder nach den Zeugnissen der Historiker beherrschten, so glaubte man, daß letztere durch eine Einwanderung der Slawen verdrängt worden sind. Allein es läßt sich die Möglichkeit, daß slawische Völker die Landeseinwohner dieser Provinzen auch während der germanischen Oberherrschaft waren, nicht blos denken, sondern auch als Wirklichkeit selbst aus historischen Zeugnissen nachweisen. Ich will dies, wenigstens was Böhmen betrifft, näher auseinander setzen.

Die erste Nachricht über Böhmen verdanken wir dem Tit. Liv. lib. hist. V. c. 34, welcher erzählt, daß unt r der Regierung des Tarquinius Priscus. A. V. C. 138 — 175, also beiläufig 600 Jahre vor Chr. Sigoves, ein Schwestersohn des Galloceltischen Königs Ambigatus mit einem Kriegsheer in die hercynischen Wälder zog, um da eine Niederlassung zu begründen. Es überzeugt uns Tacitus, daß das Volk, von welchem dieser Heereszug ausging, die Bojer waren, und daß das Land, welches sie in den hercynischen Wäldern in Besitz nahmen, unser heutiges Böhmen — wenn gleich innerhalb anderer Gränzen war. Er sagt: Germ. c. 28. Igitur inter Hercyniam Silvam Rhenumque et Moenum amnes, Helvetii, ulteriora Boji, Gallica utraque gens, tenuere. Manet adhuc Boihemi nomen, significatque loci veterem memoriam quamvis mutatis cultoribus. c. 41. 42. In Hermunduris Albis oritur, flumen inclytum et notum olim: nunc tantum auditur. Juxta Hermunduros Narisci ac deinde Marcomanni et Quadi. Praecipua Marcomannorum gloria viresque atque ipsa etiam sedes, pulsis olim Bojiis virtute parta.

Bei dieser historischen Thatsache: daß die Bojer 600 Jahre v. Chr. in das heutige Böhmen gezogen sind, handelt es sich rücksichtlich des zu beweisenden Satzes um zwei Fragen:

1. Waren die Bojer ein germanisches oder ein slawisches Volk?
2. Fanden sie bei der Besitznahme unsers Böhmerlandes das Land menschenleer, oder fanden sie daselbst bereits ein Volk?

Die Geschichtschreiber damahliger Zeit haben sich um die Abstammungs- und Sprachverhältniße der Völker wenig bekümmert; sie begnügen sich, ihre

Namen anzuführen, und haben uns das mühsame Geschäft überlassen, durch Vergleichung aller Verhältnisse, wenn gleich keine historische Gewißheit, doch einen mit Wahrscheinlichkeitsgründen unterstützten historischen Glauben über Stamm- und Sprachverhältniße dieser Völker aufzustellen.

Es dürfte nicht ungereimt seyn, anzunehmen, daß die Bojer ein Zweig des fast über ganz Europa verbreitet gewesenen slawischen Volksstammes, und nicht ein rein gallisches, oder gar germanisches Volk waren.*) Schon der Name Bojer verräth keine deutsche, wohl aber eine slawische Wurzel. Bog— lies Boi heißt im slawischen — Krieg, Bogowati — ließ bojowati — kriegen, bogjm se — ich fürchte mich; Buh, einst Boh — heißt Gott. Die deutsche Sprache wird kaum ein Wurzelwort für den Namen der Bojer nachweisen können, während sie es in dem Namen der Franken, Sachsen, Allemannen, Germanen, Hermunduren, Longobarden, Celten u. s. w. ohne allen Schwierigkeiten kann.**)

Strabo lib. VII. nennt die in dem Lande der Bojer bestandene Residenzstadt Boyasmum, Justus Lipsius liest Boyhemum, unser einheimischer Historiker Cuthenus liest Baubinum und Aventinus — eigentlich Thurmaier, der gelehrte Bayrische Geschichtschreiber des 16. Jahrhundertes nennt es Bubienum. Es mag nun ein oder die andere Leseart als die richtige angenommen werden, so wird sich

*) L. Surowiewsky in seiner zu Warschau 1824 gedruckten Abhandl. Sledzenie poczatku naroduw Slowianskich, p. 3. Schaffarik: Uiber die Abkunft der Slawen. Ofen. 1828. S. 72 behauptet gleichfalls die muthmaßliche urslawenische Abkunft der Böjer.

**) Auch unser vaterländische Geschichtschreiber Pulkawa c. 3. leitet den Namen der Bojer von Bog — Krieg, Aeneas Sylvius hist. Boh. c. 3. von Bůh — Gott ab.

in der germanischen Sprache abermals keine, wohl aber in der slawischen die Wurzel dieses Ortsnamens finden lassen. Boyasmum und Boyhemum ist nur von dem Volksnamen der Bojer abgeleitet, und gründet sich zugleich in einer der oben für denselben angezeigten Wurzeln. Baubinum und Bubienum aber ist aus der deutschen Sprache durchaus nicht, wohl aber aus der slawischen abzuleiten möglich, in welcher Buda—Bauda—eine Hütte, Bubak ein Gespenst, Buben eine Trommel bedeutet.

Merkwürdig ist, daß, nachdem Marbud Böhmen im J. 138 U. C. etwa 16 J. v. Ch. erobert, Bubienum zerstört, und nach dem Zeugniße Ptol. lib. XII. c. 12., an dessen Stelle die von ihm benannte Hauptstadt Marobudum erbaute, sich der Name der letzteren nicht länger, als das Markomannische Reich selbst erhalten habe, während sich die Erinnerung an der Bojer Hauptstadt Bubienum in der nördlich von Prag gelegenen Ortschaft Bubeneč bis heutigen Tages erhalten hat, neben welchem die Czechische thurmreiche Hauptstadt Prag, Praha beiläufig in demselben Grade der Länge und Breite liegt, welche Ptolomaeus für Marobudum und somit auch für Bubienum bestimmt.

Pra ist bei den Slawen eine Vorsylbe, durch welche das Vorzüglichste einer Art, oder auch das Aelteste ausgedrückt wird. Es sagt dasselbe, was der Deutsche mit der Vorsylbe Erz—oder Ur sagt. In dem Sinne des deutschen Erz wurde es im Böhmischen meistens von dem, aus dem Griechischen und Lateinischen Archi angenommenen Arci verdrängt, und man sagt itzt nicht mehr z. B. Praibiskup, sondern Arcibiskup, Erzbischof. Doch ist es noch üblich, um das Höchste im Schlimmen auszudrücken, und man sagt noch immer Pratass-

lák, ein Erzbeutelschneider. In dem Sinne der deutschen Vorsylbe Ur hat es sich aber sogar bis heute erhalten. Prastarý — uralt, Pranárod — Urvolk, Pradědek — Urgroßvater, Prawnuk — Urenkel. Sollte der Name unserer Hauptstadt — Praha, wie er im Böhmischen lautet, nicht weit richtiger abzuleiten seyn von Pra-město, Haupt- oder uralte Stadt, als nach der Kosma'schen Fabl Prah — eine Schwelle? Nach dieser Ableitung ist der Name Praha zugleich eine Bürgschaft für ihr hohes Alterthum aus den Zeiten der Markomannen und Bojer.

Ein Volk, dessen Name, so wie der Name seiner Hauptstadt in der slawischen Sprache einen Sinn hat, kann doch eher ein slawisches, als ein germanisches oder gallisches Volk seyn; denn es war doch immer und vorzüglich in den ältesten Zeiten Sitte, die Orts-, Personen- und Volksnamen aus der Sprache zu wählen, welche dem Volke eigen war, nicht aber aus einer fremden. Mögen die Bojer wegen ihrer Kriegslust oder Schüchternheit oder Gottesfurcht so genannt worden seyn, genug an dem, ihr Name kann aus der slawischen Sprache abgeleitet werden, und es dürfte darum nicht ungereimt seyn, sie zum großen slawischen Volksstamme zu zählen. Livius sagt in l. V. c. 34 seiner Geschichte, daß, so wie Sigoves mit einem Heere in die hercynischen Wälder zog, auch sein Bruder Belloves auf gleiche Art gegen Italien gezogen sey. Diese letzteren begründeten da die Stadt Bojonia — Bologna — und beunruhigten die Römer, bis sie in den Punischen Kriegen von P. Cornelius Scipio im J. 191 v. Ch. geschlagen wurden, und zum Theil zu ihren Stammbrüdern an die Donau zogen. *)

*) S. Livius hist. L. 36. c. 25. 26. L. 37. c. 31. 45. L. 39. c. 40.

Diese gegen Italien gezogenen Bojer saßen neben den Wendern, von welchen Polybius — 200 J. vor Chr. sagt: gens vetustissima in Jtalia et alia a Gallis utentes linqua. Pompejus Trogus sagt lib. 41 s. Geschichte des Maced. Reiches: Sermo Henetis inter Scythicum Medumque medius ex utroque mistus. Die Italienischen Wenden sprachen somit slawisch, und indem sich die Belowesischen Bojer an sie anschlossen, ja sogar sich mit ihnen vermischt haben, so wird daraus wahrscheinlich, daß sie, und somit auch die Bojer der Hercynischen Wälder mit ihnen Sprach- und somit auch Stammverwandt waren. Wir dürfen uns keineswegs wundern, wenn der aus dem Keltischen Gallien ausgegangene Bojische Heereszug einem slawischen Volksstamme angehörte. Man findet keinen Volksstamm der alten Zeit so abgerissen, wie den Slawischen. Sie wohnten in Gallien und Brittannien, am Adriatischen Meere, an der Ostsee, an der Donau, an der Elbe, Weichsel u. s. w. Ein Beweis, daß, so wie noch heutigen Tages, ungeachtet der seit mehr als einem Jahrtausend sich immer weiter verbreitenden Germanisirung, die slawischen Völker noch immer die zahlreichsten in Europa sind, und den größten Theil dieses Welttheiles bewohnen, sie in den noch frühern Zeiten das Urvolk in Europa gewesen seyn konnten, welches durch die Eroberungen der Römer und Germanen, dann in mehrere Parcellen zerrissen wurde. Auch ist nicht zu übersehen, daß die Römischen Schriftsteller die Bojer nicht ein Gallisches, sondern ein Gallo-Celtisches Volk nennen. Wenn die Römer sich bei Völkern des Ausdruckes Celten, Skythen, Sarmaten bedienen, dann ist das ein sicheres Zeichen, daß sie selbst nicht wußten, welchen Stammes ein Volk sey, woher es komme? Plinius lib. IV. c.

13 sagt z. B. ganz offenherzig: Scytharum nomen usque quoque transit in Sarmatas atque Germanos, nec aliis prisca illa duravit appellatio, quam qui extremi gentium harum ignoti prope cäteris mortalibus degunt. Strabo lib. VII. versichert uns: Scriptores antiquos rerum quidem Graecarum notitiam habuisse, reliquarum autem longius positarum permultum imperitiam tenuisse. Polybius gesteht lib. II. hist. daß seiner Zeit das Land a Narbone nordwärts unerforscht gewesen sey, und was man davon erzähle, nur Träumereien seyn können. Diese Geständnisse bewähren doch gewiß, daß man sich auf die Angaben der Römischen und Griechischen Geschichtschreiber, selbst auf Tacitus Germania, der dieses Land nie selbst bereiste, und seine Nachrichten nur aus Jul. Cäsar und aus den Auskünften heimgekehrter Reisenden schöpfte, keineswegs verlassen könne, wenn sie von der Lage der Wohnsitze der Völker, oder von ihrer Abstammung sprechen Es dürfte daher die von L. Surowiecky und P. J. Schaffařik in dem im J. 1828 vom letzteren herausgegebenen, höchst gehaltvollen Werke: Uiber die Abkunft der Slawen ausgesprochene, von mir auch schon vor Ansichtwerdung dieses gelehrten Werkes getheilte Meinung: daß die Bojer ein slawisches Volk seyen, viele Wahrscheinlichkeit für sich haben, und da sie schon 600 Jahre vor Christus in Böhmen ankamen, diesem Lande den Namen bleibend gaben, ebensolange daselbst sich erhalten haben, so könnte ein Slawisches Volk das Urvolk in Böhmen gewesen seyn, selbst wenn die Bojer das Land ganz leer von Einwohnern gefunden hätten.

Allein es kömmt noch zu untersuchen, ob das Letztere der Fall war? und wenn es nicht war, ob Celten, Germa-

nen oder Slawen das heutige Böhmen vor der Ankunft der Bojer bewohnt haben?

Nach Angabe des Livius. hist. L. V. und Justinus l. XX. c. 5 L. XXIV. c. 4 scheint Sigoves und sein gegen Italien gewanderter Bruder Belloves zusammen, bloß ein Heer von 30,000 Leuten zur Vertheidigung mit gehabt zu haben. Nun wollen wir einige Thaten erwägen, welche dieses Häuflein in seinem neuen Wohnsitze Böhmen vollbracht hat.

110 Jahre vor Chr. fielen 300,000 Cymbrer in das Land der Bojer, allein letztere schlugen und zwangen sie, mit Vermeidung des Bojerlandes ihren Zug nach Italien durch Pannonien und Illyrien fortzusetzen. Strabo L. VII. Es haben somit die Bojer ein Kriegsheer, vor welchem Rom bald darauf zitterte — an ihren Gränzen geschlagen. Bald darauf wurden nach Strabo L. IV. die Hercynischen Bojer von den Rhätiern beunruhiget und geschlagen. Beiläufig 50 J. vor Chr. leisteten dieselben Bojer den Helvetiern gegen Julius Cäsar mit 32,000 Mann Beistand, doch sie wurden von Letztern geschlagen, wegen ihrer Tapferkeit wünschte Cäsar den Uiberrest des Heeres bei sich zu behalten, und wies ihnen Aecker an. Jul. Caes. de bello Gal. l. 1 c. 28 L. VII. c. 9. Etwa 25 Jahre vor Chr. dehnte sich das Reich der Bojer wahrscheinlich bis an den Neusiedler See aus, sie wurden mit dem Dacischen König Boerebista in Krieg verwickelt, und so sehr geschlagen, daß das Land von diesem See westlich — die Wüsteneien der Bojer genannt wurden. Strabo L. VII. Plin. hist. nat. L. IV. c. 24 Lazius Chorog. Austriac. Die Bojer zogen sich nach dieser großen Niederlage mehr nach Böhmen zurück, widmeten sich dem schon früher betriebenen Ackerbau und Künsten. Selbst

nach so vielen erlittenen Unfällen waren die Bojer keineswegs vertilgt, vielmehr sagt Claud. Ptolomaeus, daß sie im 2. christl. Jahrhundert neben den Markomannen wohnten, und nennt sie ein großes Volk: gens magna. Ist es gedenkbar, daß ein Streifzug des Sigoves, wenn er selbst 30,000 Menschen betragen hätte, in 4 bis 600 Jahren sich so sehr vermehrt hätte, daß aus ihm allein ein so zahlreiches Volk erwachsen wäre, welches 300,000 Cymbrer hätte schlagen, im Kriege nach allen Richtungen mit den mächtigsten Reichen sich hätte einlassen können, das nach erlittenen mehreren großen Niederlagen ein zahlreiches Volk hätte bleiben können? Beiläufig 5 Jahre vor oder nach Chr. Geb. zog Marbud an der Spitze eines aus Markomannen und andern Völkern zusammengebrachten Kriegsheeres gegen die durch unglückliche Kriege geschwächten Bojer, und besiegte sie. Vellej. Pat. l. 2 — Strabo L. VII. Ptol. Geogr. II. 11. Das Marbudische Heer soll aus 60,000 M. Fußvolk und 4000 Reitern bestanden haben. Mit einer solchen Kriegs-Schaar zieht man doch nicht in ein Land, welches menschenleer, ohne Kultur und Landeseinwohner ist, wo Menschen und Vieh in Gefahr zu verhungern wären? Uiberdieß sagt Tac. in Germ. c. 42. Praecipua Marcomanorum gloria, viresque atque ipsa etiam sedes pulsis olim Bojis virtute parta. Man kann nur von ausgezeichneter Tapferkeit sprechen, wenn wenige gegen viele siegen. Als 19 J. n. Chr. der Gothe Catuald auf Anstiften der Römer gegen Marbud zog, bis in seine Hauptstadt Marobudum drang, fand er daselbst nach den Zeugniß des Tac. Annal. L. II. c. 62 mehrere Römische Kaufleute aus Rom, welche Handelsgeschäfte trieben und die Gewinnsucht auf ihr Vaterland vergessen machte. Hieraus läßt sich schließen, wie volkreich Marobudum und das Bojer-

land war, daß Landbau und Industrie daselbst betrieben wurde, ohne welche römische Kaufleute unmöglich solche gute Geschäfte hätten machen können, die sie auf ihr schönes Vaterland vergessen machten. Es dürften somit auch diese Thatsachen den historischen Glauben begründen, daß das heutige Böhmen schon bei der Ankunft der Bojer, und noch mehr als die Markomanen das Land erobert hatten, eine Landesbevölkerung hatte, und diese konnten weder die Erstern noch die Letztern um ihres eigenen Vortheils willen vertilgen oder verjagen. Bojer und Markomanen, sie mögen zum germanischen oder slawischen Volk gehört haben,*) — waren daher nur Eroberer des heutigen Böhmens, neben welchen ein Urvolk als Landesbevölkerung eben so bestand; als itzt im Algierischen Staate, ungeachtet der französischen Eroberung, die frühern Landesbewohner blieben. Diese Meinung, daß die Bojer in kein unbewohntes Land nach Böhmen kamen, sprach auch schon unser Geschichtschreiber **Balb. Misc. lib. II. Dec. I. c. 1** aus. Wenn die Historiker sagen: die Bojer seyen vor, zum Theil nach der Eroberung der Markomannen an die Donau, (in das heutige Bayern) oder zu den Sueven, in das heutige Thüringen, gezogen, so kann dieß doch auch nur von dem Kriegsheere oder von einem Theile der Bojer, aber nicht von der großen Landesbevölkerung Böhmens verstanden werden. Merk-

---

*) **Paprocky in speculo Moraviae** und Andere geben auch den Markomanen einen slawischen Ursprung, weil sie den Namen: Markomanen, von dem mährischen Fluße March ableiten, weil sie stets Nachbarn der Swewen waren, deren germanische Abkunft von Vielen in Zweifel gezogen wird, und weil ihr Anführer gegen die Römer im J. 176 n. Chr. Markomir hieß, welches Wort der slawischen Sprache angehört.

würdig bleibt aber, daß der nach Bayern gezogene Heereszug sich nicht Boji, sondern Bojoavari Bojoari nannte.

Es frägt sich daher nur darum, waren diese Urbewohner des heute Böhmen benannten Landes, welche des abwechselnden Eroberers Herrschaft geduldig trugen, slawischen oder germanischen Ursprungs?

Schon der Umstand, daß die Römischen Geschichtschreiber und insbesondere Tacitus außer den Eroberern, nämlich außer den Bojern, Markomanen, Gothonen u. s. w. kein in dem nachmaligen Böhmen wohnendes Volk benennen, dürfte ein Beleg seyn, daß das, neben und mit diesen Eroberern nothwendig vorauszusetzende Urvolk Böhmens zu keinem germanischen Vorksstamm gehörte, daß es sich mit keinen, die Aufmerksamkeit der Geschichtschreiber fesselnden Kriegsthaten beschäftigte, sondern ein ruhiges Leben, und zwar, wie man später erfährt, bei Ackerbau, Gewerben und Handel führte. Ein vollständigerer Beweis der Slowenität dieser Urbewohner Böhmens ist, daß, sobald die Markomanischen Beherrscher durch unglückliche Kriege so ganz geschwächt wurden, daß sie ihre Oberherrschaft nicht mehr behaupten konnten, Böhmen mit Slawen ganz bevölkert von den Geschichtschreibern geschildert wird. Nicht ein einziger Geschichtschreiber, ungeachtet sie seit Tacitus und Ptolomaeus auf die Bewegungen der Nordischen Völker sehr aufmerksam waren, berichtet eine Einwanderung der Slawen aus Asien oder aus andern Oestlichen oder Nordischen Ländern. Waren sie nun im 5. und 6. Jahrhundert, und zwar höchst zahlreich mit dem Verschwinden der Markomanischen Herrscher gleichzeitig da — eine Thatsache, die bei den Zeugnissen des Jordanus,

Procopius und anderer Historiker nicht bezweifelt werden kann, so müssen sie auch schon früher da gewesen seyn, obschon die Geschichtschreiber ihrer früher nicht erwähnten, weil diese, wenn es sich um das, was das Land that, handelte, nur die Namen der Herrscher, der Eroberer nannten. Waren somit die Slawen, nachdem die Macht ihrer Bezwinger vernichtet war, ohne eine nachgewiesene Einwanderung in Böhmen als ein das ganze Land zahlreich bewohnendes Volk da, so kann auch zur Zeit der Herrschaft der Bojer und Markomanen, welche nachgewiesenermassen nicht für sich allein, sondern neben einer Landesbevölkerung existirten, Letztere nur slawisch gewesen seyn, und es sind somit die Slawen das Urvolk Böhmens.

Böhmen hat bis heutigen Tages die Czechische Sprache, eine Mundart der Slawischen als Landessprache. Wird gleich neben derselben besonders an jenen Gränzen, wo die Nachbarländer seit mehreren Jahrhunderten germanisirt sind, auch deutsch gesprochen, so haben wir doch in Böhmen keine aus der deutschen und slawischen — gemischte Sprache, wie deren in Italien, Frankreich, Spanien, England u. s. w. bestehen. Dieß beweist wohl, daß in Böhmen niemals ein deutsches Urvolk bestand, daß die Slawen zu einem deutschen Urvolk im 5. und 6. Jahrhunderte nicht eingewandert sind, denn sonst hätte sich nothwendigerweise eine aus beiden gemischte Sprache bilden müssen. Ein Volk, welches so stark war, als die Landeseinwohner Böhmens in den Zeiten der Bojer und Markomanen durch ihre Kriegsthaten sich gezeigt haben, kann unmöglich, am allerwenigsten plötzlich, ganz, und ohne Spuren ihres Daseyns zu hinterlassen, auswandern. — In der That sind in Böhmen keine Spuren nachzuweisen, daß vor den

Slawen deutsche Völkerstämme als Landesbevölkerung da gewohnt haben. Seit dem Eroberungszug der Bojer bis zu dem von den Geschichtschreibern bemerkten Auftreten der Slawen in Böhmen sind bei 1000 Jahre verflossen. In dieser langen Periode müssen doch die Landesbewohner sich herbeigelassen haben, den Bergen und Flüssen des Landes wegen der allgemeinen Verständigung Namen zu geben, und Wohnsitze für sich zu erbauen, besonders da der bereits oben erwähnte Aufenthalt römischer Kaufleute in Bojohemia's Hauptstadt Ackerbau, Industrie und Handel voraussetzt. Diese Benennungen, sie mögen aus den Eigenschaften und Lage, oder von Personen und Mythologischen Beziehungen gewählt worden seyn, können doch nur in der Landessprache ausgesprochen worden seyn. Man nenne mir auch nur einen bei unsern ältesten Geschichtschreibern vorkommenden Orts-, Fluß-, Berg-, Waldnamen, der nicht aus der slawischen Sprache wäre? Waren also nicht Slawen die ältesten, die Ureinwohner Böhmens vor aller historischen Zeit? Ganz widernatürlich wäre es, anzunehmen, daß die im 5.–6. Jahrhunderte geschichtlich in Böhmen auftretenden Slawen die frühern germanischen Landesbewohner ganz aus dem Lande verdrängt, oder daß Letztere sich in die Gränzgebirge zurückgezogen haben, und die Urväter der heutigen deutschen Gränzbewohner bilden. Es liegt wohl im Interesse eines mit dem Schwerte in der Hand einwandernden erobernden Volkes, die Landesbevölkerung zu unterjochen, sich als Herrn derselben zu benehmen und sie dienstbar zu machen, aber es wäre ganz gegen ihren Vortheil, sie plötzlich zu vertilgen oder zu vertreiben. Die Lebensexistenz, die Bequemlichkeit des erobernden Kriegsheeres oder Volkes wäre dabei zu sehr gefährdet. Nur eine

schnelle Vertreibung oder Vertilgung der Landeseinwohner könnte aber zur Folge haben, daß die von ihnen eingeführten Lokalitätsbenennungen verschwinden, und neue Namen in der Sprache der Eingewanderten an ihre Stelle treten; denn selbst bei einer allmähligen Auswanderung der alten Bevölkerung müßten die neuen Ankömmlinge die bestehenden Lokalitätsbenennungen in der frühern Landessprache, allenfalls mit geringer, der Sprache der Einwanderer zusagenden Modifizirung beibehalten, wenn nicht unendliche Verwirrungen daraus entstehen sollen. Daß aber die, in den mit den heutigen germanisirten Nachbarstaaten gränzenden Gebirgen wohnenden Böhmen deutsch sprechen, beweiset keineswegs, daß sie Abkömmlinge der frühern in die Gebirge geflüchteten deutschen Landesbewohner sind. Die Namen der Ortschaften, in welchen sie wohnen, sind, mit Ausnahme jener, deren Begründung in neuern Zeiten historisch nachgewiesen werden kann, durchgehends slawisch; wie könnten deutsche Bewohner einen slawischen Ortsnamen gewählt haben? Ja es läßt sich von den meisten solchen Gränzortschaften der nördlichen und westlichen Kreise Böhmens sogar aus den Pfarr-Matriken nachweisen, daß daselbst noch vor Paar Jahrhunderten die Einwohner böhmisch sprachen, und nur durch die anwohnenden deutschen Nachbarn germanisirt wurden.

Es ist ferner nicht nur aus den Orts-, Berg- und Flußnamen, sondern auch historisch nachzuweisen, daß die heutiges Tages ganz deutschen Nachbar-Provinzen, die Lausitzen, Meissen, Obersachsen, Thüringen, das Bayreuthische, Bayern zum Theil bis ins zehnte Jahrhundert eine slawische Landessprache hatten, und von slawischen Völkern bewohnt wurden. Die heutigen germanisirten böhmischen Gränzgebirge waren daher da-

mals nicht die Gränze des Slawenlandes, somit auch kein Zufluchtsort für die vermeintlich vertriebenen Deutschen.

Bei dem J. 782 erwähnt Eginhart, daß die Sorbo-Wenden die Länder zwischen der Elbe und Saale inne haben, und in Thüringen und Sachsen des Plünderns wegen einfallen. Der im J. 899 verstorbene deutsche Kaiser Arnulf sagt: es haben seine Vorfahren den Würzburger Bischöfen befohlen, daß in dem Lande der Slawen, welche sitzen zwischen dem Main und der Rednitz, und Main- auch Rednitz-Wenden genannt werden, mit Beihülfe der Grafen, welche über dieselben Slawen gesetzt sind, Kirchen erbaut werden; damit jenes zum Christenthume nun bekehrte Volk die h. Taufe empfange, Predigt höre, u. s. w. Es seyen auch wirklich daselbst vierzehn Kirchen gebaut und dotirt u. s. w. *) Nach Ludwig Script. rerum Bamberg. p. 1116 bekennt im J. 1006 der Würzburger Bischof, daß das Land, für welches Kaiser Heinrich II. das Bamberger Bisthum stiftete, meistens waldig und von Slawen bewohnt sey. Es hat auch seine Richtigkeit, daß erst nach Errichtung des bamberger Bisthums diese Slawen, und zwar am spätesten die im Bamberger Oberlande und im Bayreuthischen Wohnenden unter Bischof Otto zum Christenthume bekehrt worden sind; und noch auf einer zu Bamberg im J. 1058 abgehaltenen Synode sagt der Bamberger Bischof Günther: das Volk dieses Bisthums, welches größtentheils slawischer Abkunft ist, hängt an heidnischen Gebräuchen, hat Abscheu vor der christlichen Religion,

*) S. die lateinische Urkunde in Eccard. Comment. de rebus Franciis orient. T. II. p. 894.

ist durch Heirathen der Verwandten und Verweigerung der Zehenden den Beschlüssen der Väter entgegen. *)

Die Traditiones Fuldenses p. 377 und 418 sagen: daß die Sorben — ein bekannter Slawenstamm — an der Saale, Honig und leinene Kleidungsstoffe, welche sie in ihrer Sprache Paltenas — eigentlich Platenj, Leinenstoff — nennen, als Tribut geben mußten.

Nach zwei Urkunden vom J. 1235 und 1246 **) waren in der Altenmark die Einwohner von vier Dörfern Kuzrenstorp, Horleger, Modenburch, Wodenburg in dieser Zeit noch Heiden und Slawen. Es sollte in der Mitte dieser Dorfschaften eine christliche Kirche gebaut, und wer sich aus ihnen nicht zum Christenthum bekehrt, von seinem Hofe vertrieben werden. Daß diese Dorfsnamen ursprünglich slawische Benennungen sind, ist unverkennbar, besonders wenn man weiß, wie allgemein die so häufige slawische Ausgangssylbe der Dorfsnamen Bor, ein Wald, in Burg oder Berg von den Deutschen verwandelt wurde. Ein Uiberblick, wie viele Orts- und Flußnamen man in Deutschland zum Theil bis an den Rhein, bis an die Nord- und Ostsee, ihren slawischen Ursprung nicht verläugnen können, die Betrachtung, daß Slawen noch heutigen Tages Krain, Kärnthen, Illirien, Dalmatien, Ungarn, Kroatien, Slawonien, Serbien, Bosnien, Polen, Rußland bis nach Asien bewohnen, daß in dem heutigen Rumelien, Bulgarien, Bessarabien so viele Ortsnamen sla-

*) S. Haas: Uiber die heidnischen Grabhügel bei Scheßlitz. S. 33.

**) S. Gerken's dipl. vet. March. T. II. p. 187.

wischen Ursprunges sind, die deutlichsten historischen Zeugniße, daß Slawen an der Donau in dem heutigen Ober- und Unterösterreich seßhaft waren,*) und Wien, Vindobona, von den seßhaft gewesenen Wenden seinen Namen hat, beweist, daß der noch heute ausgebreitetste und zahlreichste slawische Volksstamm es noch mehr in der frühesten historischen Zeit war.

Die von Mehreren ausgesprochene Meinung, als seyen die Slawen erst im fünften Jahrhundert nach Europa, oder wenigstens in ihre westlichen Europäischen Wohnsitze mit den Kriegsvölkern Attila's eingezogen, läßt sich keineswegs rechtfertigen. Bekanntermassen fand Attila seinen Tod im J. 453, und sein bis in die Ebene von Chalons unternommene Heereszug traf mehr die Donaugegend und Italien, als unser Böhmen. Kein gleichzeitiger Geschichtschreiber zählt zu den Völkern, welche er an sich zog, die Slawen, es wäre somit eine historische Sünde, wenn wir uns dieses erlauben möchten, besonders da wir so laut sprechende Zeugniße finden, daß die Slawen, kurz nach den Feldzügen Attilas als ein zahlreiches Volk in Städten und festen Plätzen seßhaft waren, Ackerbau betrieben haben, und sogar gegen Griechen und Römer zu Felde gezogen sind. Procopius de Bello Goth. L. 2 sagt nämlich bei dem J. 493, daß die Heruler, nachdem sie von den Longobarden vertrieben worden sind, von der Theiß zu den Dänen und Warnern, von da nach Thule gezogen seyen, und daß sie auf diesem Zuge durch — nach einer andern Leseart bei den Slawischen Völkern vorbei ziehen mußten. Jordanus de Goth. orig. et gestis L. 1. c. 6.

---

*) S. die Slawen in Oesterreich, von J. B. Heyrenbach in den neuern Abh. der k. böhm. Ges. d. Wiss. II. B. 1795.

nennt in eben dieser Zeitperiode die Slawen eine volkreiche Nation. Könnte dieß der Fall gewesen seyn, wenn sie kaum vor 40 Jahren mit den Hunnen eingewandert wären?

Wären die Slawen ein mit dem Heereszug der Hunnen, oder zu einer andern Zeit in der Markomanischen Periode plötzlich nach Böhmen eingewandertes Volk gewesen, so hätten uns die Römischen Geschichtschreiber das Factum ihrer Einwanderung um so weniger verschwiegen, je mehr sie sich um das Markomanische Reich, welches den Römern durch Jahrhunderte so viel zu thun gab, gewiß genau erkundigt haben. Sie erzählen uns genau die Kriegszüge des Gothischen Katuald, des Hermundurer Vibilius, des Quadischen Vannius, ferner des Vangio nnd Sido, deren Letzterer bei der vorgenommenen Theilung an der Spitze der Markomanen Böhmen beherrschte. Auch die späteren Streifzüge der Ostgothen, Longobarden, Thüringer und Franken nach Böhmen erzählen sie uns getreulich; sollten sie, die von den Ergebnissen der Markomanen in Böhmen genaue Wissenschaft hatten, nur von der Einwanderung der Slawen geschwiegen haben?

Das läßt sich durchaus nicht, und um so weniger annehmen, da dieses Stillschweigen sich ganz natürlich, und nach allen Regeln der Geschichtforschung daraus erklären läßt: weil keine Einwanderung der Slawen geschah, weil die Slawen die Ureinwohner des Landes waren, die von wechselnden fremden Fürsten beherrscht wurden, und die erst dann den Muth hatten, unter ihrem eigenen Namen mit dem Schwerte in der Hand als selbstständige Nation aufzutreten, als ihre fremden Beherrscher durch die langen

Kriege gegen die Römer, Hunnen und andere benachbarte Völker geschwächt, die Macht der Beherrschung verloren haben. Jede in ein Land eingewanderte Nation muß doch früher wo anders ihre Wohnsitze gehabt haben. Das 5.—6. Jahrhundert, in welches die Einwanderung der Slawen nach Böhmen versetzt zu werden pflegt, ist keine so finstere historische Zeit, wo die Fackel der Römischen und Griechischen Geschichtschreiber nicht schon, und zwar insbesondere über die wichtigsten politischen Begebenheiten in der Markomanischen Provinz — Böhmen geleuchtet hätte. Wie käme es also, daß über die früheren Wohnsitze der böhmischen Slawen ein so undurchdringliches Dunkel wäre? Und dennoch ist unter den neueren Geschichtforschern, deren Hr. Schaffarik S. 8 bis 14 seines oben angeführten Werkes mehr als 53 anführt, über die Abstammung und früheren Wohnsitze der Slawen eine solche Verschiedenheit der Meinungen, daß man hieraus den Schluß ziehen muß: es haben die gleichzeitigen Schriftsteller uns keine Nachrichten über Abstammung und frühere Wohnsitze der Slawen hinterlassen, und da doch Slawen und zwar in so großer Ausdehnung in Europa sind, so können wir, wie Surowiewsky und Schaffarik S. 54 d. a. W. sagt, den Ursprung, die Urwohnsitze der Slawen nur in den Slawen selbst, auf ihrem eigenen Grunde und Boden suchen, daß heißt: sie als Urvolk in ihren itzigen und mehreren andern Wohnsitzen, in welchen sie allmählig germanisirt wurden, anerkennen.

Sind sie aber das Urvolk in Böhmen, mit welchem Rechte könnte man behaupten, daß die ausgegrabenen heidnischen Alterthümer nicht den Slawen, sondern den Germanen angehören? Wie unbedeutend

in der Anzahl waren in Böhmen die Deutschen, ihre Kriegsvölker, welche hier unter ihren Anführern herrschten, gegen die slawischen Landesbewohner, welche von allen Geschichtschreibern als volkreich angegeben werden, und es auch seyn mußten, da ihre Beherrscher so zahlreiche Kriegsheere aus ihnen aushoben, so viele mit großen Menschenopfern verbundene Kriege führten?

Ptolomaeus rechnet allerdings zur Germania magna das Land vom Rhein bis zur Weichsel. Allein daraus kann nicht gefolgert werden, daß die in diesem Landstrich ausgegrabenen Alterthümer germanisch sind. Dieser alte Geograph des zweiten christlichen Jahrhunderts rechnet alle jene Länder zu Deutschland, welche von deutschen Fürsten beherrscht wurden, unbekümmert, ob auch die Landesbevölkerung germanisch war. Allein wenn es sich darum handelt, welchem Volke diese Alterthümer angehören, da kömmt es nicht auf die Beherrscher, sondern auf das beherrschte Volk an. So wenig heutigen Tages die Polen, die Böhmen, Mährer, Krainer u s. w. aufhören, ein slawisches Volk zu seyn, wenn gleich deutsche Regentenhäuser dasselbe regieren, eben so wenig haben die Slawen in Böhmen, Mähren, an der Elbe u. s. w. aufgehört Slawen zu seyn, wenn sie auch von germanischen Fürsten damaliger Zeit beherrscht wurden. Merkwürdig ist es aber, daß Strabo — der um ein Jahrhundert früher, somit noch während oder nicht viel später, als die Bojer, Böhmen beherrschten, schrieb, die Länge der Germania vom Rhein nur bis an die Elbe angiebt.

Wenn man die in den früher slawischen, nun deutschen Ländern bisher entdeckten heidnischen Alterthümer nach ihrer Lage betrachtet, so wird sich zeigen, daß bei weitem die Mehrzahl der heidnischen Aus-

grabungen nahe an solchen Orten, Bergen und Flüßen sich ergaben, deren Name unverkennbar aus der slawischen Sprache abstammt. In diesen Ländern waren die Slawen für alle Fälle die Landesbevölkerung vor, und zur Zeit der Einführung des Christenthums. Man wird daher versucht, selbst wenn man die Slawen nicht als Urvolk dieser Länder annehmen wollte, die daselbst ausgegrabenen Alterthümer für slawisch zu halten. Denn wenn hier die Deutschen von den Slawen wären verdrängt worden, würden letztere die Grab- und Opferplätze der erstern schon wegen der Gleichheit der Religionsbegriffe beibehalten haben; da aber die Slawen als die spätern, durch Jahrhunderte ihren Gottesdienst und Bestattung der Todten fortgesetzt haben mußten, so sollte man das Vorgefundene auch bei dieser Voraussetzung als für das Jüngere, und nicht für das Aeltere, somit für slawisch halten. Denn anzunehmen, daß die Slawen während ihres so langen Aufenthaltes in diesen Ländern keinen Religionskultus hatten, würde allen historischen Nachrichten, ja selbst aller Vernunft widersprechen.

Finden sich in Böhmen, ja selbst in Polen, Rußland, wo doch germanische Völker niemals seßhaft waren, Denkmäler der heidnischen Vorzeit in den ausgegrabenen Aschenkrügen u. s. w., warum sollten die Slawen gerade nur in den später germanisirten Provinzen spurlos gelebt haben?

Hr. Dr. Klemm spricht S. XVI. der Einleitung alle in Deutschland entdeckte Opfer- und Begräbnißplätze auch darum den Germanen zu: weil er die daselbst gefundenen metallenen Fibeln und Nadeln nicht für einheimische Fabrikate, sondern für eine von den Römern bezogene Waare hält,

welche die mit den Römern in keinem Verkehr gestandenen Slawen nicht beziehen konnten. Allein wir haben ja gerade ein unbestreitbares Zeugniß bei Tac. Annal L. II. c. 62., daß in Böhmens Hauptstadt Marobudum, als diese von Catuald im J. 19 n. Chr. erobert wurde, römische Kaufleute da sogar seßhaft waren. Wären daher diese Metallsachen auch wirklich römische Fabrikate, so hatten die Slawen durch diese römischen Handelsleute die Gelegenheit sie zu beziehen. Und warum sollten solche Fibeln, Nadeln, sie mögen aus Eisen oder aus Bronze seyn, nicht zu den einheimischen Fabrikaten gezählt werden können, besonders wenn man sie als slawisch annimmt? Sagt doch Ptolomaeus: Sub Hercynia silva Quadi, sub quibus ferri fodinae et luna silva; dieser Wald Luna, ist der zwischen dem heutigen Mähren und Böhmen befindliche Gebirgswald. Es ist somit eine Thatsache, daß im zweiten christlichen Jahrhundert im Markomanischen Reiche und zwar in Böhmen das Eisen nicht blos bekannt war, sondern auch zu den einheimischen Erzeugnissen gehörte; die in heidnischen Gräbern vorfindigen eisernen Beilagen machen somit die Grabstätte nicht zur germanischen; noch weniger thun dies bronzene Gegenstände. Denn nicht zu gedenken, daß man bei den amerikanischen Urvölkern Gegenstände aus Bronze, das ist aus einer Mischung von Kupfer und Zinn, gearbeitet fand, so habe ich selbst bei meinen Schlaner Ausgrabungen in einer großen Urne einen 3″ hohen Schmelztiegel gefunden. In der Höhlung, wo bei Freistadt in Oberösterreich an der böhmischen Gränze 50 bronzene Sicheln entdeckt wurden, war ebenfalls noch ein Klumpen Bronze als Material für die hier verfertigten Gußwaaren in Vorrath, bei Massel in Schlesien, bei Landshut wurden

sogar Gießformen ausgegraben *), bei Groß=Jena in Thüringen, am Limberge bei Thiede hat man Schmelztiegel, Schmelzlöffel und Reste von geschmolzenem Kupfer, bei Gampach in Solms=Braunfeldischen, bei Denim in Vorpommern Fragmente von Schmelztiegeln und Kuchen von geschmolzenem Erz ausgegraben. **)

Sollte man mich aber fragen: wie man die germanischen von den slawischen Grabhügeln der heidnischen Vorzeit unterscheiden könne, so gestehe ich offenherzig, daß ich diese Frage nicht befriedigend beantworten könnte. Nicht die Form der Urnen, nicht die Art der Verzierungen, nicht die Verschiedenheit des Stoffes, nicht das gröbere oder feinere Gebilde der Urne kann für die Nationalität entscheiden. Die Verschiedenheit des Stoffes hängt von der Beschaffenheit der nachbarlichen Erdarten ab, die künstlichere oder einfachere Form, die mehreren und feinern Verzierungen richten sich theils nach dem höhern oder gemeinern Stand des Beerdigten, theils nach dem verschiedenen Zweck des Geschirres, theils nach den verschiedenen Zeitperioden ihrer Verfertigung. Es ist natürlich, daß die Kunstfertigkeit und der Geschmack auch in der heidnischen Vorzeit sich immer gebessert habe. Von meinen ausgegrabenen Urnen ist die Mehrzahl mit geraden und mit wellenförmigen Linien, die wenigern mit Punkten, kurzen Strichen oder auf andere Art geziert, wie es der Uiberblick der gelieferten Abbildungen zeiget. Auch sind die allerwenigsten langhalsig, und Henkeln kommen seltener vor. Die Nationalität des Begräbnißplatzes muß mehr aus

---

*) S. Maslographia. S. 156. Bericht des Hrn. v. Braunmühl. 1828.

**) S. Kruse's deutsche Alterth. I. B. 4. H. S. 53.

der Geschichte und aus den vorfindigen Beilagen bestimmt werden. Die Geschichte muß uns nachweisen, welches heidnische Volk hier wohnte, die Beilagen verrathen, womit sich die hier zur Ruhe Bestatteten bei ihren Lebzeiten beschäftiget haben. Denn es ist sicher, daß die Heiden den Verstorbenen Attribute ihrer Beschäftigung im Leben, auch in das Grab mitgaben. Attribute des Ackerbaues, der Viehzucht und der friedlichen Gewerbe machen es wahrscheinlicher, daß hier die Uiberreste slawischer Völker ruhen. Denn daß diese ein die Landwirthschaft liebendes, und Ortschaften bauendes Volk waren, wissen wir und zwar ersteres aus Procop. L. III c. 14., letzteres aus Eginhard eben so gut, als daß Tac. Germ. c. 14. 16. beides den Germanischen Völkern zu seiner Zeit abspricht.

Schlußbemerkung.

Ich schließe wenigstens für dießmal die Aufzählung der Ausgrabungen heidnischer Uiberreste, welche durch mich und andere meines Wissens bisher in Böhmen vorgenommen worden sind. Es mögen wohl außer diesen noch an vielen Orten heidnische Uiberreste und unterirdische Denkmähler vorgefunden worden seyn, die aus Unkenntniß oder Gleichgültigkeit nicht beachtet, um so weniger bekannt gemacht worden sind. Schon Bienenberg beklagt sich im J. 1785 im 3. Theil seiner Alterthümer Böhmens S. 6 und 7 über die, der näheren Kenntniß der heidnischen Vorzeit so höchst nachtheilige Behandlung alterthümlicher Gegenstände, über das unzeitige Mißtrauen, mit welchem besonders Me-

tall-Funde geheim gehalten, und lieber eingeschmolzen, als dem Sachkundigen gegen eine weit besser lohnende Bezahlung überlassen werden!

Wie sehr würde die älteste Geschichte unseres Vaterlandes, seiner Kultur, seiner Bevölkerung gewinnen, wenn alle aus der grauesten Vorzeit noch vorhandene, unterirdische, heidnische Denkmähler zu Tage gefördert, wenn ihr Inhalt als Quelle der Geschichte benützt würde! Leider haben wir aus dieser heidnischen Vorzeit weder einen einheimischen noch einen auswärtigen Geschichtschreiber! Erst mit der Einführung des Christenthums lernten die Czechen Buchstabenschrift, und es brauchte einige Jahrhunderte, bis sich ein Chronist gebildet hat, dessen Jahrbücher auf uns gekommen sind. Böhmen war von Römern, Griechen, durch dazwischen gelegene Völker, zu weit entfernt, als daß das Volksleben die Aufmerksamkeit eines Geschichtschreibers dieser Nationen hätte erregen, oder daß dieser die verlässigen Materialien einer Geschichte hätte sammeln können.

Wir sind daher rücksichtlich unserer vaterländischen, heidnischen Vorgeschichte einzig auf drei Quellen beschränkt: auf unsere Czechische Sprache, auf die in Böhmen vorkommenden Ortsnamen, und auf die Ausgrabungen der heidnischen Denkmale. Jede solche Ausgrabung liefert uns den Beweis, daß an dem Orte derselben schon im Heidenthume Menschen gelebt — gewohnt haben; sie lehrt uns, welche technische Fertigkeiten ihnen eigen waren, welchen Grad der Kultur wir bei ihnen voraussetzen können; sie giebt uns Aufklärung über damalige Religionsbegriffe, Sitten und Gebräuche und die Gelegenheit, Vergleichungen mit den Ausgrabungen in andern Ländern zu machen, darauf Schlüße auf die Verwandtschaft

und die gemeinschaftliche Abstammung ihrer Bewohner zu bauen.

Je mehrere heidnische Grabstätten und Opferplätze wir entdecken, einen desto deutlicheren Begriff erhalten wir über die Bevölkerung unseres Landes, über das Alterthum der Ortschaften, kurz über den Zustand unseres Vaterlandes in dessen vorhistorischer Zeit. Schon die hier aufgezählten 82 Fundorte bewähren: daß Böhmen in der heidnischen Vorzeit nicht etwa von nomadisch herumziehenden Horden, sondern von standhaft seßhaften, mit technischen Kenntnißen und Fertigkeiten begabten Bewohnern bevölkert war, da nur diese fixe, ausgedehnte Begräbniß- und Opferplätze haben konnten. Die Menge der an den meisten dieser Orte vorgefundenen Asche, Knochen, Gefäße u. s. w. deutet unwidersprechlich dahin, daß entweder die Localbevölkerung nicht klein, oder daß sie daselbst durch sehr lange Zeit ihre Todten beerdigt, ihre Opfer verrichtet habe. Wird überdieß erwogen: daß an Orten, wo mit einiger Sachkenntniß den unterirdischen, heidnischen Denkmählern geflissentlich nachgespürt wird, sie auch in ziemlicher Nähe an einander vorgefunden werden, wie z. B. in Hradisst, Podmokl, Zwikowetz, Teikow, Teikowitz, Rinitz oder in Teplitz, Schallan, Webessan, Radlstein, Wlastislaw, Dubkowitz u. s. w., so ist es wahrscheinlich, daß gleiche Nachforschungen auch in andern Gegenden gleiche Resultate liefern würden, und dann wäre wohl der Beweis hergestellt, daß Böhmen schon in der ältesten vorhistorischen Zeit sehr viele, wenn auch weniger ausgedehnte Ortschaften hatte, daß es schon in dieser vorhistorischen Zeit bedeutend bevölkert war.

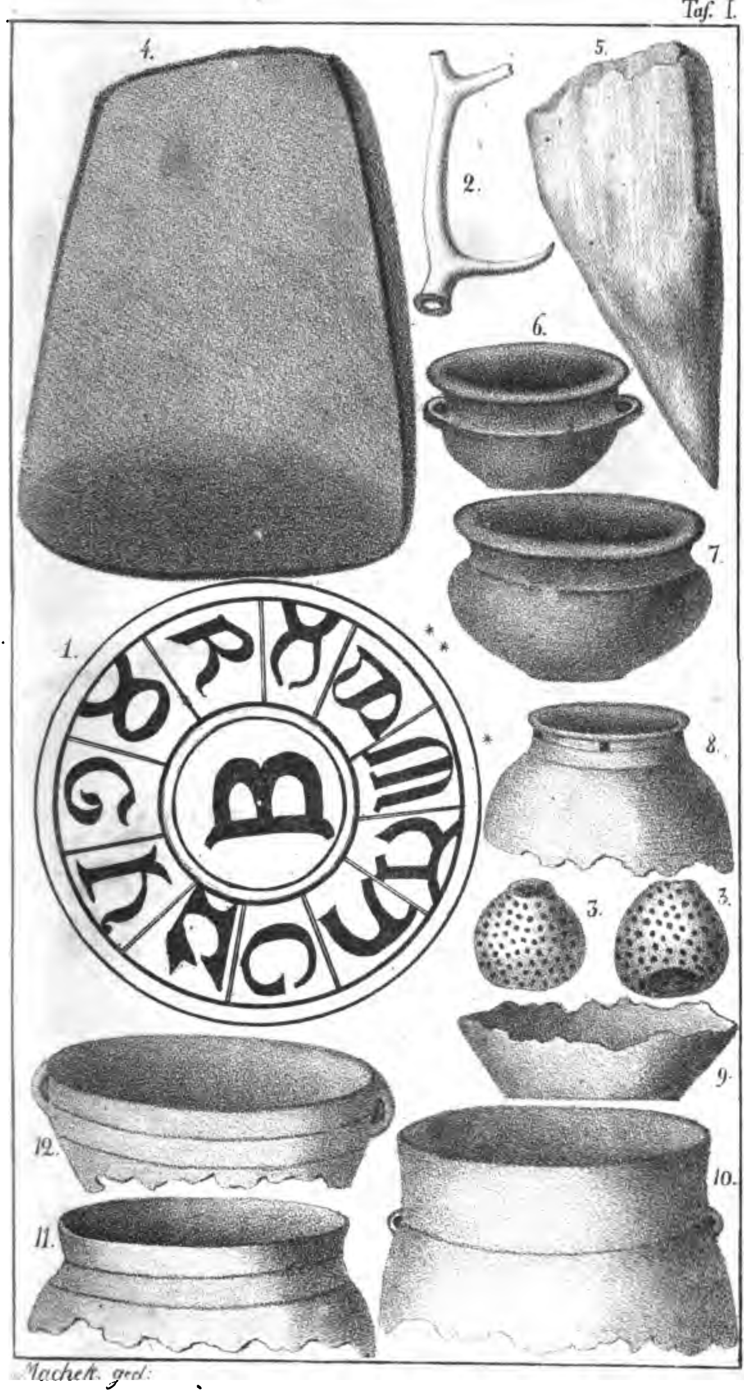
Möchten diese Ansichten recht viele Vaterlandsfreunde bestimmen, diese im Schooße der Erde ruhen-

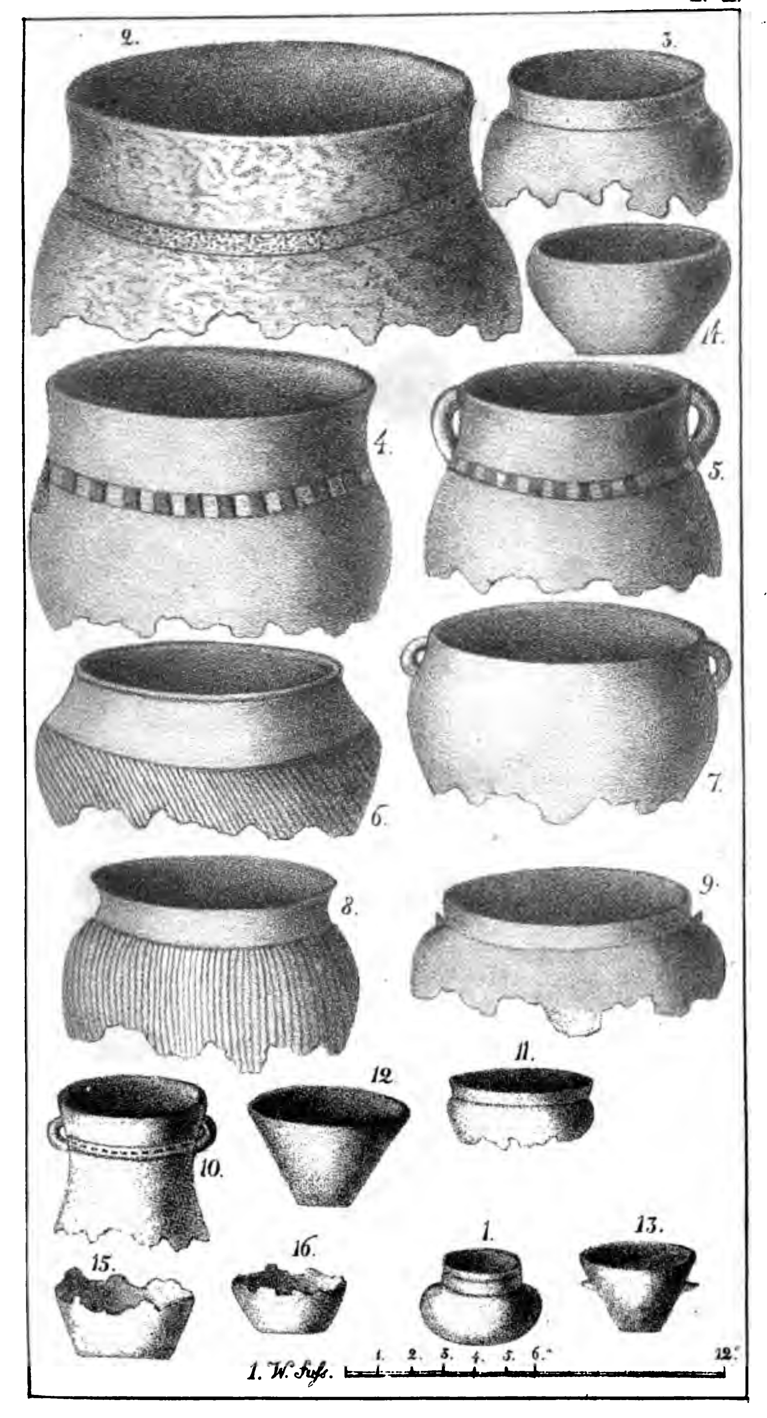
den Zeugen einer längst verschwundenen Zeit zu beschwören, aus ihren tausendjährigen Gräbern aufzustehen, und Zeugniß abzulegen von dem Leben jener Zeit, in welche keine Fackel der Geschichte leuchtet! Jeder aus dieser tiefen Quelle mühsam errungene Beitrag zur Geschichte der Vorzeit ist höchst willkommen; jeder Versuch, die Geheimnisse der Vorzeit zu enthüllen, selbst dann höchst schätzbar, wenn er uns nicht unmittelbar in den Tempel der Wahrheit, sondern in die Vorhalle der historischen Vermuthungen leitet, deren Dämmerung bei fortgesetztem Forschen allmählig zum Tageslicht erhellt werden wird.

Ich liefere [illegible] T. XXXV. eine Landkarte Böhmens *), in welcher alle Ortschaften und Gegenden bezeichnet sind, wo meines Wissens bisher heidnische Uiberreste gefunden worden sind. Schon ihr Uiberblick dürfte lehrreich seyn! Möchte durch fortgesetzte glückliche Nachgrabungen, besonders im südlichen Böhmen, welches doch gleichzeitig nicht menschenleer gewesen seyn kann, recht bald diese Karte vervollständigt werden!

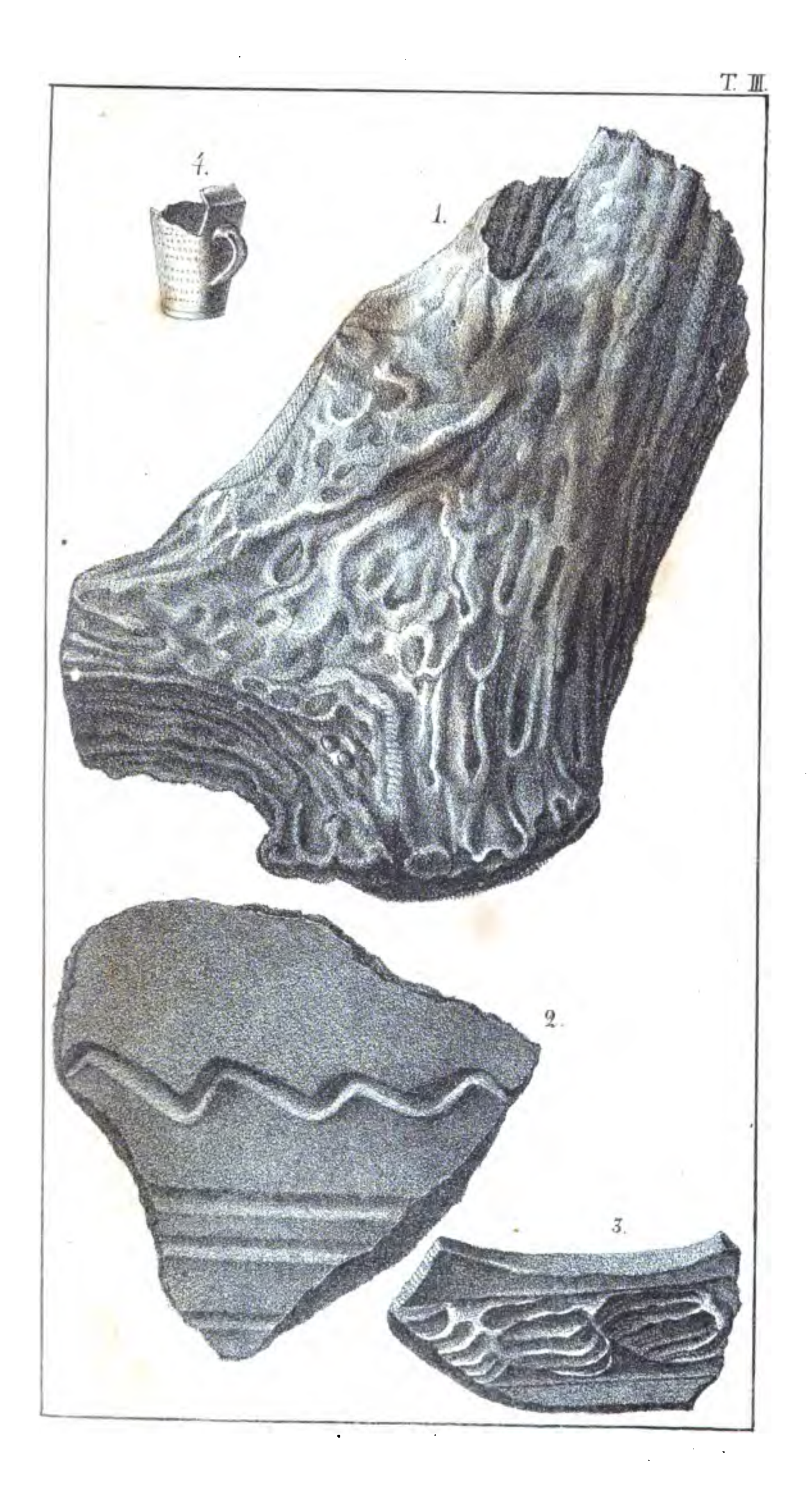
---

*) In dieser Mappe, an der nördlichen Gränze, ist zu verbessern: Teskaer in Leskaer B., Radstein in Radlstein.

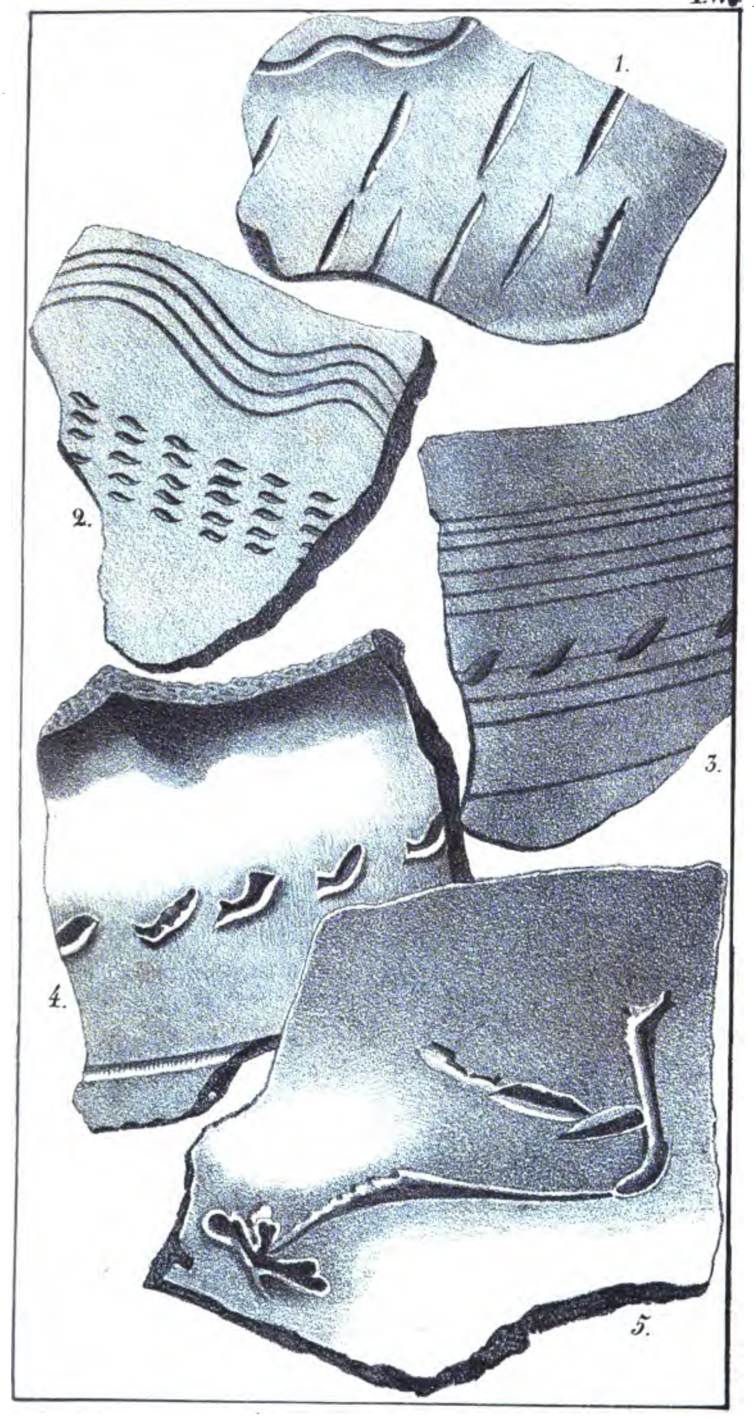

Taf. I.
4.
2.
5.
6.
7.
1.
8.
3.
3.
9.
12.
10.
11.
Machek. gez:

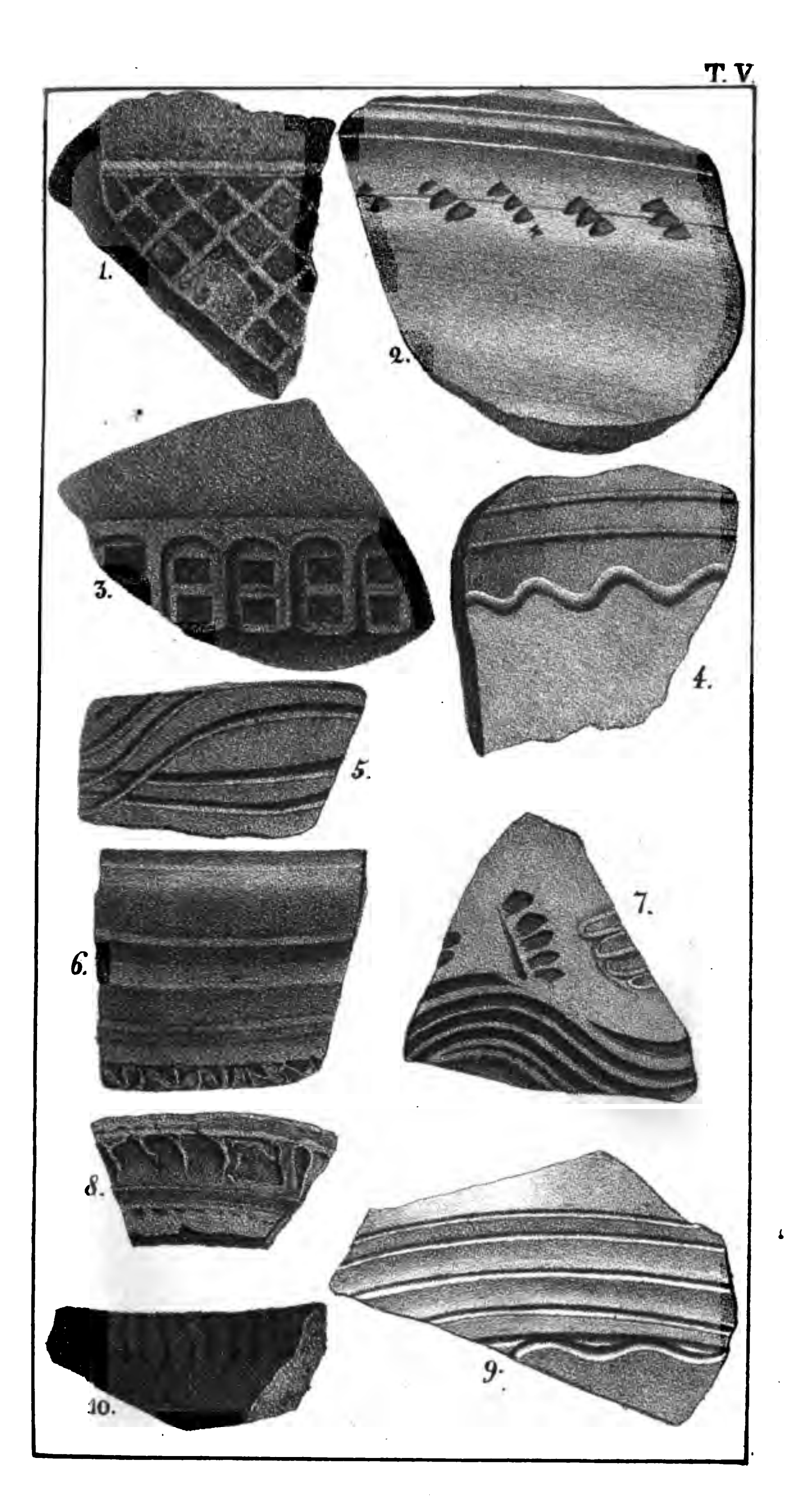


2.
3.
14.
4.
5.
6.
7.
8.
9.
11.
12.
10.
15.
16.
1.
13.
1. W. Fufs.
1. 2. 3. 4. 5. 6." 12."


4.
1.
2.
3.

T. V[illegible]




1.
2.
3.
4.
5.
6.
7.
8.
9.
10.

6.

2.

4.

3.

1.

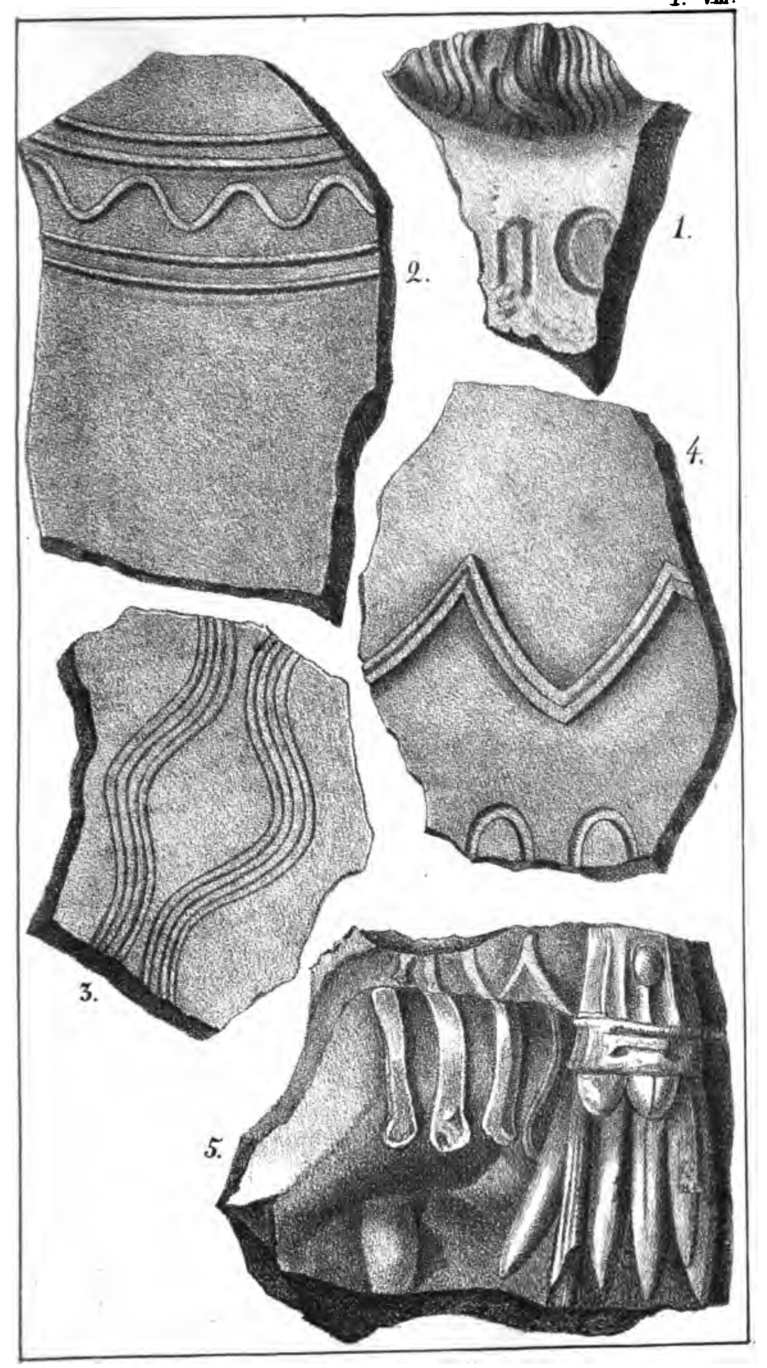
5.

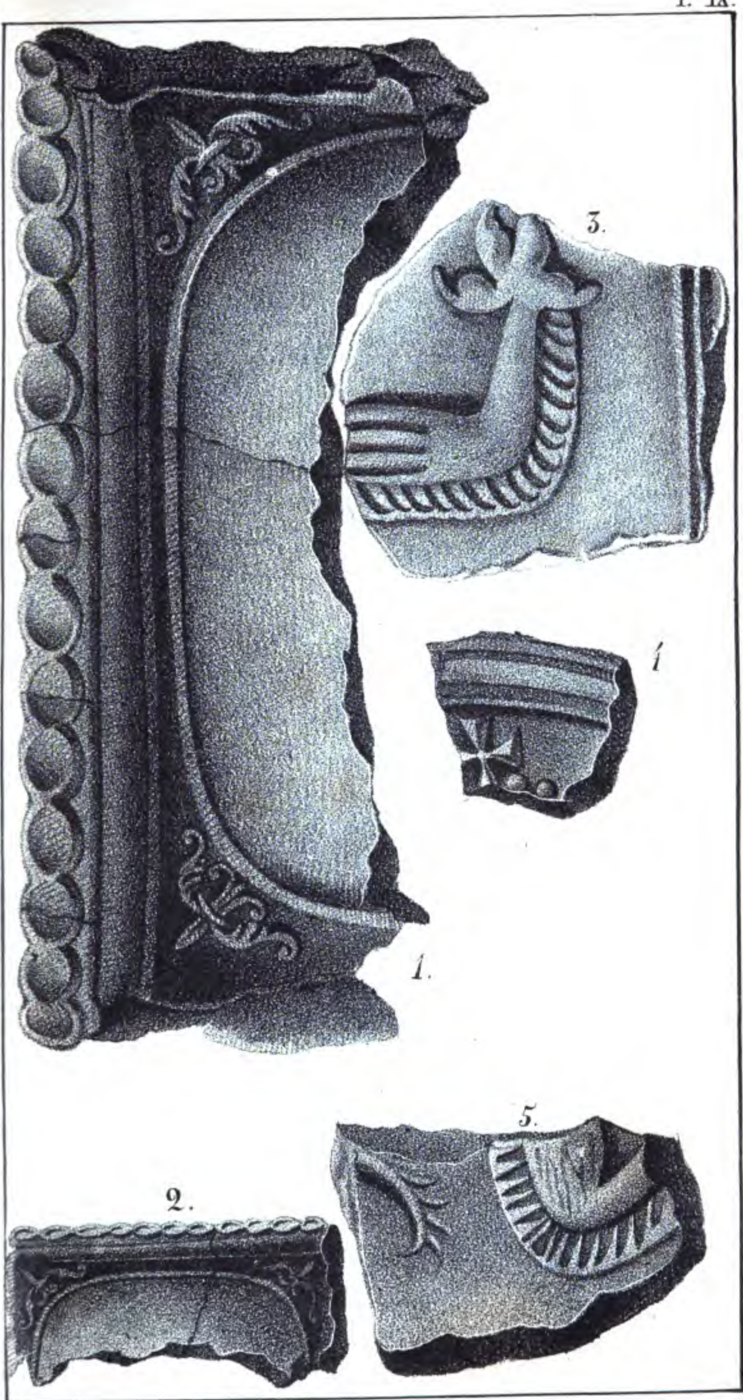
7.

Schier. lit:

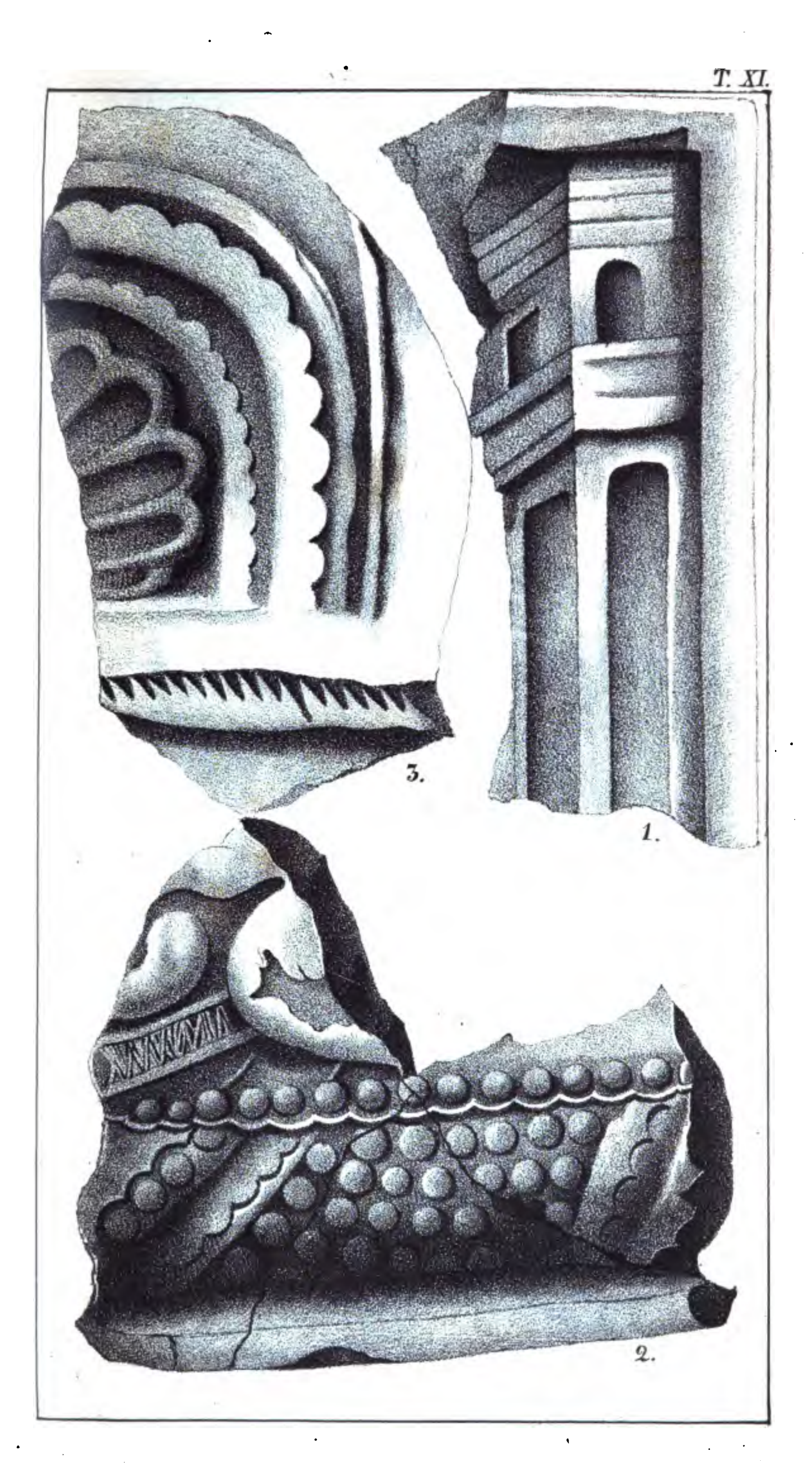


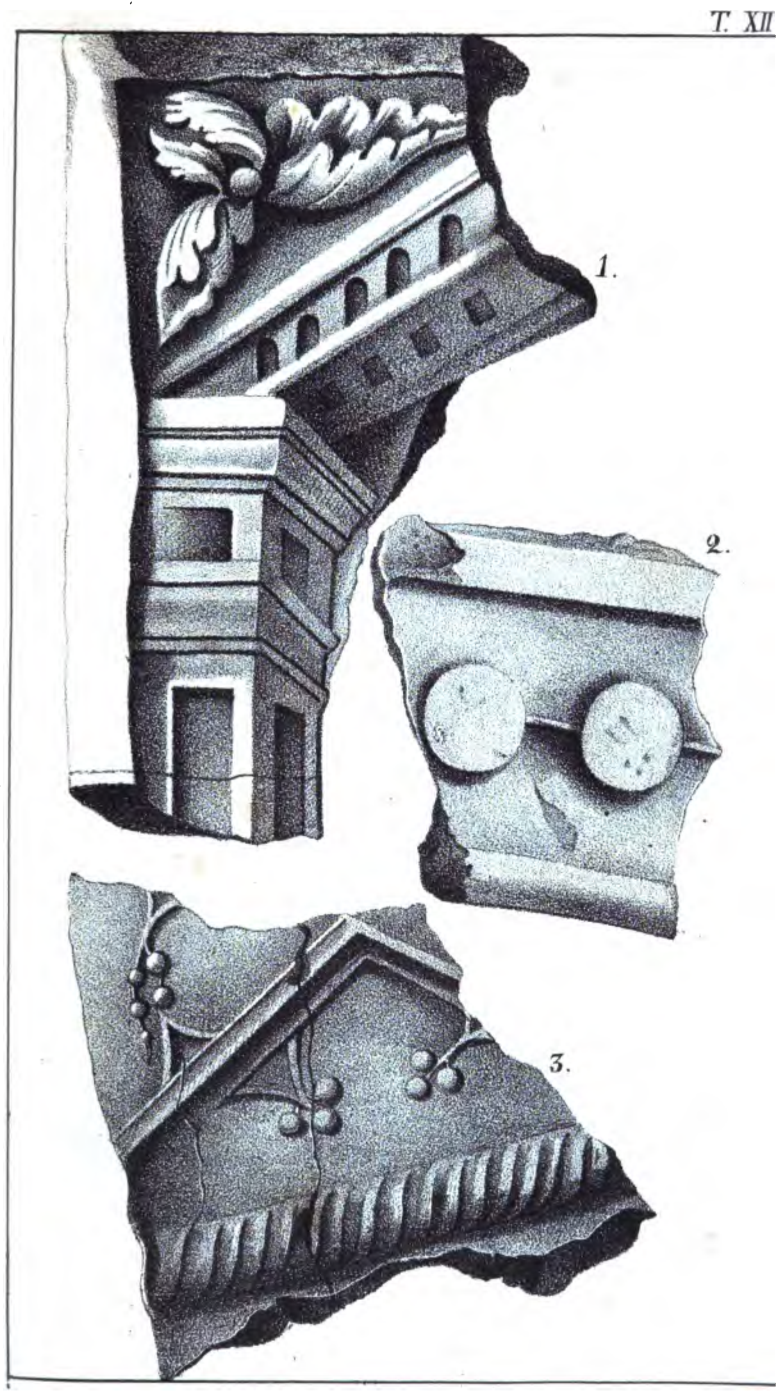
1.
2.
3.
4.
5.
6.

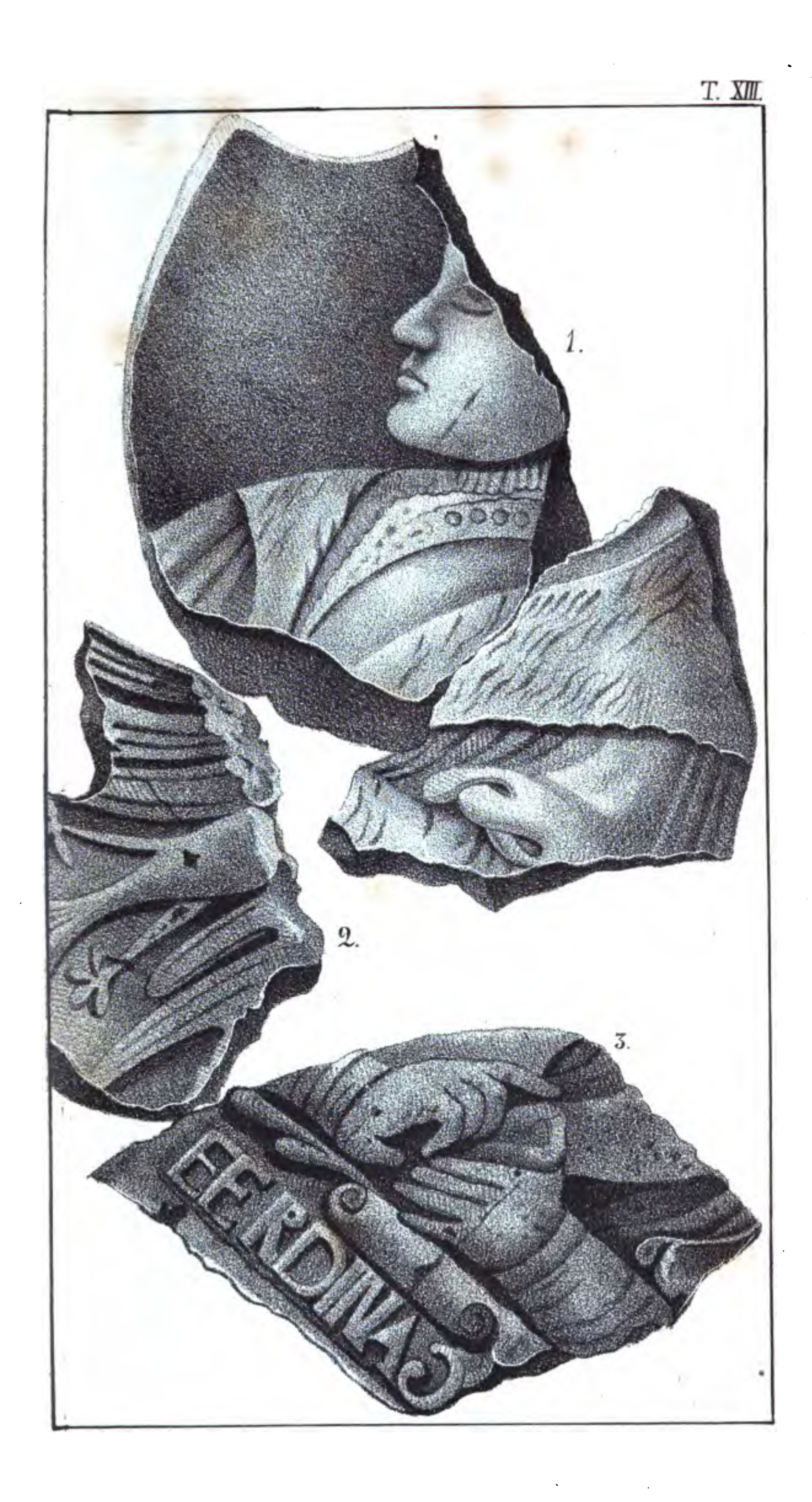

1.
2.
3.
4.
5.

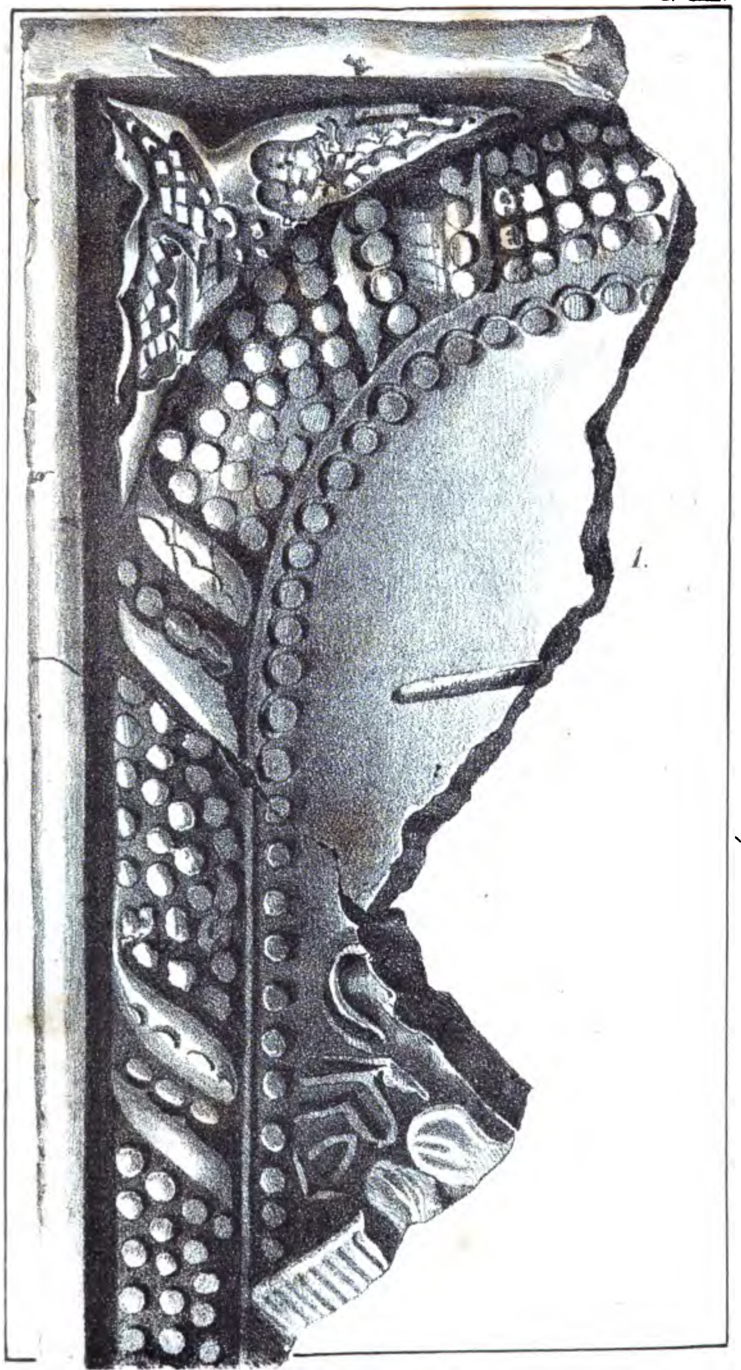

3.
4
1.
5.
2.


1.
2.

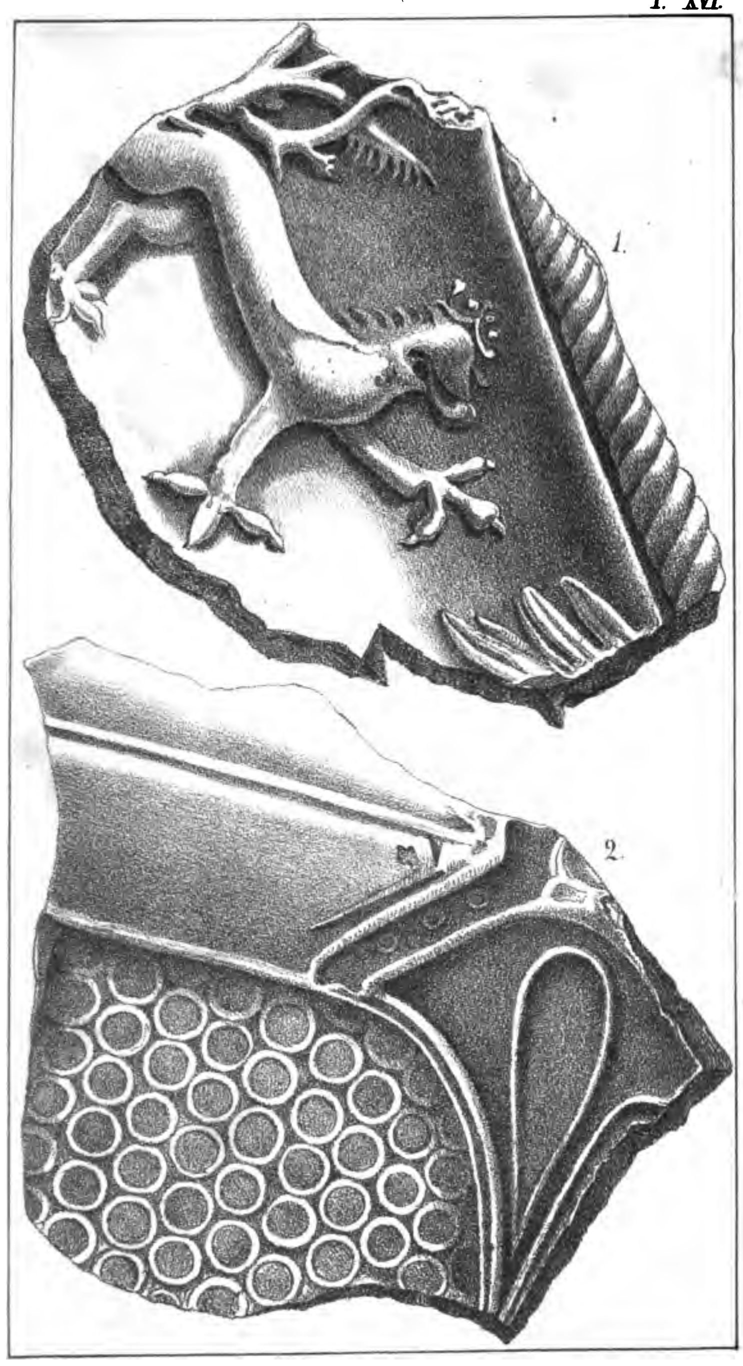

3.
1.
2.

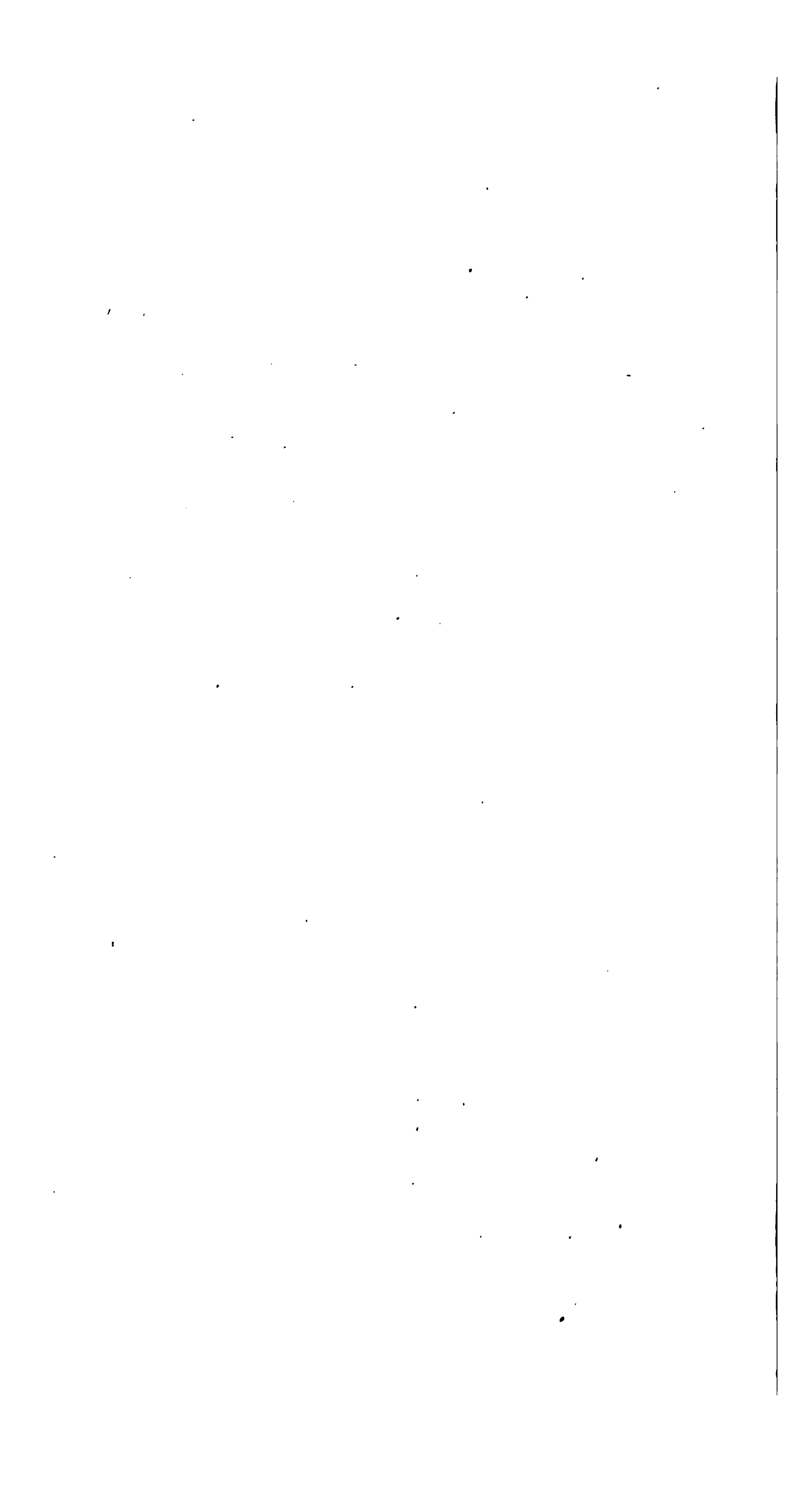

1.
2.
3.

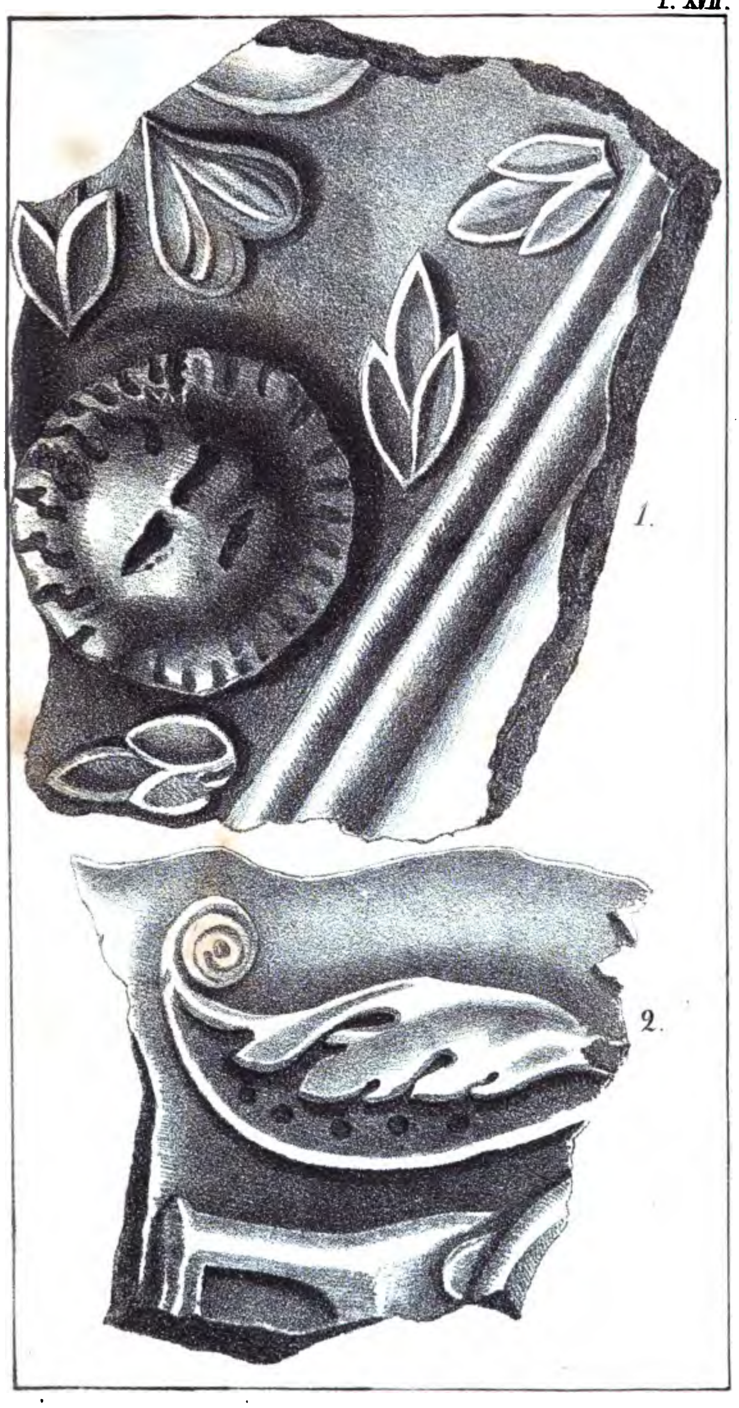

1.
2.
3.

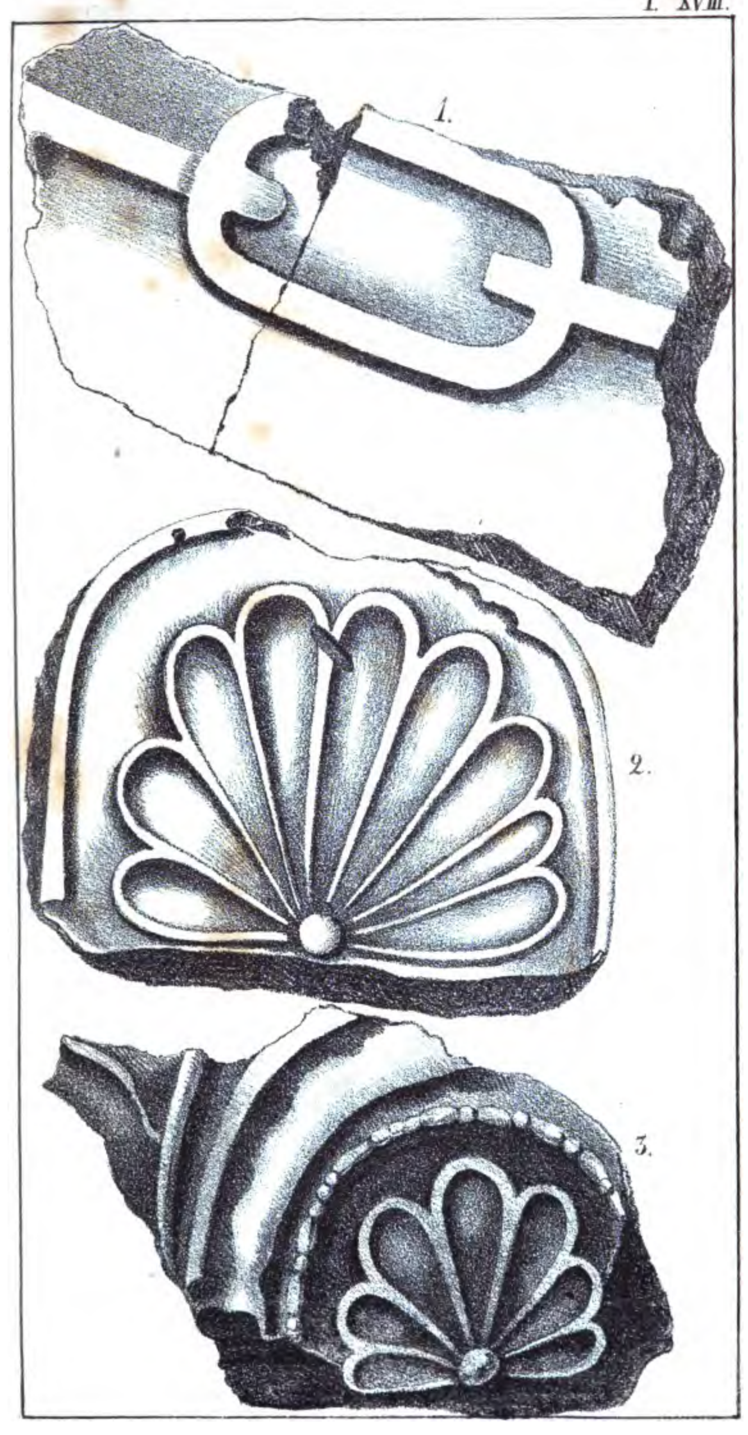

1.

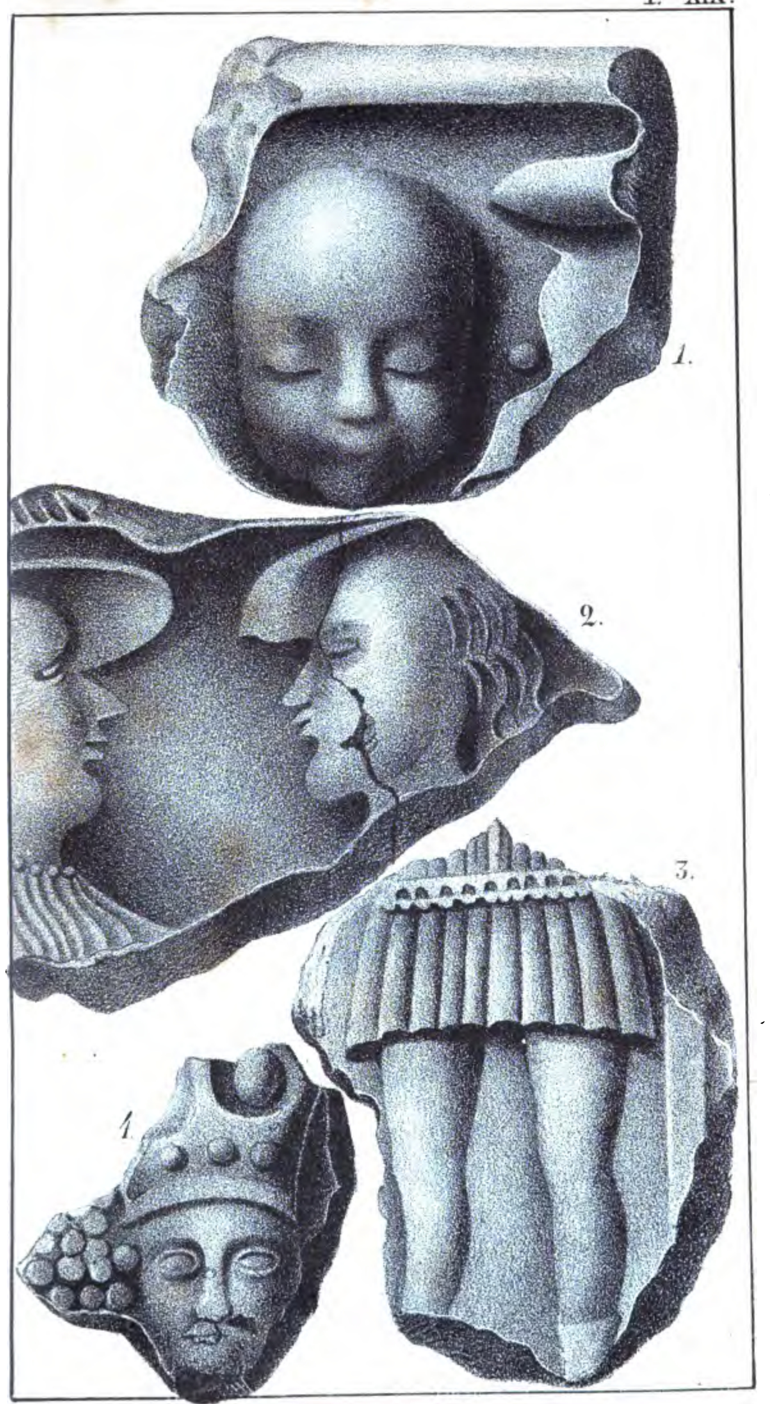

1.
2.

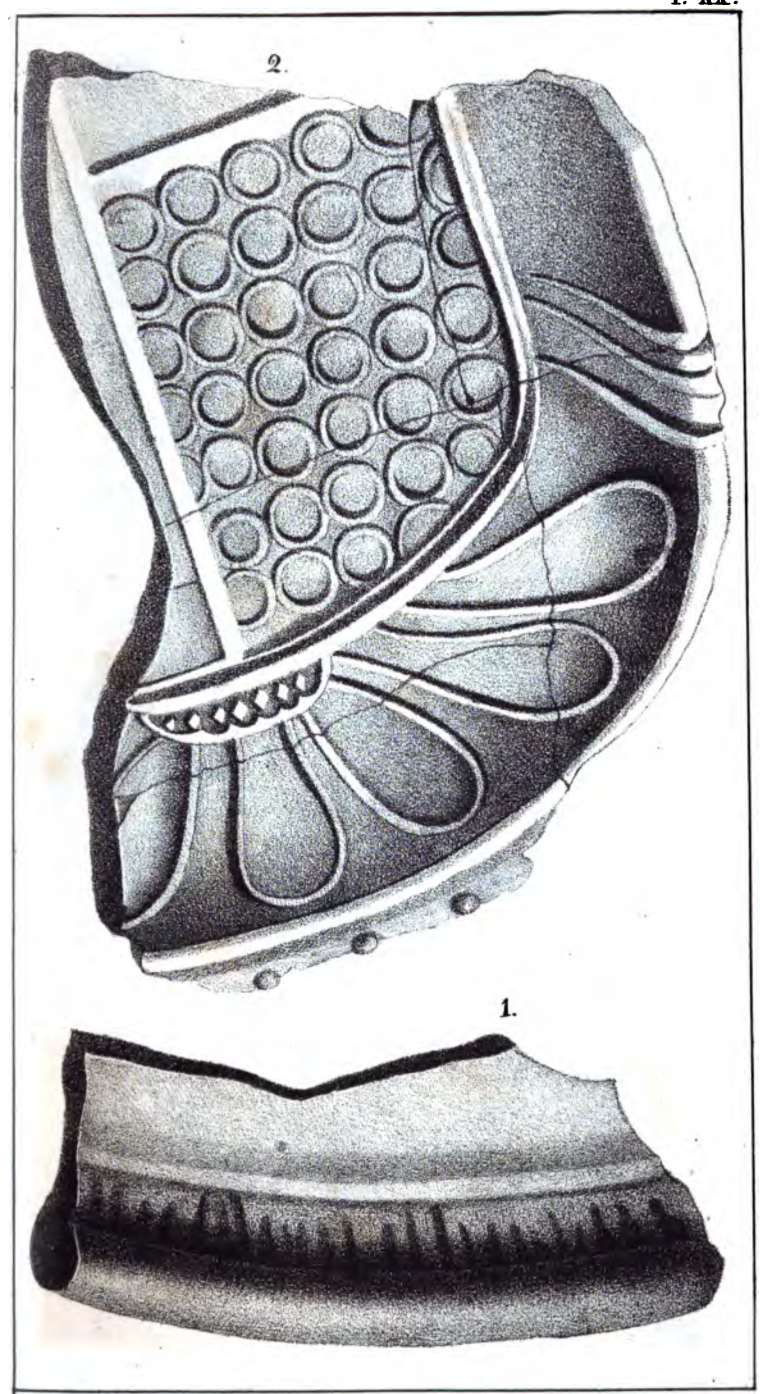

1.
2.




1.
2.


1.
2.
3.


1.
2.
3.
4.


2.
1.

1.

2.

e.

c.

3.

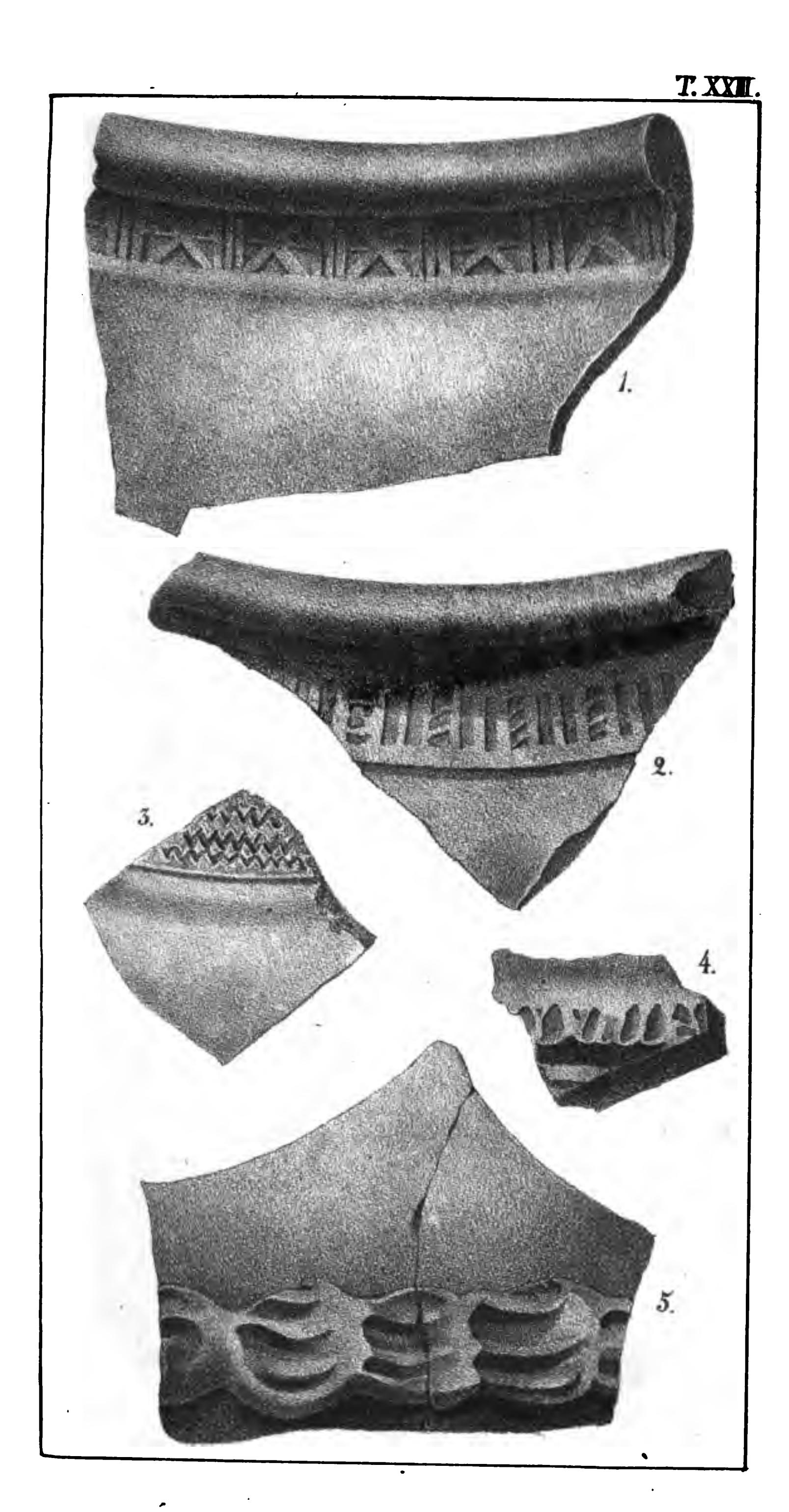
b.

d.

a.



1.
2.
3.
4.
5.
6.

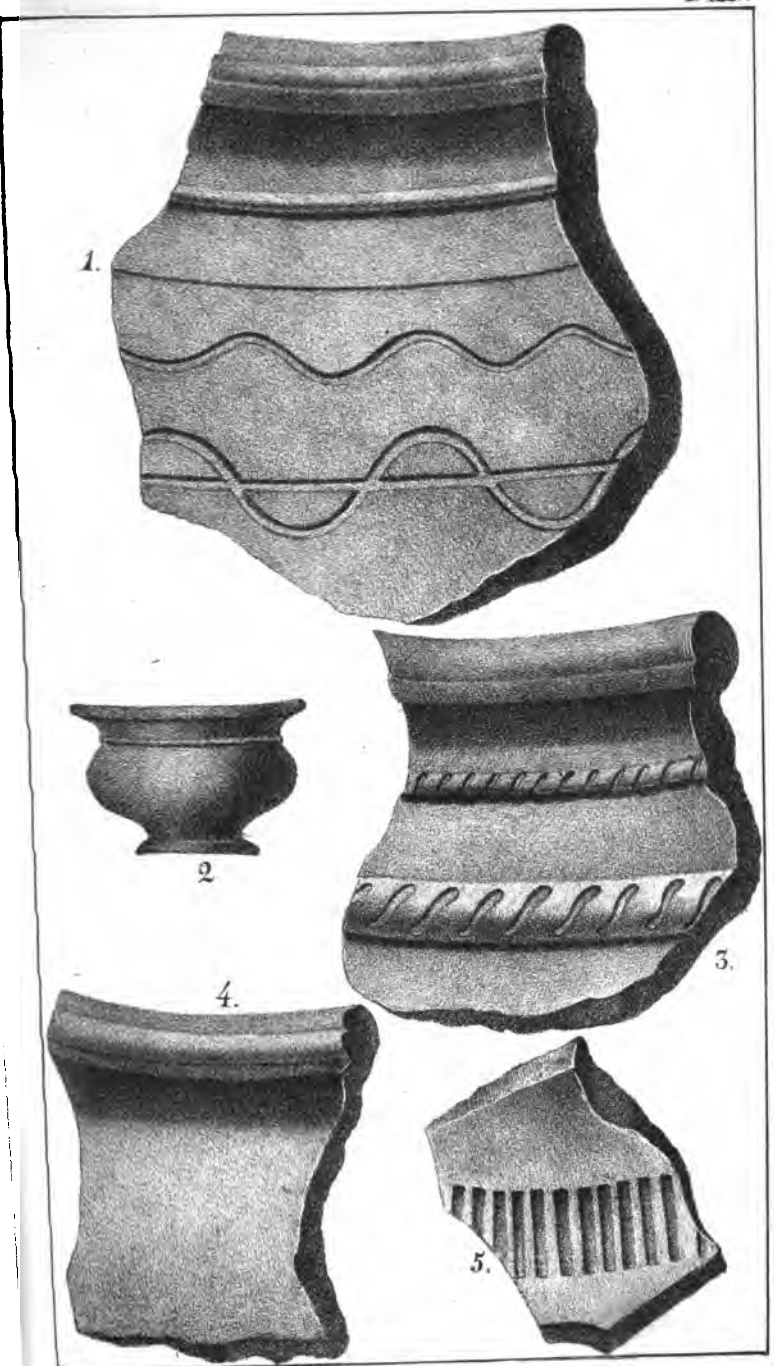

1.
2.
3.
4.
5.

1.

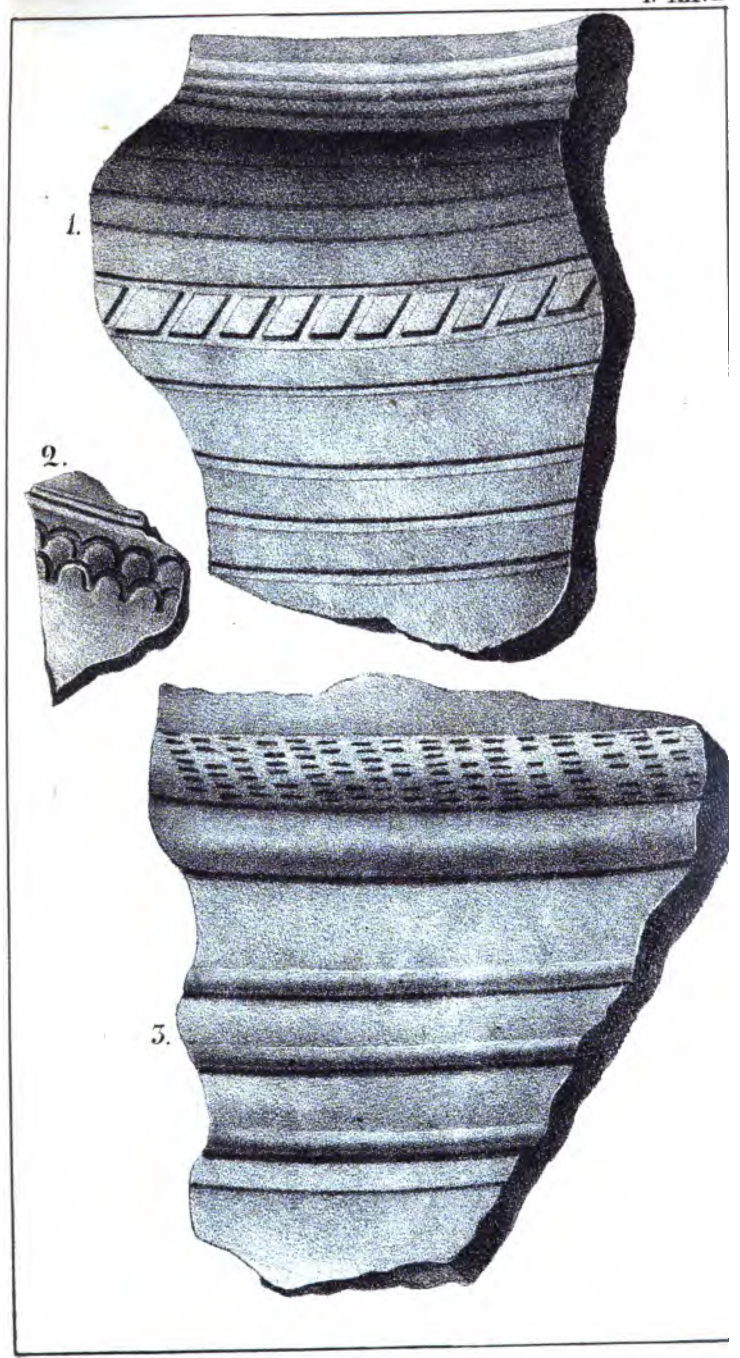
2.

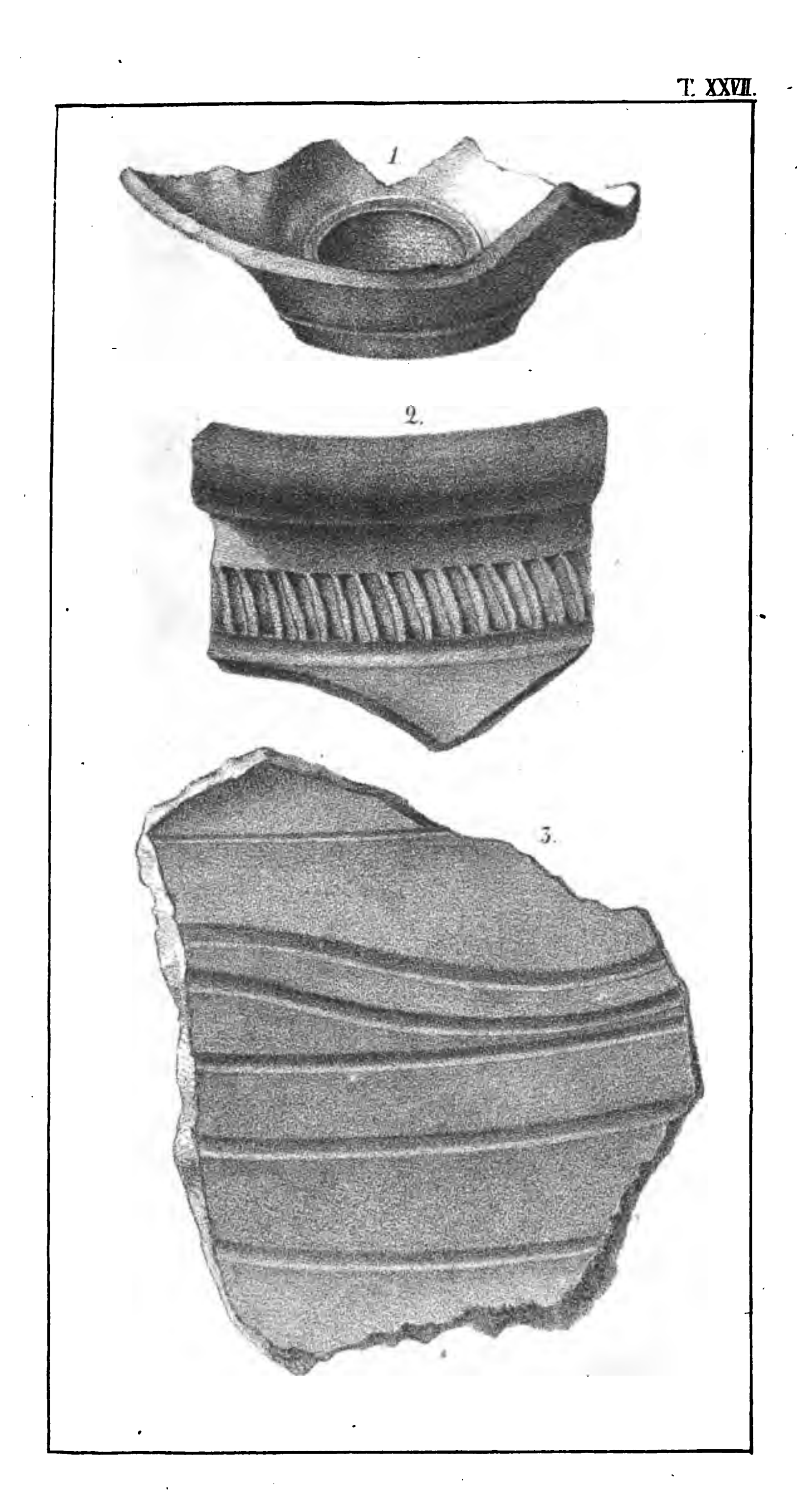
3.

4.



1.
2
3.
4.
5.


1.
2.
3.


1.
2.
3.

1.

2.

4.

3.

5.

1.

2.

3.

4.

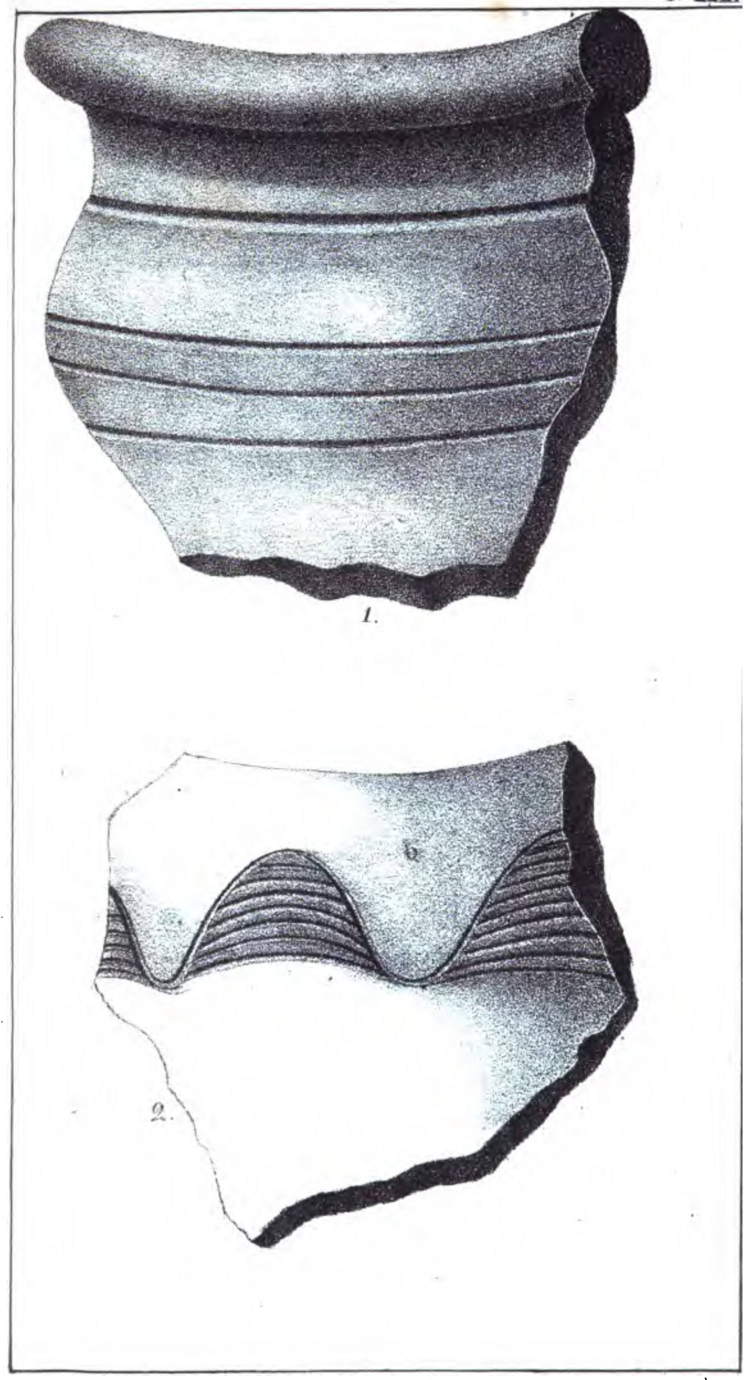
1.

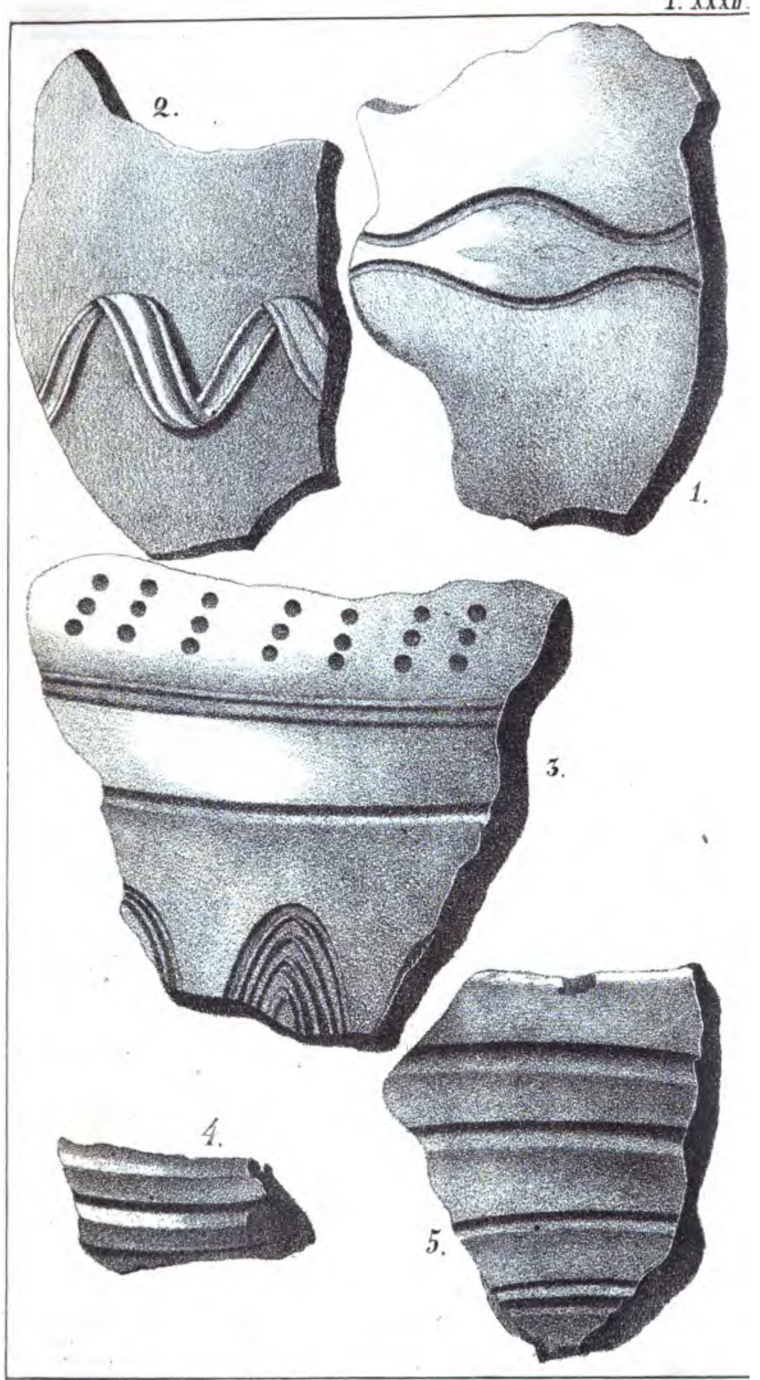
2.

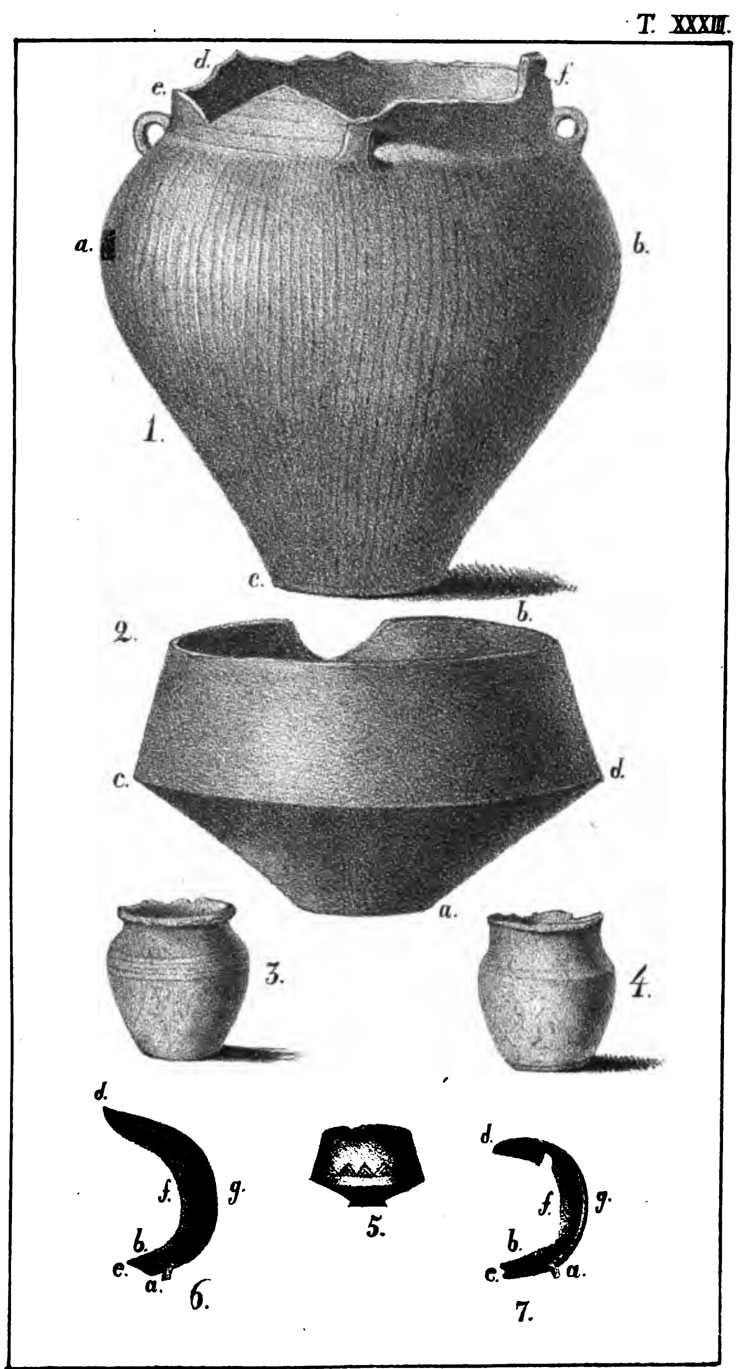
3

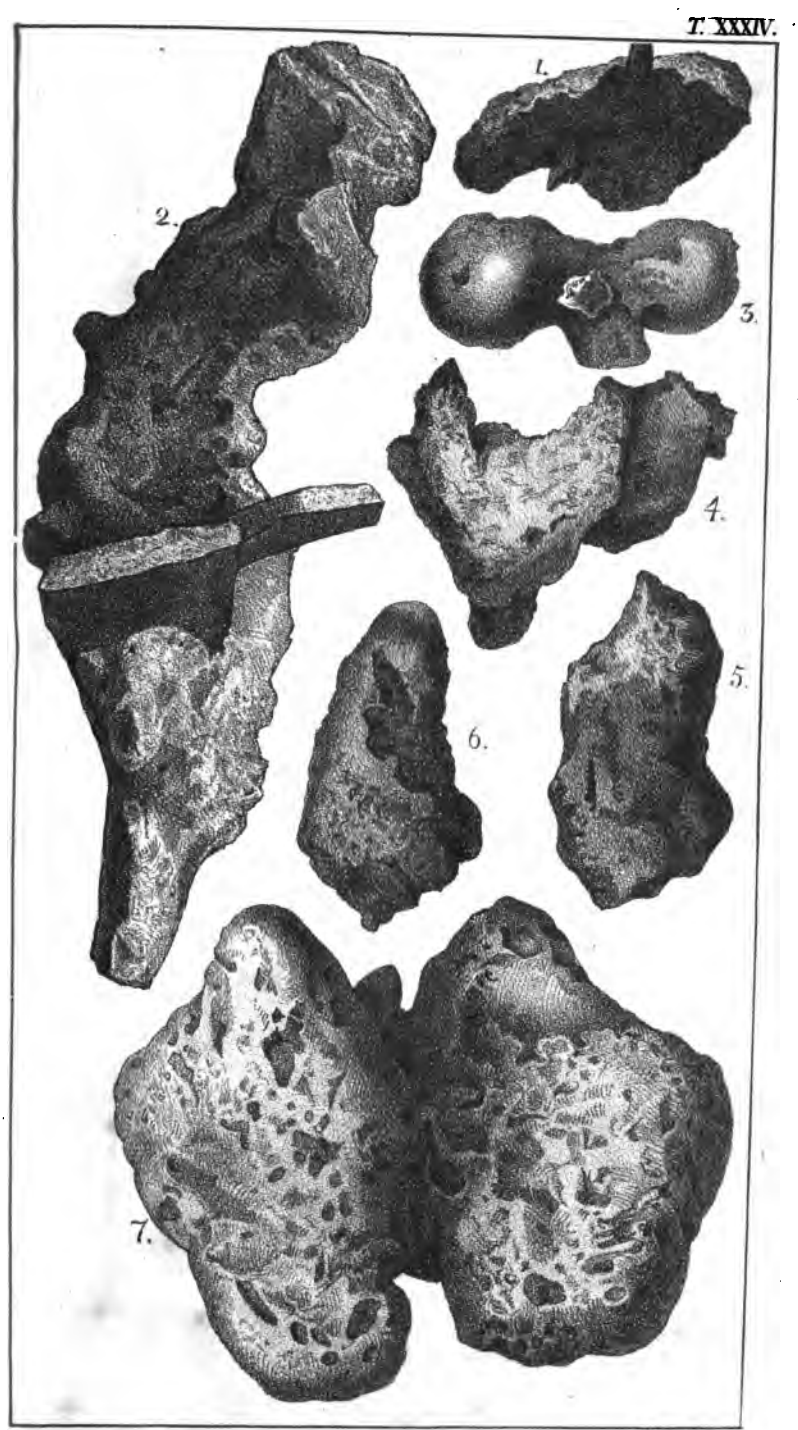
4.

5.


1.
b
2.

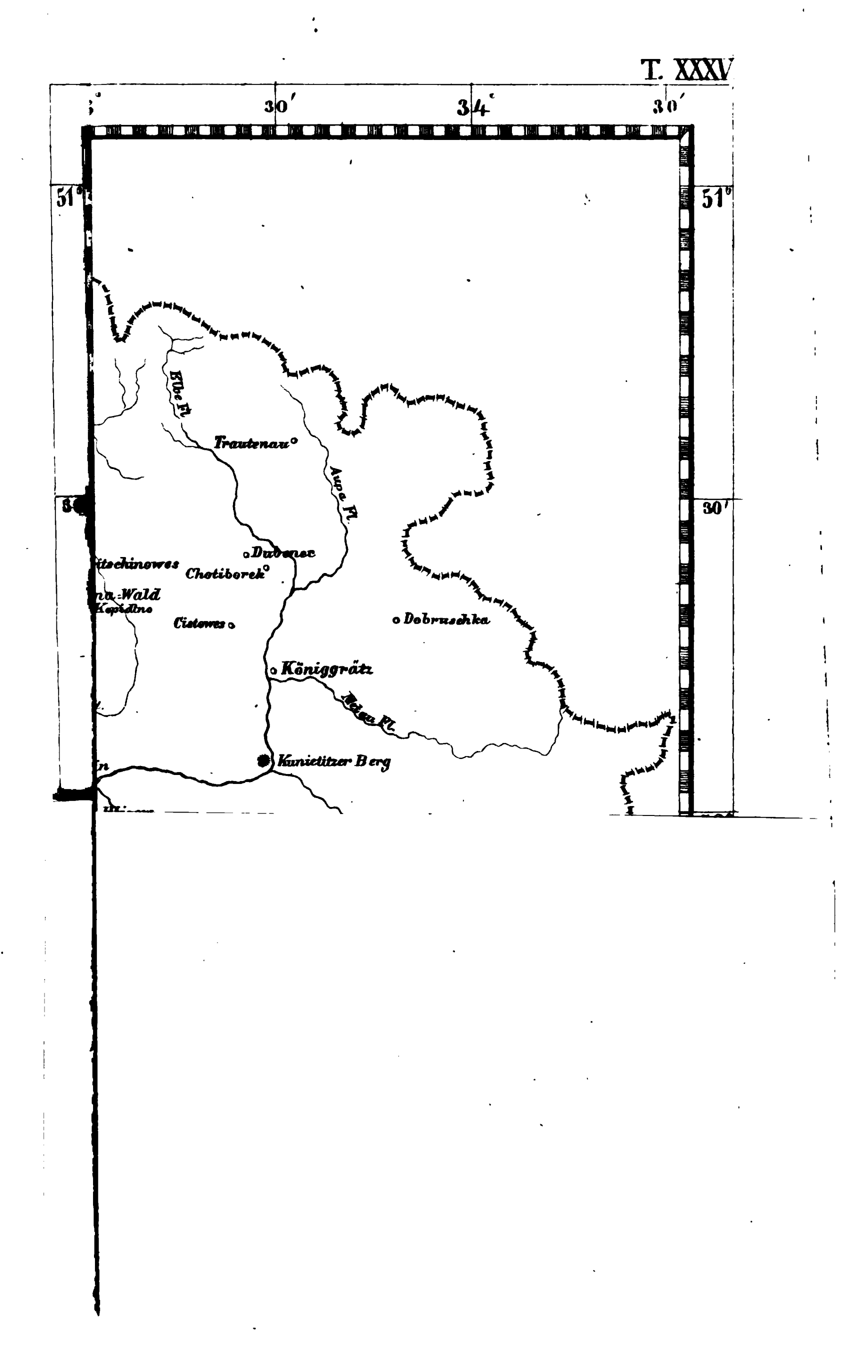

2.
1.
3.
4.
5.


d.
e.
f.
a.
b.
1.
c.
2.
b.
c.
d.
a.
3.
4.
d.
f.
g.
b.
e.
a.
6.
5.
d.
f.
g.
b.
e.
a.
7.



Schter. C.

T. XXXV



30′
34°
30′
51°
51°
30′
Elbe Fl.
Trautenau
Aupa Fl.
Dubenec
Chotiborek
Dobruschka
Cistowes
Königgrätz
Adler Fl.
Kunietitzer Berg

